

Beiträge
zur
altbayerischen Kirchengeschichte

Herausgegeben
vom Verein für Diözesangeschichte
von München und Freising e. V.

Band 38

DEUTINGERS BEITRÄGE 38

Beiträge

zur

Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbistums München und Freising

Begründet

von Martin von Deutinger

fortgesetzt

vom Verein für Diözesangeschichte
von München und Freising e. V.

Der ganzen Reihe
38. Band

1989

Beiträge
zur
altbayerischen Kirchengeschichte

Herausgegeben
vom Verein für Diözesangeschichte
von München und Freising e. V.
durch Sigmund Benker

Band 38



MÜNCHEN · IM VERLAG DES VEREINS · 1989

Verlag
Verein für Diözesangeschichte von München und Freising e.V.
Postfach 360, 8000 München 33

In Kommission bei Seitz Druck GmbH, 8000 München 80, Vogelweideplatz 11

1989

ISBN 3 87744 039 8

Alle Rechte vorbehalten

Inhalt

Stockmeier Peter, Der Himmlische Arzt. Christus als Apotheker und Arzt. Ein barockes Bildmotiv im Bereich des Erzbistums München und Freising	9
Benker Sigmund, Peter Stockmeier in memoriam	21
Flohrschütz Günther, Die ritterbürtigen Familiaren des Klosters Weihenstephan und ihre Verwandten	25
Heß Alois – Hans Ramisch, Das „Büchlein über das Pflanzen von Bäumen“ des Tegernseer Abtes Konrad Ayrinschmalz vom Jahr 1479 .	65
Beckenbauer Alfons, Die Visitationen in der Fürstpropstei Berchtesgaden von 1735 bis 1743 nach den Protokollen der Franziskanerpatres des Klosters Berchtesgaden	179
Gilch Eva, Bruderschaften heute. Eine empirische Untersuchung in der Stadt München	235
Lutz Fritz, Die Kirche St. Philippus und Jakobus in Daglfing	275
Nachruf auf Professor Adolf Wilhelm Ziegler	283
 Chronik	
Kronberger Franz Xaver, Chronik der Erzdiözese München und Freising für das Jahr 1988	287
Brenninger Georg, Chronik des Vereins für Diözesangeschichte für das Jahr 1988	295
Buchbesprechungen	297

Autoren

Beckenbauer Alfons,
Landshut, Carossaweg 3

Benker, Dr. Sigmund
Freising, Kochbäckergasse 1

Flohrschtütz, Dr. Günther
München 81, Soldauer Straße 11

Gilch Eva, M.A.
Nördlingen 1, Hohlweg 1

Heß, Alois,
Freising, Sighartstraße 3

Lutz, Fritz
Krailling, Luitpoldstr. 11

Ramisch, Dr. Hans
München 60, Lustheimstraße 14

Stockmeier, Prälat Prof. Dr. Peter †



„Der Himmlische Arzt“
 Stephanskirchen b. Hemhof, Kirche
 Kopie aus der Mitte des 19. Jahrhunderts
 nach einem um 1800 entstandenen,
 heute im Mesnerhaus aufbewahrten Vorbild



Prof. Dr. Peter Stockmeier † 19. 11. 1988

Der Himmlische Arzt

Christus als Apotheker und Arzt Ein barockes Bildmotiv im Bereich des Erzbistums München und Freising

Von Peter Stockmeier †

Unter den vielfältigen Bildmotiven der Barockzeit, die ein breites Spektrum christlicher Tradition widerspiegeln, begegnet mehrfach die Darstellung Christi als Apotheker oder Arzt, und zwar auch im Bereich des Erzbistums München und Freising.

Diesem Bildmotiv liegt offensichtlich eine Übertragung von Elementen aus dem Heilwesen zugrunde, während bekannte Patrone der Ärzte, wie der Evangelist Lukas, ihre Wahl dem Umstand verdanken, daß sie selbst als Ärzte galten (Kol 4, 14), ein Befund, der auch für die Heiligen Kosmas und Damian zutrifft. Schon diese Tatsache zeigt, daß die Rede von Christus als Apotheker oder Arzt nicht den Gedanken des Schutzpatrons aufnimmt, sondern zum Verständnis seiner Sendung beitragen will, wobei für die Frühzeit des Christentums die Konkurrenz zum großen Heilgott der Antike, zu Asklepios, sichtbar wird. Die Deutung des Bildmotivs kann also nicht allein aus der Beschreibung der Attribute erfolgen, sie muß die Geschichte dieser Bezeichnung verfolgen, in der sich nach Art neutestamentlicher Würdetitel die Vorstellung vom wahren Heiland der Menschen äußert.

Abgesehen von einzelnen Hinweisen setzte die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema Christus – Apotheker/Arzt erst in diesem Jahrhundert ein, wobei die Bestandsaufnahme der vorhandenen Bilder am Anfang stand. Es waren einzelne Bilder aus verschiedenen Regionen, die zunächst vorgestellt wurden und das Interesse einzelner Kreise weckten.¹ Für die theologie-

1 So durch A. Nägele, Christus als Apotheker. Eine ikonographische Studie, in: Anzeiger für schweizerische Altertumskunde N.F. 27 (1925) 95-109; G. Stuhlfauth, Christus als Apotheker, in: Denkmalpflege und Heimatschutz 25 (1925) 88-91.

und Frömmigkeitsgeschichtliche Einordnung des Motivs wurde die Tatsache bedeutsam, daß die Vorstellung von Christus als Arzt bereits in der Frühzeit des Christentums begegnet und in verschiedenen Regionen dokumentarischen Niederschlag gefunden hat.² Untersuchungen zu Detailfragen, die sich aus Zeugnissen der frühchristlichen Literatur ergaben, rückten in das Interesse der Forschung und zeigten bereits, daß das Motiv relativ weit verbreitet war und für das Selbstverständnis der Gläubigen in der heidnischen Umwelt nicht geringe Bedeutung besaß.³ Gleichwohl bleibt festzustellen, daß man das Thema eher im Gefolge von Einzelzeugnissen aufgriff als im systematischen Zusammenhang, ein Befund, der insbesondere auch für die mittelalterliche Literatur gilt.⁴ Durch die Kenntnis des theologiegeschichtlichen Hintergrunds erschließt sich nicht zuletzt ein Verständnis der bildhaften Umsetzung, die dann vorwiegend unter ikonographischem und volkskundlichem Aspekt betrachtet wurde.⁵ Vor allem das Vorkommen des Bildtyps im deutschen Sprachraum wurde hier weitgehend erhellt und im Detail beschrieben. Eine Ausstellung (Bremen 1975) hat über die bisherige Forschung, vielfach von Medizinhistorikern getragen, zusammenfassend Auskunft gegeben und das erfaßte Material vorgestellt.⁶ Die Aufmerksamkeit der Interessierten för-

-
- 2 Vgl. I. Carcopino, L'invocation de Timgar au Christ médecin, in: Rendic. della Pont. Accad. Rom. di Arch. 5 (1926/27) 79-87; P. Debousethay, L'invocation au Christ médecin de Timgad, in: Serta Leodiensia. Mel. de philol. class., publiés à l'occasion du centenaire de l'indépendance de la Belgique, Liège 1930, 31 f.
 - 3 Aus der Literatur sei erwähnt K. Knur, Christus medicus, Freiburg 1905; J. Ott, Die Bezeichnung Christi als in der urchristlichen Literatur, in: Der Katholik 90 (1910) 454-458; F. Ferchl, Christus als Apotheker. 1. Der geistliche Ursprung des bildlichen Gleichnisses, in: Apotheker-Zeitung 1930; F. J. Dölger, Der Heiland, in: Antike u. Christentum 6, Münster 1950, 241-272; R. Arbesmann, Christ the Medicus humilis in St. Augustine, in: Augustinus Magister 1 (1954) 623-629; ders., The concept of „Christus medicus“ in St. Augustine, in: Traditio 10 (1954) 1-28; K. Beitzl, Christus als Apotheker. Kleine Beiträge zur Kenntnis dieses geistlichen Motivs, in: Zur Geschichte der Pharmazie. Geschichtsbeilage der Deutschen Apotheker-Zeitung 19 (1967) 9-14; W.-H. Hein, Christus als Apotheker: Monographien zur pharmazeutischen Kulturgeschichte 3, Frankfurt 1974; W. Nyssen, Der heilende Christus, Mainz 1977; G. Fichtner, Christus als Arzt. Ursprünge und Wirkungen eines Motivs, in: Frühmittelalterliche Studien 16 (1982) 1-18.
 - 4 J. Frings, Medizin und Arzt bei den griechischen Kirchenvätern bis Chrysostomus, Diss. Bonn 1957; P. C. J. Eijkenboom, Het Christus-Medicusmotief in de preken van Sint Augustinus, Assen 1960; H. Schipperges, Zur Tradition des „christus medicus“ im frühen Christentum und in der älteren Heilkunde, in: Arzt und Christ 11 (1965) 12-20.
 - 5 Vgl. z.B. F. Ferchl, Christus als Apotheker. Ein Beitrag zur Ikonographie dieses Motivs, in: Zur Geschichte der Deutschen Apotheke. Geschichtliche Beilage der Deutschen Apotheker-Zeitung 1935/36, Nr. 2,5-8; Nr. 3,9-12; ders., Christus als Apotheker, in: G. E. Dann (Hg.), Festschrift zum 75. Geburtstag von Ernst Urban, Stuttgart 1949, 61-71; ders., Christus als Apotheker. Doppelgänger und Bildgruppen, in: Süddeutsche Apothekerzeitung 89 (1949) 209-216; R. Kriss, Volkskundliches aus altbayerischen Gnadenstätten: Beiträge zu einer Geographie des Wallfahrtsbrauchtums, 3 Bde, München² 1953-56, I 281; II 332.
 - 6 W.-H. Hein (Hg.), Christus als Apotheker. Ausstellung Focke-Museum Bremen vom 30. 05. - 02. 11. 1975, Frankfurt 1975, = Hefte des Focke-Museums 43.

dert indes immer wieder neue Bilder vom Typ Christus der Arzt oder Apotheker zutage, die seine weite Verbreitung bestätigen.⁷

Um zu einem angemessenen Verständnis des Motivs zu gelangen, legt es sich nahe, über die ikonographische Beschreibung hinaus nach der literarischen Bezeugung dieser Vorstellung zu fragen. Ohne dabei die Bildaussage in ihrem formalen oder inhaltlichen Charakter außer acht zu lassen, vermag die literarische Überlieferung eine ganzheitliche Einordnung eines solchen Motivs zu erleichtern und so seinen Sitz im lebendigen Glaubensbewußtsein zu verdeutlichen.⁸

1. Die literarische Bezeugung des Christus-Arzt-Motivs

1. Erlösung, Rettung und Heil des Menschen gehören zu den Grundaussagen der Offenbarung, wie uns das Zeugnis der Heiligen Schrift bestätigt.⁹ Schon das Alte Testament zögerte nicht, angesichts menschlicher Heilserwartung Jahwe als den Arzt schlechthin zu betrachten.¹⁰ Ihm wird Ex 15,26 die Weisung an das Volk in den Mund gelegt: „Wenn du auf die Stimme des Herrn, deines Gottes hörst und tust, was in seinen Augen gut ist, wenn du seinen Geboten gehorchst und auf alle seine Gesetze achtest, werde ich dir keine der Krankheiten schicken, die ich den Ägyptern geschickt habe. Denn ich bin der Herr, dein Arzt“. Über physische Krankheit hinaus vermag Gott die Last des einzelnen wie die des Volkes zu mindern (Gen 20,17); seine absolute Souveränität auch über das Leben des Menschen kommt in dem Wort zur Geltung: „Ich bin es, der tötet und lebendig macht. Ich habe verwundet; und ich werde heilen. Niemand kann retten, wonach meine Hand gegriffen hat“ (Deut 23,39). In den Psalmen wird diese helfende und aufrichtende Macht Jahwes ebenfalls gerühmt (Ps 18, 44-51; 28, 6-9; 41, 4f u.ö.), wobei von der Krankheit des Menschen oft im übertragenen Sinn die Rede ist. Das Vokabular aus dem Bereich der Heilkunst dient zur Veranschaulichung der Liebe Jahwes zu seinem Volke (Jes 61,1).

7 Eine Überblickskarte für den süddeutsch-österreichischen Raum bietet K. Beitz Christus als Apotheker (s. Anm. 3).

8 Zum Problem siehe G. Fichtner, Christus medicus, in: Lexikon des Mittelalters 2, 1983, Sp. 1942; vgl. auch K. Hauck, Zur Ikonologie der Goldbrakteaten, XVI: Gott als Arzt, in: C. Meier, U. Ruberg, Text und Bild, Wiesbaden 1980.

9 Vgl. C. Andresen, Art. Erlösung, in: RAC VI 54-219.

10 Siehe A. Oepke, Art. ἰατρομακταλ, in: ThWNT III 194 – 215, 200 ff.

Unter diesen Umständen überrascht es nicht, wenn die heilende Tätigkeit eines irdischen Arztes anerkannt bleibt, freilich wieder in Rückbindung an Gott, der ihm Weisheit verleiht (Sir 38,2). Bezeichnend für die Übertragung des Motivs, und zwar später auf Christus, ist seine Verknüpfung mit dem Gottesknecht, von dem es Jes 53,3 heißt: „Zu unserem Heil lag die Strafe auf ihm, durch seine Wunden sind wir geheilt“.

Die Vorstellung von Gott als dem heilbringenden Arzt ist bereits dem Alten Testament geläufig, wobei ein starker Akzent auf der Loslösung von der Sünde liegt (vgl. Ps 41,5 u.ö.). Von der körperlichen Krankheit spielt die Metapher hinüber zur gläubigen Haltung des Menschen, deren Bestand letztlich Heil garantiert, eine Überzeugung, die auch Philon von Alexandrien († um 50 n. Chr.) erfüllte.¹¹ Im Grund ist damit ein vordergründiges Verständnis des Arztes, dessen Tätigkeit sich auf Heilung körperlicher Beschwerden beschränkt, überwunden; hier wird die gesamt menschliche Situation berührt, die nach Auskunft der Bibel vom Verhältnis zu Gott abhängt, während griechisches Denken die Bedeutung des Ethos für die Verwirklichung des Menschseins hervorhebt.¹²

2. Neben empirischen Einsichten, die nach den alten Ägyptern vor allem die Griechen in das antike Heilwesen eingebracht haben, behauptete sich nach wie vor die religiöse Sicht der Krankheit, so wenn diese als Strafe für die Mißachtung der Götter und ihrer Heiligtümer betrachtet wird.¹³ Folgerichtig gewannen dann beim Heilungsvorgang kultische Praktiken und Riten erhöhte Bedeutung; es zeichnet sich eine enge Verbindung von Arzt und Priester ab, die ihre Überhöhung in der Personifizierung von Heilgöttern erfuhr. Ursprünglich galt Apollon als Heilgott,¹⁴ eine Funktion, die später von seinem Sohn Asklepios, dem göttlichen Arzt der Antike, wahrgenommen wurde.¹⁵ Allerdings schillert das Wesen dieses Göttersohnes, insofern er nicht selten in die Reihe der „göttlichen Männer“ (θεῖοι ἄνδρες) eingereiht wurde und so die Begabung eines Menschen mit göttlichen Kräften repräsentiert. Seine zahlreichen Kultstätten von Epidaurus über Kos und Pergamon bis Rom waren zugleich Heilstätten, in denen eine religiös orientierte Therapie gepflegt wurde.¹⁶ Aus liturgischen Liedern (Paianen) zu Ehren des Asklepios

11 Philon, *Sacr.* AC 70 f. (Cohn 1, 231).

12 Vgl. Platon, *Gorg.* 521 c/522 a.

13 Nach Homer, *Il.* I 43 ff verhängte Apollon die Pest über die Achaier, weil Agamemnon dem Priester Chrysos seine Tochter versagte. Siehe auch E. Stemplinger, *Antiker Volksglaube*, Stuttgart 1948, 13 f.

14 Dazu vgl. K. Wernicke, *Art. Apollon*, in: Pauly-Wissowa, *Realencyclopädie* 2, 1. 1895, 15 f.

15 Zu seiner Gestalt siehe R. Herzog, *Art. Asklepios*, in: *RAC* I 795 – 799.

16 Vgl. R. Herzog, *Die Asklepiosheiligtümer als Heilstätten und Gnadorte*, in: *Münchener Medizinische Wochenschrift* 1933 (Jubiläumsausgabe 1 – 4).

wird der Grad seiner Verehrung sichtbar; in den Hymnen von Epidauros findet sich sogar die Anweisung, den Ruf „ κύριε χαῖρε, μέγας σωτήρ, οἰκουμένης σωτήρ “ (Gegrüßt seist du Herr, großer Heiland, Retter der Welt) dreimal zu wiederholen.¹⁷ Tatsächlich behauptete sich die Verehrung des antiken Heilgottes noch weit in das christliche Zeitalter hinein. Der Polemiker Kelsos (2. Jh. n. Chr.) zögerte nicht, unter Berufung auf Wunder eine Parallele zu Christus zu ziehen, als er Asklepios erwähnte, „der ein Wohltäter der Menschen sei und ganzen Städten, die ihm geweiht sind, die Zukunft voraussagte“.¹⁸ Für den heidnischen Widersacher eignet Christus nichts, was nicht auch die „göttlichen Männer“ der hellenistischen Umwelt aufwiesen; insbesondere Asklepios diente dabei als heil- und wundertätiges Gegenbild zu Christus. Noch Kaiser Julian (361-363) konstatierte im Zuge seiner heidnischen Restaurationspolitik dem Erlöser Christus dieses Leitbild eines Heilbringers, um so die Einmaligkeit des Wirkens Christi in Frage zu stellen. Unter Verweis auf die heilende Funktion erschien so Asklepios als einer der großen Gegenspieler Christi und seiner erlöserischen Sendung.

3. So unterschiedlich von den neutestamentlichen Schriften die Sendung Jesu auch umschrieben wird, im Motiv von Erlösung und Heil für den Menschen laufen die Aussagen weithin zusammen.¹⁹ In seiner Gestalt glaubten die Anhänger Jesu die messianische Heilszeit für gekommen, die sich in zahlreichen Wunderzeichen offenbarte. Dabei zielen die Heilungswunder nicht nur auf eine vordergründige Befreiung von Krankheit, sondern auf die Überwindung aller gottfeindlichen Mächte, insbesondere der Sünde (vgl. Mk 2,5 par). Mit Nachdruck wird freilich ein Verständnis von Krankheit als Folge sündhaften Verhaltens abgewiesen; am Beispiel des Blindgeborenen überschreitet Jesus dieses gängige Vergeltungsdenken: „Weder er noch seine Eltern haben gesündigt, sondern das Wirken Gottes soll an ihm offenbar werden“ (Joh 9,3; vgl. Lk 13,1-9). Diese rettende Macht Gottes öffnet sich nach seinem Willen allen (vgl. Röm 8,28f), die sich dem Sohn im Glauben zuwenden. Angesichts eines solchen Erlösungsverständnisses überrascht es darum nicht, wenn von den Evangelisten die Wirksamkeit Jesu als „heilen“ (ἰᾶσθαι) umschrieben wird (Lk 5,17; 6,19; Apg 10,38). Mit symbolträchtiger Tiefe und damit die Hoffnung auf die messianische Heilszeit weckend, taucht in der landläufigen Sentenz von Mk 2, 17 der Ausdruck Arzt geradezu als Selbstbezeichnung Jesu auf: „Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Ich bin

17 Paian 133; 135 (P. Maas, Epidaurische Hymnen: Schriften der Königsberger Gel. Ges. 9,5, Königsberg 1933).

18 Origenes, c. Cels., III 3 (GCS 2, 205); vgl. ebd. III 22 (GCS 2,218 f).

19 Vgl. A. Oepke, ἰάομαι 203 ff.

gekommen, um die Sünder zu rufen, nicht die Gerechten“. In übertragener Rede stellt Jesus seine Sendung mit dem Leitbild des Arztes dar, wobei den Kranken im dargestellten Sinn die Sünder entsprechen. Seine Wunderheilungen, einzuordnen in die Gesamtwirksamkeit, erweisen ihn gleichzeitig als Retter und Heiler der mit verschiedenen Gebrechen behafteten Menschen.

4. Tatsächlich hat der Gedankenkreis von Unheil und Krankheit, Rettung und Gesundung im frühen Christentum eine wichtige Rolle gespielt, wobei die Vorstellung von Christus als Arzt in die Mitte rückte. Bereits Ignatios von Antiochien († um 110) nahm diese Bezeichnung auf und übertrug sie unmittelbar auf Christus, als er in seinem Brief an die Epheser schrieb: „Einer ist Arzt (εἷς ἰατρός ἔστιν), aus Fleisch zugleich und aus Geist, gezeugt und ungezeugt, im Fleische erschienener Gott, im Tode wahrhaftiges Leben, aus Maria sowohl wie aus Gott, zuerst leidensfähig und dann leidensunfähig, Jesus Christus, unser Herr“.²⁰

Die Betonung des *einen* Arztes, der in seiner gottmenschlichen Wirklichkeit vorgestellt wird gegenüber aller doketischen Entleerung, erscheint geradezu als Abwehr gegenüber anderen Heilbringern, indem der Titel ausschließlich für Christus reserviert wird. Aus dem Kontext ist nicht zu entnehmen, daß die Epheser als Adressaten des Briefs in besonderer Weise Anlaß gegeben hätten für die Wahl des Ausdrucks, obwohl im Küstenbereich von Kleinasien, insbesondere auf der Insel Kos und in Pergamon, die Verehrung des Asklepios in Blüte stand. Es war wohl sein allgemeines Ansehen bei den heilsuchenden Menschen, das ihm weitreichende Resonanz sicherte, so daß ihm Ignatios mit Nachdruck Christus als Arzt gegenüberstellte. Es ist ausdrücklich hervorzuheben, daß diese Aussage nicht nur den Titel Arzt analog der biblischen Rede vom Propheten ins Bewußtsein hebt, sondern zugleich in antithetischen Wendungen die göttlich-menschliche Wirklichkeit Jesu Christi unterstreicht, um seine Einzigartigkeit gegenüber der Göttergestalt des Asklepios hervorzugeben. Die gottmenschlichen Attribute, die dem Arzt Christus zugeschrieben werden, sind wohl nicht ohne Beziehung zu dieser Metapher; sie stellen Christus als Heiler vor, der himmlische und irdische Wirklichkeit umfaßt und so als der Erlöser schlechthin erscheint. Das Verständnis Christi als Arzt bewegt sich bei Ignatios überdies im Umfeld eines medizinisch-therapeutischen Wortgebrauchs,²¹ der schließlich in der Aussage vom eucharistischen Brot gipfelt, „das Unsterblichkeitsarznei

²⁰ Ignatios, Eph 7,2 (Fischer 147 f).

²¹ Vgl. z.B. Eph 7,1, wo das Bild von den tollwütigen Hunden und der schweren Heilbarkeit gebraucht wird; ferner Polyc. 1,3; 2,1.

(φάρμακον ἀθανασίας) ist, Gegengift (ἀντίδοτος), daß man nicht stirbt, sondern lebt in Jesus Christus immerdar“.²²

Während der Ausdruck φάρμακον (Arznei) bei Ignatios noch im Brief an die Trallianer 6,2 vorkommt, begegnen die Begriffe ἀθανασία sowie ἀντίδοτος jeweils nur einmal, so daß man nicht zu Unrecht vermutet hat, der Verfasser greife hier „auf vorgegebenes Gut“ zurück.²³ Tatsächlich findet man den Ausdruck „Arznei der Unsterblichkeit“ mehrmals in der vorchristlichen Literatur, wobei der Hinweis des Diodoros Siculus (1. Jh. v. Chr.) aufschlußreich ist, daß angeblich die ägyptische Göttin Isis ihren Sohn Horus mit diesem Mittel wieder zum Leben erweckt habe.²⁴ Die Kennzeichnung der Eucharistie mit Hilfe dieses Ausdrucks nimmt also eine bekannte Vorstellung aus dem Heilwesen auf und ordnet bzw. deutet sie so im Sinn der antiken Medizin – eine Anpassung an die hellenistische Welt, die der Gefahr einer magischen Auffassung nicht völlig entgeht. Das medizinische Vokabular insgesamt, vor allem der Gebrauch des Begriffs ἀντίδοτος (Gegengift) für die Eucharistie, bestätigt den bekannten Realismus des syrischen Bischofs, der die paulinische Rede von der Unsterblichkeit (1 Kor 15,35-58) in so eigenwilliger Form ergänzt. Der Anlaß zu einer solchen Deutung lag neben der zeitgenössischen Tendenz zur Spiritualisierung der Christuswirklichkeit wohl in der Resonanz des Asklepios in der Öffentlichkeit, dem Ignatios den Heiland Christus gegenüberstellt. Der Widerstreit zwischen beiden Gestalten läßt sich auch in der Folgezeit an der Auseinandersetzung zwischen Christen und Heiden beobachten, nicht zuletzt in dem Bestreben, Asklepios göttlichen Rang abzusprechen.²⁵ Im übrigen ist es bemerkenswert, daß Ignatios Arzt und Heilmittel miteinander verbindet und somit der Bildtypus von Christus als Apotheker bei seiner ersten literarischen Erwähnung bereits grundgelegt ist – übrigens Ausdruck der Verbindung beider Funktionen im antiken Heilwesen.²⁶

Bemerkenswert ist das Vorkommen der Arzt-Titulatur in apokryphen Werken. So stoßen wir in den Johannesakten, wohl im frühen dritten Jahrhundert entstanden, auf einen Gebetstext, in dem es von Jesus heißt: „Der (du) allein Beschützer deiner Knechte (bist) und Arzt, der umsonst heilt, der (du) allein Wohltäter (bist) und nicht überheblich, der (du) allein barmherzig (bist) und die Menschen liebst, der (du) allein Heiland (bist) und gerecht“.²⁷ Unter

22 Ignatios, Eph 20,2 (Fischer 161). Vgl. zum Thema L. Wehr, *Arznei der Unsterblichkeit. Die Eucharistie bei Ignatios von Antiochien und im Johannesevangelium: Neutest. Abh. NF 18*, München 1987.

23 L. Wehr, *Arznei der Unsterblichkeit* 107.

24 Diodoros Sic., *bibl. hist.* I 25,6 (Vogel I 40,23 f).

25 Lactanius, *inst.* 1,15,5; dazu 1,18,1.21; vgl. J. Geffcken, *Zwei griechische Apologeten*, Leipzig 1907, 69.

26 Siehe R. Herzog, *Art. Arzt*, in: *RAC* 1, 720 – 725.

27 *Acta Joan.* 108 (Hennecke-Schneemelcher II 174); vgl. ebd. 22 (Hennecke-Schneemelcher 146).

der bekannten soteriologischen Begrifflichkeit begegnet wieder die Kennzeichnung Jesu als Arzt, und zwar unter durchgängiger Betonung der Ausschließlichkeit. Der Hinweis auf eine unentgeltliche Behandlung erinnert offensichtlich an die antike Praxis gegenüber den Armen, welche innerhalb der christlichen Gemeinden gemäß dem Wort von Mt 10,8 zur Norm erhoben wurde.²⁸ Während die Formel aus den Johannesakten unmittelbar keinen gnostischen Hintergrund erkennen läßt, zeichnet sich in den Thomasakten eine entsprechende Tendenz, und zwar asketischer Art, ab, wenn Christus als Seelenarzt vorgestellt wird: „Denn die meisten Ärzte heilen die Körper, die der Auflösung verfallen, dieser aber die Seelen, die nicht zugrunde gehen.“²⁹ Aus dem betonten Gegenüber von Verfallenheit des Körpers und Unvergänglichkeit der Seele wird die Einzigartigkeit des Seelenarztes Christus erschlossen, ein gnostischer Akzent, der die biblische Darstellung Jesu als Krankenheiler überschreitet. Eine Gebetsformel im gleichen Text nimmt das Motiv ebenfalls auf³⁰ und bereitet ihm den Weg in die Frömmigkeitsgeschichte, in der die Vorstellung von Christus als Seelenarzt in den Vordergrund tritt.

Vor allem gewann dieses Motiv in der Wertung der Sünde einen starken Einfluß, insofern man das Versagen des Menschen als Krankheit beurteilte.³¹ In der alexandrinischen Theologie hat diese Sicht starkes Gewicht bekommen und dementsprechend die Bezeichnung Christi als Soter bestimmt. „Deshalb wird der Logos auch Heiland genannt; er hat diese geistigen Heilmittel für die Menschen erfunden, um ihnen dadurch gesunde Sinne und allgemeines Wohlergehen zu verschaffen. Dabei achtet er auf die rechte Zeit; er bringt den Schaden ans Licht und erklärt die Ursachen der Krankheiten der Seele, der Leidenschaften, und reißt die Wurzeln der unvernünftigen Begierden aus; er ordnet an, wovon man sich enthalten soll, und wendet bei den Kranken alle heilsamen Arzneien an. Denn dies ist das größte und königlichste³² Werk Gottes, der Menschheit Genesung zu bringen. Über einen Arzt, der keine Ratschläge für die Gesundheit gibt, sind die Kranken ärgerlich.“³³ Der Alexandriner beschließt den Hinweis mit der Aufforderung zum Dank an Christus, dessen

28 R. Herzog, Art. Arzthonorar, in: RAC I 724 f. Auf die Unentgeltlichkeit des Heilens wird auch Acta Thomae 156 verwiesen.

29 Acta Thomae 95 (Hennecke-Schneemelcher II 345).

30 Acta Thomae 156: „Sei ihr Führer im Lande des Irrtums, sei ihr Arzt im Lande der Krankheit, sei ihre Ruhe im Lande der Müden, heilige sie im (unreinen) Lande, sei der Arzt ihrer Körper und Seelen, mache sie zu diesen heiligen Tempeln, und es wohne in ihnen dein heiliger Geist“ (Hennecke-Schneemelcher 368). Vg. ebd. 143, wo vom „Arzt alles Sichtbaren und Unsichtbaren“, sowie dem „Arzt seiner Geschöpfe“ die Rede ist (Hennecke-Schneemelcher 363).

31 Vg. Klemens Al., strom. I 171, 1 – 4 (GCS 52, 106).

32 Bekanntlich wurde den römischen Herrschern auch der Titel „*medicus*“ zuerkannt. Vgl. R. Hanslick, Art. *Medicus* I, in: Der kleine Pauly, Stuttgart 1964-75, III, 1130.

33 Klemens Al. paed. I 12, 100, 1 f (GCS 7, 1, 149 f).

Sendung der Rolle eines Arztes gleicht. Sein heilendes Handeln zielt auf die Leidenschaften, die es zu bewältigen gilt; ein platonisches Thema erscheint so ins Christliche gewendet. Unter diesen Voraussetzungen erscheint die Bewältigung der Sünde unter den Christen als Aufgabe der Kirche, wobei nach Origenes († 254) offensichtlich auch ein geistbegabter Laie als Seelenarzt in Frage kam.³⁴ Im Zuge des Bußverfahrens und dessen Verständnis erfolgt also die Übertragung des Titels von Christus auf einen kirchlichen Sachwalter, wobei eine Deutung der Sünde als Krankheit vorausgesetzt wird. Im übrigen argumentierte auch Origenes – herausgefordert durch die Polemik des Kelsos – mit dem Vergleich zwischen Christus und Asklepios, dessen Taten für bare Münze zu nehmen man durchwegs anerkennt, während doch weit mehr Menschen an Christus glauben.³⁵ Über die neutestamentliche Grundlegung hinaus, die Christus als Heiland der Sünder und Kranken beschreibt, stellt Asklepios das Gegenbild dar, an dem man überhöhend die Einzigartigkeit Christi aufzeigt. In der Übernahme der Bezeichnung *salvator*, und zwar als Wiedergabe des griechischen σωτήρ, wird der Gegensatz zu Asklepios allen deutlich.³⁶ Tatsächlich hat das Motiv auch im lateinischen Sprachbereich seinen Niederschlag gefunden. Bemerkenswert sind hier schon die Ausführungen Tertullians († nach 220), der Gottes heilendes Handeln gemäß dem ärztlichen Prinzip „Ähnliches mit Ähnlichem (*similia similibus*) heilen“ schildert: „Du wirst nämlich den Arzt selbst darin bewundern, daß er Heilmittel anwendet, die mit den Plagen so ziemlich die gleiche Beschaffenheit haben, wenn er nämlich, gleichsam in verkehrter Weise, mit dem Hilfe schafft, woran man leidet ... Gott aber meinst du ... anklagen zu müssen, wenn er das Übel an der Ursache fassen und nützen will, indem er mit der Gewalttätigkeit wetteifert, wenn er den Tod durch den Tod aufheben ..., Qualen durch Qualen vertreiben, Hinrichtungen durch Hinrichtungen entkräften will, wenn er das Leben gibt, indem er es nimmt, dem Fleische durch Verwunden hilft und die Seele durch Entreißen derselben rettet“.³⁷ Wenn der Kirchenschriftsteller auch anschließend auf den Nutzen abhebt und so die Gnadenhaftigkeit der göttlichen Zuwendung in den Hintergrund drängt, so demonstriert er doch deutlich die Bedeutungsbreite der Metapher, in der auch Barmherzigkeit ihren Platz hat.³⁸

Die Metapher von Christus dem Arzt hat sich im Glaubensbewußtsein der frühen Kirche rasch ausgebildet und sie diente den Kirchenvätern der Spätan-

34 Origenes, hom. 2 in Ps. 37 (PG 12, 1386 B). Vgl. H. Grotz, Die Entwicklung des Bußstufenwesens in der vornicänischen Kirche, Freiburg 1955, 226.

35 Origenes, c. Cels. III 24 (GCS 2, 220).

36 Siehe F. J. Dölger, Heiland 267 ff.

37 Tertullian, scorp. 5, 8 – 10 (CCL 2, 1077). Vgl. G. Fichtner, Christus als Arzt 10.

38 Tertullian, scorp. 5, 5 – 7 (CCL 2, 1077).

tike geradezu als Topos, um sein Heilswirken zu veranschaulichen. In diesem Kontext spricht Ambrosius († 397) vom guten Arzt, der die Menschen von ihren Sünden heilt;³⁹ andererseits fordert er den verwundeten Menschen auf: „Eile zum Arzt, siehe dich um nach einem Heilmittel der Buße!... es suche dich heim der gute Seelenarzt, das Wort Gottes!“⁴⁰ Immer wieder begegnet uns also bei den Kirchvätern der Vergleich von Retter-Gott und Arzt. In rhetorischer Sequenz formulierte Hieronymus: „Daß der Heiland (salvator) niederstieg, entsprach der Barmherzigkeit Gottes. Nicht wäre der Arzt gekommen, wenn nicht so viele krank gewesen wären. Wegen der Krankheit so vieler, deshalb kam der Arzt; weil wir auf Barmherzigkeit verwiesen sind, deshalb kam der Heiland“.⁴¹ Christus als „magister medicorum“⁴² gilt als der Arzt schlechthin, und deshalb wird er vom Kranken, d.h. Sünder angerufen: „Behandle mich mit dem Brenneisen, heile meine Wunden, alle Säfte sowie den schädlichen Fluß (rheuma) zieh durch den scharfen Trank der Nieswurz zusammen“.⁴³ Der gelehrte Kirchenmann, der auch sonst mit seinen medizinischen Kenntnissen gerne glänzt, greift in seinen Formulierungen auf die Heilpraxis seiner Zeit zurück, um die Wirksamkeit Christi zu illustrieren, der ihm zugleich Arzt (medicus) und Heilmittel (medicamentum) ist.⁴⁴

Die biblische Aussage von der Erlösung des Menschen hat in der Metapher vom Arzt einen erfahrungsreichen und anschaulichen Ausdruck gefunden. Auch Augustin greift oftmals auf diesen Vergleich zurück, um das heilende Handeln Gottes zu illustrieren. Die einschlägigen Untersuchungen von Eijkenboom und Arbesmann haben zum Thema zahlreiches Material vorgelegt und so bestätigt, daß dieses nicht nur in den Predigten Augustins eine beachtliche Rolle spielt, und zwar oft im Verbund mit Appellen zu tugendhaftem Verhalten. Unter heilsgeschichtlichem Aspekt führt er Christus als Arzt ein, gerufen von jenen, die unter dem Gesetz stehen, um dann zu fragen: „Wer ist der Arzt? Unser Herr Jesus Christus. Wer ist unser Herr Jesus Christus? Der, welcher auch von denen gesehen wurde, von welchen er gekreuzigt wurde... Eben der ist unser Herr Jesus Christus; eben der ist es, fürwahr, und er ist ganz der Arzt unserer Wunden...“⁴⁵ Das Verständnis von Erlösung unter dem

39 Ambrosius, spir. s. I 5, 64 (PL 16, 720); II 10, 106 (PL 16, 765); de fide III 5, 36 (CSEL 78, 121, 17 f).

40 Ders., exam. III, 8, 50 (CSEL 32, 1, 242 f).

41 Hieronymus, tract. in ps. 84, 8 (CSEL 78, 104).

42 Ders., Comm. in Ecclesiasten VII 20.21 (CCL 72, 309); Tract. in Marci Evangel. II 13–31 nennt er Christus „archiatros“ (CCL 78, 468 f).

43 Ders., Comm. in Michaeam II 7, 8 f (PL 25, 1225).

44 Ders., Tract. in Marci Evang. I 13–31 (CCL 78, 469.372). Vgl. im übrigen A.S. Pease, Medical allusions in the Works of St. Jerome, in: Harvard Studies in Classical Philology 25 (1914) 74 ff.

45 Augustinus, Tract. in Joan. 3, 3 (CCL 36, 21).

Aspekt des Christus-Arzt-Motivs durchzieht das ganze Werk des afrikanischen Kirchenvaters,⁴⁶ auch wenn die abendländische Soteriologie dann stärker an der Rekonziliations- bzw. Redemtionstheorie anknüpft.⁴⁷ Immer wieder greift er diese Vorstellung auf und sucht mit ihrer Hilfe Christi Heilstat dem Hörer nahezubringen. Das Beispiel Christi, der selbst den Leidenskelch getrunken hat, wird dabei vor Augen geführt und so eine Identifikation des Arztes mit dem Kranken demonstriert.⁴⁸ Augustin zögert aber auch nicht, das Motiv in seine Polemik gegen die Juden einzubauen, die in ihrer Rechthaberei den heilenden Arzt getötet hätten.⁴⁹ Im übrigen gründet nach ihm die Einzigartigkeit des göttlichen Arztes in dem Umstand, daß er Schöpfer der menschlichen Natur ist und als solcher den gefallen Menschen in seiner Allmacht zu erneuern vermag.⁵⁰ Schon diese Hinweise belegen, wie sehr in der Verkündigung des Bischofs von Hippo das Thema von Gott bzw. Christus als Arzt verankert ist. Offensichtlich handelt es sich dabei nicht um ein peripheres Motiv der Veranschaulichung, sondern um ein Leitthema seiner Soteriologie, deren Tragweite aus der Polarität zu Asklepius erwächst, wie uns die Gegenüberstellung des „Medicus Salvator Christus“ bei Evodius († 424), dem afrikanischen Zeitgenossen des Bischofs von Hippo, bestätigt.⁵¹ Diese Konfrontation verlieh dem Erlösungsverständnis im Blickwinkel des göttlichen Arztes sein Gewicht in der frühchristlichen Theologie, das es mit dem Zurückdrängen des Heidentums in der Folgezeit nicht mehr erreichte.⁵²

Abgekürzt zitierte Literatur:

- CCL = Corpus Christianorum, Series latina, Turnhout 1954 ff.
 CSEL = Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum. Wien 1866 ff.
 Fischer = Jos. A. Fischer, Die apostolischen Väter. 6. Aufl. 1970.
 GCS = Die griechischen christlichen Schriftsteller. Leipzig 1897 ff.
 Hennecke E. - W. Schneemelcher, Neutestamentliche Apokryphen. 3. Aufl. 1954-64.
 PG = Patrologiae cursus completus, series graeca, 1857 - 1866.
 RAC = Reallexikon für Antike und Christentum, 1950 ff.
 ThWNT = Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament, 1933 - 1979.

-
- 46 Vgl. die Stellensammlungen bei P. C. J. Eijkenboom, Christus-Medicusmotief 70 ff; R. Arbesmann, Christus Medicus 11 ff.
 47 Siehe C. Andresen, Erlösung 206 f.
 48 Augustinus, enarr. in Ps. 48, 1, 11 (PL 36, 551); 98, 3 (PL 37, 1259); sermo 32, 5 (Morin 568). Vgl. R. Arbesmann, Christus Medicus 15 f.
 49 Augustinus, sermo 175, 2 - 4 (PL 38, 945 - 947).
 50 Ders., enarr. in Ps. 58, 2, 11 (PL 36, 712).
 51 Evodius, ep. ad Valentianum abb. 1, 17 (CSEL 25, 2, 949; PL 42, 1139).
 52 Zur Bedeutung der Vorstellung für die Gegenwart siehe R. Schneider, Was hat uns Augustinus „theologia medicinalis“ heute zu sagen?, in: Kerygma und Dogma 3 (1957) 307 - 315.

Peter Stockmeier in memoriam

Die Studie über den „Himmlischen Arzt“ bricht ab bevor sie an ihr Ziel kommt. Der Tod nahm ihrem Autor die Feder aus der Hand. Sie wurde sein Vermächtnis und zugleich wohl auch Ausdruck seines innigsten Wunsches, durch diesen Arzt von der tödlichen Krankheit befreit zu werden, der er mit letzten Kräften diese Arbeit abgerungen hatte. So kommt sie nicht mehr zu dem Ziel, das Anlaß für sie gewesen war, nämlich den Bildern des Himmlischen Arztes in Stockmeiers Heimat, dem Chiemgau. Das in seiner Heimatkirche Stephanskirchen über dem Langbürgener See hängende Bild war ihm seit seiner Kindheit vertraut, es war Anlaß, den Wurzeln dieser Darstellung und ihrer Verbreitung nachzugehen. Zu ersteren verhalfen ihm die ausgebreiteten patristischen Kenntnisse seines akademischen Faches, zu letzteren sollten seine tiefe Heimatliebe und -kenntnis führen.

Mit seiner Heimat, einem Bauernhof in Hemhof, war er tief verbunden, dorthin kehrte er immer wieder zurück, auch wenn ihn das Leben in die Ferne führte. Dort feierte er in einem großen Kreis von Verwandten, Freunden und Kollegen seinen 60. Geburtstag und zeigte seinen Gästen die Schönheit dieser Landschaft.

Der Studiengang des am 29. Dezember 1925 Geborenen wurde durch Militärdienst unterbrochen, führte aber schließlich am 11. Mai 1952 zur Priesterweihe in Freising, der letzten, die Kardinal Faulhaber spendete. Nach vier Jahren Kaplandienst in St. Sebastian in München konnte er als Kurat im Priesterhaus St. Johann Nepomuk, sehr geschätzt von dessen Direktor Prälat Simon Irschl, sich dem Studium widmen, das schon 1955 zur Promotion zum Doktor der Theologie durch die Theologische Fakultät der Universität München geführt hatte.

Seit 1. November 1958 war er Dozent an der Pädagogischen Hochschule in München und nach der Habilitation seit 1961 auch Dozent für Kirchengeschichte des Altertums und Patrologie an der Universität. Die Doktorarbeit hatte das Thema „Leo I. des Großen Beurteilung der kaiserlichen Religionspolitik“ (München 1959), die Habilitationsschrift lautet: „Theologie und Kult des Kreuzes bei Johannes Chrysostomus. Ein Beitrag zum Verständnis des Kreuzes im 4. Jahrhundert“ (Trier 1966).

Seit 1962 ao. Professor an der Pädagogischen Hochschule München, erhielt er zum 1. Mai 1964 den Ruf auf eine ordentliche Professur an der Theologischen Fakultät in Trier, wechselte am 1. 9. 1966 an die Universität Tübingen und kam schließlich am 1. 10. 1969 an die Universität München, wo er den Lehrstuhl für Alte Kirchengeschichte und Patrologie seines Lehrers Prälat Adolf Wilhelm Ziegler übernahm und bis zu seinem Tod, der ihn nach langer Krankheit am 19. November 1988 in München traf, innehatte. Seine wissenschaftliche Arbeit im akademischen Bereich und darüber hinaus im Forum der Katholischen Akademie wird von zuständiger Seite an anderer Stelle gewürdigt werden.

Mit der Geschichte unseres Bistums hat sich Stockmeier vielfach beschäftigt. Seit der Studienzeit Mitglied des Vereins für Diözesangeschichte hat er diese Arbeiten fast alle in Deutingers Beiträgen veröffentlicht. Sie begannen 1960 mit einer materialreichen Studie „Zur barocken Eucharistie-Katechese im Bistum Freising“ (Bd. 21/3, S. 116 – 131). 1963 stellte er „Die spätantike Kirchen-Organisation des Alpen-Donauraums im Licht der literarischen und archäologischen Zeugnisse“ dar (Bd. 23/1, S. 40 – 76). Mit „Korbinian und Valentin“ (Bd. 26, 1971, S. 9 – 20) suchte er sich der Gestalt des Bistumspatrons zu nähern, dem er im Bändchen „Bayerische Bistumspatrone“ (Würzburg 1966, S. 38 – 51) eine einfühlsame Studie widmete. In der Festschrift für seinen Lehrer Adolf Wilhelm Ziegler, die er mitherausgab, untersuchte er wiederum „Aspekte zur Frühgeschichte des Christentums in Bayern“ (Bd. 27, 1973, 11 – 35). „Der heilige Arsadius von Immünster. Ein Problem der Hagiographie“ (Bd. 34, 1977, S. 179 – 194) war ein weiterer Versuch, die Verbindungen des frühen Baiern mit der frühchristlichen Ökumene zu erhellen. Eine Charakterisierung der Bistumsgeschichte bot der Festvortrag zum Abschied Kardinal Ratzingers „München und Rom. Epochen und Pole der Katholizität“ (St. Ottilien 1977). In den engeren Heimatbereich führte der Vortrag „Die selige Irmengard von Frauenchiemsee und das Christentum zwischen Inn und Salzach“ (Bd. 35, 1984, S. 9 – 23). Eine Summe der Bemühungen um die Diözesangeschichte bot der Vortrag „Das Bistum Freising in der Geschichtsschreibung“ (Bd. 36, 1985, S. 9 – 28). Dieser Vortrag feierte das sechzigste Jahr des Vereins für Diözesangeschichte, zu dessen 1. Vorsitzenden er am 15. Juni 1983 gewählt worden war. Diesem Verein galt seine Liebe und gewissenhafte Sorge bis ihn die Kräfte verließen.

Bei der Feier seines sechzigsten Geburtstages zeigte er seinen Gästen an der Kirche von Stephanskirchen den Platz, den er für sein Grab gewählt hatte. Da habe er bei der Auferstehung die Berge und den See vor sich, sagte er halb scherzhaft. Niemand ahnte, wie bald schon dieses Grab für ihn ausgehoben werden mußte. Und als er dort beerdigt wurde, senkte sich zuletzt die Fahne

des Kriegervereins über seinem Grab. Diese Fahne zeigt das getreue Abbild jenes Bildes des „Himmlischen Arztes“, das seit dem 18. Jahrhundert in Stephanskirchen verehrt wird. Sein innigster Wunsch, die leibliche Hilfe dieses Arztes zu erlangen, ging nicht in Erfüllung. Die Medizin aber, die dieser Arzt auf dem Bild empfiehlt, ist nicht von dieser Welt, Demut und Ergebung gehören dazu. Solche Medizin hat Peter Stockmeier in seiner Krankheit gebraucht und so hat der himmlische Arzt auf seine Weise Heilung und Heil gewirkt.

Sigmund Benker

Die ritterbürtigen Familiaren des Klosters Weihenstephan und ihre Verwandten

Von Günther Flohrschütz

Einleitung

Die hier vorliegende Untersuchung ist als Ergänzung zu meiner Arbeit über die Freisinger Ministerialen¹ gedacht. Es hat sich ja schon hier gezeigt, daß zwischen ihnen und den ritterbürtigen Familiaren des Klosters Weihenstephan vielfältige Zusammenhänge bestehen². Doch scheint es ratsam, das Thema noch einmal ins Auge zu fassen, seitdem die Traditionen des Klosters neu bearbeitet und veröffentlicht wurden³. Diese Neuauflage besitzt den Vorzug der Vollständigkeit nicht nur deshalb, weil hier die Lücke 1138/47 wenigstens notdürftig überbrückt werden konnte⁴, sondern auch deswegen, weil statt der willkürlichen Kürzungen, die der Herausgeber in den Monumenta Boica vorgenommen hatte⁵ und die vor allem die Familiaren des Klosters betraf⁶, der gesamte Text geboten wird. Das Material unserer Untersuchung hat sich also beträchtlich erweitert, und dies gilt gerade für die „familia Sti Stephani“, d. h. für das Thema dieser Studie.

Die Quelle dieser Untersuchung sind also fast ausschließlich die Weihenstephaner Traditionen³. Durch sie wird auch der zeitliche Rahmen bestimmt: Er reicht vom frühen 11. bis in die ersten beiden Jahrzehnte des 13. Jahrhun-

1 G. Flohrschütz, Die Freisinger Dienstmannen im 12. Jahrhundert, Oberbayerisches Archiv (= OA) 97 (1973), 32-339.

2 Ebendort, Kartenskizze bei S. 333, sind Stammsitze der Weihenstephaner Dienstmannen eingetragen.

3 Die Traditionen des Klosters Weihenstephan, bearbeitet von Bodo Uhl, QENF XXVII (1972), Erster Teil; im folgenden mit W bezeichnet, mit Angabe der Nr.

4 W 144-173.

5 Monumenta Boica IX, 351-494.

6 W Einleitung S. 31*f.

derts. Der Raum, in dem uns die Familiaren des Klosters begegnen, ist vor allem die Freisinger Diözese, und zwar in erster Linie die Umgebung der Bischofsstadt; dazu kommt die Gegend an der Attel, und auch auf Regensburg und die dortigen Untertanen Weihenstephans wollen wir einen Blick werfen. Das Material liefern uns nicht so sehr die Familiaren unter den Tradenten – es sind nur etwa 20 Verträge des Klosters mit seinen Hörigen beurkundet – als vielmehr die Zeugenreihen. Der germanische Rechtsbrauch, daß bei Verträgen eine Anzahl von Zeugen anwesend war, wurde nämlich auch beibehalten, seitdem Verträge schriftlich fixiert werden konnten, und zwar in der Weise, daß jeweils eine größere oder kleinere Zahl von Personen als Zeugen genannt und aufgezeichnet wurden. Wenn wir bedenken, daß in der Ausgabe der Monumenta Boica über 1000 Orts- bzw. Personennamen ausgelassen wurden⁶, bekommen wir eine Ahnung, wie umfangreich das Material ist, das uns zur Verfügung steht.

Vorboten im 10. Jahrhundert

Die ältesten Zeugnisse für Weihenstephaner Familiaren finden wir in den Freisinger Traditionen⁷. Im Zeitraum 948/57, d. h. in einer Zeit, wo die Ministerialität erst im Entstehen begriffen ist, tauscht der proprius servus des Hl. Stephan Besitz zu Haindlfing gegen solchen zu Gartelshausen (F 1137). Da in den Zeugenreihen dieser Epoche immer nur ein Richfrid genannt wird, haben wir es also mit demselben Mann zu tun. Schon in der allerersten Urkunde, in der überhaupt Zeugen „ex familia“ erwähnt werden (F 1093: 937/57), ist Richfrid Spitzenzeuge, ebenso in der zweiten (F 1128); in der Folgezeit zählt er mit Waltman, Reginhart und Hunbert regelmäßig zu den Spitzenzeugen, letztmals kurz vor 972/76 (F 1211). Er war „proprius servus“, das ist die amtliche Bezeichnung für diese Frühministerialen⁸, und könnte als Stammvater der Weihenstephaner Ministerialen von Gartelshausen gelten. Ein jüngerer Richfrid ist im frühen 11. Jahrhundert mehrmals in Weihenstephan⁹ und auch in Freising beurkundet; auch er scheint zu den Weihenstephaner Ministerialen gehört zu haben. Diese Beobachtungen zeigen, daß in der Anfangszeit der Ministerialität noch kein Unterschied zwischen Dienstmannen der Freisinger

7 Th. Bitterauf, Die Traditionen des Hochstifts Freising, QE NF IV/V (1905-09). im folgenden mit F bezeichnet.

8 G. Flohrschütz, Die Freisinger Dienstmannen im 10. und 11. Jahrhundert, (Deutingers Beiträge Bd. 25), 21 f.

9 W 15b, 29, 32.

Kirche und solchen von Weihenstephan gemacht wurde; oberster Dienstherr war für beide Gruppen der Bischof.

Zwischen 981 und 994 hören wir von einem „*proprius clericus*“ Weihenstephans namens Isanhart (F 1292/93). Er tauscht Besitz zu Vötting und Wippenhausen gegen solchen zu Allershausen, dann zu Allershausen, Langenbach (?) und Buch gegen Berghausen. Es ist die Zeit, in der Kleriker kaum noch unter den Zeugen genannt werden, doch ist das m. E. derselbe Isanhart, der als „*servus*“ 972/78 Besitz zu Altenhausen und Vötting gegen solchen zu Hohenbachern (?) tauscht (F 1214). Der Name Vötting, des Ortes unmittelbar bei Weihenstephan, legt das jedenfalls nahe. Weihenstephan besaß also wie Freising selbst von allem Anfang an einen Fundus, eine Ausstattung an Unfreien der obersten Schicht, den späteren Ministerialen.

Die Herausbildung der Weihenstephaner Ministerialität

Ab 1021, dem Jahr der Umwandlung Weihenstephans in ein Benediktinerstift, stehen uns die Traditionen dieses Klosters als Quelle zur Verfügung. Schon 1022/31 (W 14) finden wir unter den Zeugen erstmals eine Gruppe, die unter dem Ausdruck „*de familia*“ zusammengefaßt ist, also dem Stand der Unfreien zugehört; in dieser Gruppe haben wir nach den Familiaren St. Stephans zu suchen. Allerdings entdecken wir hier, wie in dieser Zeit üblich, zunächst nur Personennamen ohne jede Beifügung; es ist also nicht einfach, hier zu brauchbaren Aussagen zu gelangen. Wenn wir aber Zeugenreihen aus den Freisinger Traditionen aus dem nämlichen Zeitraum zum Vergleich heranziehen, lassen sich folgende Feststellungen treffen:

1. Sämtliche Zeugen „*de familia*“ gehören zur obersten Schicht der Unfreien, den Waffenfähigen, die wir später als Ministerialen oder Ritterbürtige bezeichnen werden. Dies gilt für alle Zeugenreihen des 11. Jahrhunderts.

2. Die Zeugen „*de familia*“ in den Weihenstephaner Traditionen sind offensichtlich aus Freisinger und Weihenstephaner Frühministerialen gemischt, und zwar sind anscheinend zunächst Zeugen aus beiden Lagern gemischt, sind vielleicht nach Ansehen oder Alter geordnet. Aber schon ab 1024/39 (W 27,29) tritt eine gewisse Scheidung ein, indem erst die Freisinger, dann die Weihenstephaner Familiaren genannt werden.

Diese Behauptung ist deshalb beweisbar, weil uns einige dieser Personennamen bekannt sind: Da ist der jüngere Richfrid, von dem oben die Rede war, und da ist vor allem Willibold, Stammvater der Herren v. Wippenhausen, den wir schon ab 1024/39 (W 21) verfolgen können, ab 1052/62 (W 41,45) mit (seinem Sohn) Gerhart. Diese Kontrolle erlaubt es uns, auch andere Personen mit

großer Wahrscheinlichkeit als Weihenstephaner Familiaren anzusprechen, z. B. Willirich¹⁰, Volarat-Vocko¹¹, Richmunt¹² oder den Mann mit dem seltenen Namen Adalger¹³; dieser Name begegnet auch später bei ritterbürtigen Familiaren des Klosters (siehe Asch). Meginhart (v. Dietersdorf) begegnet zwar erst seit 1065/80¹⁴, doch ist uns auch im späten 11. Jahrhundert eine Kontrolle willkommen.

Die Traditionen, in denen erstmals Ministerialen mit Ortsnamen erscheinen, sind geeignet, unsere Beobachtungen zu bestätigen. 1065/80 (51) werden unter den Zeugen *de familia* zuerst die Freisinger Ministerialen Bezili v. Eixendorf, Adalbert v. Pettenbrunn, Bezili v. Pallhausen, Machtuni und Fritilo v. Haindlfing, Arnold v. Pufpisdorf und Gerwig v. Roggendorf angeführt, dann – ohne eigene Bezeichnung – die Weihenstephaner Ministerialen Bernhart und Aribo v. Gartelshausen, Gerhart v. Wippenhausen, Adalbert und Sighart v. Vötting. Ähnlich 1082/99 (59): „*de familia*“ Bezili v. Pallhausen, Machtuni und Fritilo v. Haindlfing und Benno, Willibold v. Sillertshausen, Gerold v. Wippenhausen, „*de nostris*“ Meginhart (v. Dietersdorf), Gerhart (v. Wippenhausen), Sighart, Adalbert, Heriger, Wolfher (alle v. Vötting). Ebenso 1088/98 (65): „*de familia*“ Fritilo v. Schweinersdorf, Bezili v. Eixendorf, Adalbert v. Pettenbrunn, Sighart v. Haindlfing, Gerwig v. Miltach, Arnold v. Pufpidorf, Wolfold v. Lohkirchen (alle Freisinger Ministerialen und anschließend, ohne trennendes Kennzeichen) Meginhart v. Dietersdorf, Gerhart und Sohn Dietbold v. Wippenhausen und sechs Personen aus Vötting, sämtlich Weihenstephaner Familiaren.

Das zweite unter diesen drei Beispielen zeigt an, daß gelegentlich versucht wurde, bischöfliche und Weihenstephaner Untertanen zu scheiden und letztere besonders zu kennzeichnen. Die ersten Formulierungen dieser Art sind im Zeitraum 1065/80 wahrnehmbar: „*de nostris*“ (46), „*de familia nostra*“ (47), ähnlich 52. Eine solche Scheidung erübrigt sich, wenn als Zeugen *de familia* nur Weihenstephaner Hörige beurkundet sind. Solche Zeugenreihen gibt es ab 1082/99¹⁵; sie nehmen in der Folgezeit immer mehr zu, bis schließlich unter „*de familia*“ grundsätzlich nur Familiaren des Klosters verstanden werden.

Der Hintergrund dieser Beobachtungen ist klar: Jedes Kloster hatte zumindest zeitweise zu kämpfen, um mehr Unabhängigkeit, Selbständigkeit, Frei-

10 W 14, 26, 28, 33, 35; ein Nachkomme ist W. v. Zolling (W 113).

11 W 23, 27, 29, 31, 32, 33, 34.

12 W 33, 35, 38.

13 W 24, 34, 38, 45.

14 W 50, 53, 54b.

15 W 61?, 66, 70a, 71b, 72.

heit zu erlangen, zu kämpfen gegen den Vogt, den Bischof, den Landesherrn. Weihenstephan, in unmittelbarer Nachbarschaft Freising's gelegen, tat sich hier besonders schwer, zumal die führende Schicht seiner Unfreien, der Ministerialen, mit den Dienstmannen des Bischofs eng verflochten war. Freisinger Ritter und zugleich Familiaren St. Stephans finden wir in Allershausen, Ampertshausen, Ast bei Kranzberg, Hohenbachern, Berghausen, Blainthal, Dürnzhausen, Gremertshausen, Günzenhausen, Herschenhofen, Hohenkammer, Kienberg, (Grandl- bzw. Zinkl-) Miltach, Nederndorf, Pallhausen, Piedendorf, Pöcking, Sünzhausen, Wippenhausen und Zolling. Es mußte eines der wichtigsten und frühesten Anliegen der Äbte sein, ihre eigenen Untertanen im Ritterrang aus dem Verband der bischöflichen Dienstmannen herauszulösen und selber Herr über ihre Truppe zu werden. Dieses Ziel hatten die Äbte zu Beginn des 12. Jahrhunderts erreicht.

Die Entwicklung bis ins späte 12. Jahrhundert

Der Stand der Weihenstephaner Ministerialität hatte sich also konsolidiert und von den Freisinger Dienstmannen gelöst. Die Ritter werden nun regelmäßig mit ihren Stammsitzen genannt. In dieser Hinsicht bemerken wir etwa seit den 20iger Jahren des 12. Jahrhunderts auffallende Veränderungen: Verschwunden sind die von Wippenhausen; auch Dietersdorf wird nur noch einmal erwähnt. Statt dessen finden wir mehrere neue Namen, vor allem (Hohen-) Bercha, dazu Ampertshausen, Aiglsdorf, Nörting. Es handelt sich aber, wie im Anhang unter Bercha ausgeführt, nur um eine Umgruppierung, die ich dem Einfluß des Propstes Heinrich von Bercha zuschreiben möchte: In der Zeit, da Weihenstephan einen Niedergang erlebte und nur wenige Mönche im Kloster waren (325), muß es ihm gelungen sein, daß seine Brüder, Söhne des Meginhart von Dietersdorf, mit Gütern belehnt wurden, die nicht für den Unterhalt der Mönche beansprucht wurden. Gebhart erhielt Besitz zu Ampertshausen, Elwin zu Bercha, Wolfhart zu (Langen-)Geisling und Meginhart, vielleicht der jüngste der Brüder, behielt Dietersdorf. Erleichtert wurde dem Propst diese Maßnahme wahrscheinlich durch den Umstand, daß das mächtigste Ministerialengeschlecht Weihenstephans, die Herren v. Wippenhausen, in die Freisinger Ministerialität übertrat; Gerhart, der älteste Sohn Willibolds v. Wippenhausen, blieb zwar bei Weihenstephan; mit seinem Sohn Dietbold (v. Aiglsdorf?) starb jedoch diese Linie bald aus, während Gerharts Bruder Gerold Stammvater eines berühmten Geschlechts wurde. Auch die Herren v. Gartelshausen zählten zu dieser Zeit zu den Ministerialen St. Korbinians. Nun haben zwar auch drei der vier Dietersdorfer Linien wenig bedeutet

– der jüngere Meginhart v. Dietersdorf war anscheinend kinderlos, die späteren Ampertshäuser wurden aus uns unbekanntem Gründen zurückgesetzt und sind nur selten beurkundet, Wolfhart v. Geisling hat durch seine Heirat mit einer Salzburger Familiarin viel Besitz verloren –, aber Elbwin v. Bercha erreichte nicht nur ein hohes Alter, sondern hatte auch mindestens fünf Söhne. Die Herren v. Bercha spielen von nun an die erste Geige unter den Ministerialen St. Stephans bis in die 70iger Jahre hinein.

Schon 1138/47 (119) wird eine weitere Gruppe von Weihenstephaner Familiaren greifbar. Genannt werden der Schmied Adalbert und der Kürschner Bezili, also Handwerker oder, genauer gesagt, Vorsteher von Handwerksbetrieben, die dem Kloster unterstanden. Dies ist ein recht frühes Zeugnis für handwerkliche und auch künstlerische Tätigkeiten im Rahmen des Klosters. In der Folgezeit finden wir zunächst nur Personennamen ohne nähere Bezeichnungen bei dieser Gruppe¹⁶; erst ab 1148/56 (193) werden „tepicher“ genannt, im gleichen Zeitraum Holzschnitzer (204: „incisores lignorum“); genauere Bezeichnungen der Nichtministerialen werden aber erst seit 1174/80 die Regel¹⁷. Das meiste Ansehen genoß anscheinend der Schmied Adalbert und der Holzschnitzer und Zimmermann Heimo.

1148/56 wird auch bei den Ministerialen ein neuer Trend sichtbar: Sie stehen nun häufig *vor* den Leuten de familia, also vor den „gewöhnlichen“ Familiaren, erstmals Liutbold (= -bert) v. Ast (155) dann Gerold v. Übermoos (180), Elbwin und Wolfhart v. Bercha (185), Odalbert und Heinrich v. Piedendorf (196), Konrad v. Ried (201), Herren v. Bercha und Allershausen (204) usw. Es ist also nun eine neuerliche Scheidung erfolgt, diesmal zwischen den Ritterbürtigen und den sonstigen Familiaren des Klosters. Die neue Lage spiegelt sich ganz deutlich in der Formulierung der Urkunde anlässlich der Schenkung des Reginboto, alias Reginhalm von Altfalterbach 1156/57 (220): Er ist „ex ministerialibus vel ex familia sancti Stephani“. Der Schreiber wußte also selbst nicht genau, unter welche der beiden Gruppen er ihn einreihen sollte, und das kann man verstehen: Eberhart v. Altfalterbach (211) und Reginboto selber (103a, 165) stehen zwar stets bei den Waffenträgern, aber die beiden treten eben nur dreimal als Zeugen in Erscheinung, und das ist für Leute, die zum Ritterstand gehören wollen, eben recht wenig! Übrigens verfahren die Schreiber bei dieser Scheidung nicht immer konsequent: In nr. 185 stehen Elbwin und Wolfhart v. Bercha vor den Familiaren, Gebhart v. Ampertshausen als letzter Zeuge hinter Heimo, in nr. 199 ist Elbwin (v. Bercha) letzter Zeuge hinter Leuten de familia, 219 steht Wolfhart v. Bercha unter Zeugen de familia

16 Z. B. W 141 (Bezili v. Vötting ist der Kürschner), 155, 179, 184b.

17 Z. B. W 297, 299, 302, 303.

weit hinter Heimo, 223 steht Wolfold v. Ried als letzter Zeuge vor Leuten de familia, von denen als erster Ortwin v. Ast genannt wird, sicher ebenfalls ein Ritterbürtiger.

Im Zeitraum 1170/80 werden letztmals Herren v. Bercha erwähnt, nämlich Heinrich (291) und Rachwin (293). Sicherlich besteht Zusammenhang mit dem Verzicht Konrads v. Bercha und seiner Brüder auf ihren Besitz dort (290ab). Anscheinend sind die letzten vollbürtigen Ministerialen des Klosters nicht einmal bis zu ihrem Ableben dort geblieben, sondern haben den Ort geräumt. Noch vor 1181 wird bereits ein „villicus“, also ein klösterlicher Gutsverwalter namens Ulrich bezeugt (299), der mit den Herren v. Bercha nicht verwandt ist. Bercha ist aber kein Sonderfall; um die nämliche Zeit sind alle ritterbürtigen Familiaren Weihenstephans wie durch einen Zauberschlag verschwunden. Hier läßt uns nicht etwa unsere Quelle im Stich – die Traditionen dauern bis fast 1220 fort, und zwar in dichter Reihenfolge! Aber unter den zahlreichen Zeugen finden wir keine vollbürtigen Ritter mehr, die wir als Familiaren St. Stephans ansprechen könnten. Hier ist also eine grundsätzliche Entscheidung gefallen, mit der wir uns auseinandersetzen müssen. Vorher wollen wir aber noch „das Reich“ Weihenstephans an der Attel betrachten.

Die Herrschaft Weihenstephans an der Attel

Die Kirche von Unterübermoos ist keine Sehenswürdigkeit, aber schmuck und für die wenigen Höfe in der Nähe recht geräumig. Dicht dabei fließt ein Wässerlein in die Attel, auf den letzten 30 Metern in einer tiefen und steilwandigen Rinne. Parallel dazu verläuft ein Graben, der ebenfalls einige Meter Tiefe erreicht; hier hat vermutlich Menschenhand nachgeholfen. Wenn wir uns zwischen den beiden Punkten, wo diese Rinnen anfangen, einen weiteren Graben vorstellen, so haben wir das Areal der einstigen Burg vor uns, dessen Hauptgebäude wahrscheinlich am Steilufer der Attel stand. Burg und Kirche, geistlicher und weltlicher Mittelpunkt der Herrschaft: Das gilt auch für das Weihenstephaner Besitztum an der Attel.

Der Besitz stammte größtenteils aus dem 11. Jahrhundert: aus dem Tausch mit dem Freisinger Bischof, wo Übermoos genannt wird (15) und aus der Schenkung des Edlen Wolfold von Ried (57); dazu kam viel später Angersberg (256). Der sonstige Besitz wird vor allem aus einer stattlichen Zeugenreihe des 12. Jahrhunderts deutlich (294); genannt werden außer Übermoos und Ried Norderndorf, Pfaffing, Werfling, Steinhart, Eschlbach, Angersberg in nächster Nähe, etwas weiter entfernt Ebrach und Weiding bei Ebersberg¹⁸. Mehrfach

18 Uhl (QE NF XXVII) deutet die Orte Amaizperge (256), Norderndorf (294, 350), Rieda (57) und „Witting“ (146) anders. Siehe Anhang unter Übermoos und Weiding.

genannt und als ritterbürtig zu bezeichnen sind Gebolf v. Eschlbach-Übermoos, Wernhart und Engeldie v. Weiding, wohl auch ein Teil der nach Übermoos genannten Personen, so sicher der erste, von dem wir hören, ein gewisser Willibold. Auch ein Freisinger Dienstmann hatte hier einen Sitz in Nederndorf. Zeitweise stand vielleicht Ulrich v. Englmeng in Diensten des Klosters.

Hatten die Äbte am Atteler Besitz ihre Freude, so hatten sie auch ihren Ärger; schon die älteste Urkunde, in der ein Herr von Übermoos, nämlich der oben erwähnte Willibold vorkommt, zeigt es uns (70a: 1102/14). Er war nämlich mit einer „ancilla hereditaria“, d. h. mit einer Unfreien oberen Ranges der Grafen von Andechs verheiratet. Graf Berthold von Andechs und sein Oheim Konrad von Jasberg geben diese Frau names Diemuot an das Kloster samt ihren Kindern; nur den ältesten Sohn Gebhart behalten sie als ihr Eigentum. Wurde also nun dieser Gebhart Herr von Übermoos? Wollten die Andechser auf diesem Weg dem Kloster seinen Besitz entziehen? Nichts davon. Der dortige Besitz bleibt bei Weihenstephan. Von Gebhart hören wir nichts mehr. Was steckt dahinter?

Die ersten Jahrzehnte des 12. Jahrhunderts sind die Zeit, in der die weltlichen Fürsten mit aller Kraft darauf hinarbeiten, sich eine Ministerialität zu schaffen. Da aber der Grundstock dafür bei vielen zu dürftig, die Zahl der potentiellen Dienstmännern zu gering war, mußte man versuchen, durch Fremdeheiraten Abhilfe zu schaffen. Die Heirat zwischen Willibold und Diemuot ist auf Druck der Andechser zustande gekommen; daß sie dadurch einen Ministerialen gewannen, war den Grafen genug.

Noch schwerer verständlich ist der damit zusammenhängende spätere Vertrag (70bc: 1138/47): Zwei Enkelinnen aus dieser Ehe spendeten einen Geldbetrag und erreichten dadurch, daß sie in das Recht ihrer Großmutter eintraten. Dieses Recht wird in der vorausgehenden Urkunde genannt: Es ist „legitimum servitium“, d. h. das Recht der obersten Schicht der Unfreien, der späteren Ministerialen¹⁹. Doch wird ausdrücklich festgestellt, daß nur diese beiden Frauen dieses Recht erworben hätten, nicht ihre Nachkommen. Was aber hat es für einen Sinn, ein besseres Recht zu erwerben, wenn es die Söhne und Töchter alsbald wieder verlieren? Man kann nur vermuten, daß die beiden Enkelinnen der Diemuot auf diesem Wege Besitzungen und Rechte gewannen und an ihre Nachkommen weitergeben durften, die sie sonst verloren hätten. Erklärlich wird alles nur, wenn man voraussetzt, daß ihre Mutter Christina unter ihrem Stand geheiratet hat.

19 G. Flohrschütz, Die Freisinger Dienstmännern im 10. und 11. Jahrhundert, (Deut. Beitr. 25), 60 f.

Noch mehr Ärger und Aufregung handelte sich das Kloster mit der Schenkung Wolfolds von Ried (57) ein. In einem längeren Bericht (325: 1189) erfahren wir, daß nach dem Tod des Abtes Erchanger, als das Kloster eine Zeit des Niedergangs erlebte, sich ein Edler namens Karl von Singding aus dem Geschlecht des Wolfold mit seinen Brüdern in den Besitz von Wolfolds Erbe gesetzt habe. Nach seinem Tod versprach dessen Witwe, die Güter herauszugeben, zog aber ihr Versprechen zurück und klagte vor Pfalzgraf Otto auf Rückgabe. Nach dem Spruch des Wittelsbachers wurde sie mit 8 Talenten abgefunden und verzichtete auch für ihren Sohn Karl. Als aber dieser mannbar geworden war, widerrief er den Verzicht und schädigte das Kloster, indem er Einkünfte aus Gütern an der Attel den Mönchen vorenthielt. Erst 1189, als er sich entschloß, am Kreuzzug teilzunehmen, verzichtete er endgültig und erhielt nochmals eine Abfindung.

Wer die beiden Urkunden aufmerksam durchgelesen hat, dem sind gewisse Widersprüche nicht verborgen geblieben. So wird in Nr. 57 ausdrücklich erklärt, daß der Edle Wolfold *ein* Gut in Ried gegeben habe, 1189 ist aber von zweien die Rede. Die Güter, deren Einkünfte der jüngere Karl einbehielt, lagen nicht in Ried, sondern in Eschlbach und Übermoos. Es sieht also so aus, daß Weihenstephan das gesamte Erbe des Wolfold beanspruchte mitsamt allen Pertinenzien, auch die, die nicht in Ried lagen. Da ist wohl Unrecht geschehen und die bedeutende Summe, die Karls Witwe als Abfindung erhielt, scheint dies zu erweisen. Bemerkenswert ist auch, daß dieser Streit um das Erbe Wolfolds ziemlich genau 100 Jahre gedauert hat, ein Zeichen für mittelalterliche Beharrlichkeit.

In der Zeugenreihe zu dieser Urkunde sind keine Weihenstephaner Familien enthalten. Wir können also nicht sagen, ob es damals noch Ministerialen des Klosters im Raum Attel gegeben hat. 1180/83 (207c) erscheinen letztmals Gebolf v. Übermoos, Konrad und Engilbert v. Eschlbach und Engeldie v. Weiding oder Witting unter Rittern. Doch ist unter den Zeugen de familia noch im 13. Jahrhundert mehrfach ein Konrad „Rieder“ beurkundet²⁰, während der Name Übermoos nicht mehr vorkommt. Wir haben also den nämlichen Tatbestand und müssen uns nun fragen, was damals geschah.

Das Ende der Weihenstephaner Ministerialität

Wie in den Freisinger Traditionen die Formel „servus legitimus“¹⁹, so meint auch in den Weihenstephaner Traditionen der Ausdruck „serviens legitimus“

20 W 339a (mit einem weiteren Konrad Rieder), 340, 348, 354.

die oberste Schicht der Unfreien, die Waffenfähigen, Ritterbürtigen. Dreimal wird diese Formel verwendet: Bei Diemuot, der Gattin Willibilds v. Übermoos, und bei Heimo v. Tandern (73) haben wir keine Vergleichsmöglichkeit, sehr wohl aber bei Bernhart v. Gartelshausen (59). Diese Familie begegnet nämlich mehrmals und so sind wir berechtigt, die Nachbarzeugen ebenfalls als Weihenstephaner Ministerialen einzustufen. Wir wollen diese Familien zusammenstellen und ihren Status um 1165/80, der „Endzeit“ der Weihenstephaner Ministerialen, erörtern:

1. Dietersdorf mit vier Einien: a) Die Linie Dietersdorf starb wahrscheinlich mit dem jüngeren Meginhart aus. b) Die Linie Ampertshausen tritt seit der Mitte des 12. Jahrhunderts stark zurück, doch gibt es um die kritische Zeit einen Willibold, der aber nicht zu den Ministerialen, sondern zu den Familiaren gehört. c) Die Linie Geisling verschwindet, doch gibt es möglicherweise eine Fortsetzung in (Berg-)Haselbach. Die ritterliche Familie dort mit dem Leitnamen Heimo tritt in die Dienste der Wittelsbacher. d) Die Linie (Hohen-)Bercha stellt die führenden Ritter des Klosters und blüht um 1165/70 noch kräftig. Deshalb müssen wir uns vor allem mit ihr und ihrem Abgang beschäftigen.

2. (Hohen-)Bachern-(Dürn-)Ast: Liutbert und sein Sohn Ortwin sind beide um 1170 gestorben; Ortwin hinterließ anscheinend keine Nachkommen.

3. Wippenhausen: Willibold war im 11. Jahrhundert wohl der wichtigste Dienstmann des Klosters. Sein älterer Sohn Gerhart verblieb dem Kloster; mit seinem Sohn Dietbold (v. Aiglsdorf?) ist diese Linie (um 1130?) ausgestorben. Der jüngere Sohn Gerold trat zu den Freisinger Ministerialen über. Diese Linie blühte noch im 13. Jahrhundert.

4. Gartelshausen: Die Familie war zeitweise mit den Freisinger Ministerialen v. Bogenhausen verschwägert, was zu vielen Streitigkeiten führte. Mit dem jüngeren Aribo und seinem (ungenannten) Sohn, die beide ins Kloster eintraten (143c) endet die Geschichte dieser Familie um 1138/47.

5. Nörting: Mehrmals genannt ist nur Reginbert. Seine Söhne Bernhart und Gerold sind möglicherweise auf dem 2. Kreuzzug geblieben. Ein Nachkomme war vielleicht Heinrich, der in der kritischen Zeit einmal bezeugt ist (290b), aber nicht unter Weihenstephaner Familiaren.

6. Allershausen: Die Weihenstephaner Familiaren dort sind erst seit 1138/47 nachweisbar. Sie waren anscheinend ritterbürtig; ein Willibold steht um 1180/83 (312) allerdings unter den Zeugen de familia.

7. Vötting: Adalbert und Sighart, die noch dem 11. Jahrhundert angehören, waren ritterbürtig; die später nach Vötting benannten Personen größtenteils nicht. Da dort mehrere Güter des Klosters lagen und Verwandtschaftsangaben

selten sind, können wir allenfalls noch Ortwin, sicher ein Verwandter Ortwins v. Ast, und seine Gemahlin Ava als Ministerialen ansprechen.

8. Gremertshausen-Berghausen-Ast-Waltenhofen: Es ist fraglich, ob diese Familie zu den „Familiaren 1. Klasse“ zählte. Sie läßt sich ebenfalls erst nach dem 2. Kreuzzug nachweisen und wird selten genannt, war allerdings mit Freisinger Ministerialen versippt. Einwig v. Ast steht indes unter Zeugen de familia (320).

9. Raum an der Attel: Die Familiaren dort sind zu selten beurkundet, als daß wir ihnen genealogisch beizukommen vermöchten. Wir haben hier (abgesehen von Engeldie v. Weiding-Bercha) mit zwei bis drei Dienstmannenfamilien zu rechnen, die sich nach Übermoos, Eschlbach und Ried nannten. Aber auch von ihnen ist nach 1180/83 keine mehr eindeutig als ritterbürtig einzustufen.

Es gibt daneben noch einige Personen, die gelegentlich unter den Rittern St. Stephans erscheinen. Da sie aber nur je einmal beurkundet sind, da wir sie weder als Familiaren des Klosters nachweisen noch ihre verwandtschaftlichen Zusammenhänge überschauen können, wollen wir von ihnen absehen.

Das Ergebnis unserer Aufstellung sieht also folgendermaßen aus: Ast-Bachern, Gartelshausen, Wippenhausen, Dietersdorf sind ausgestorben, auch von Nörting erfahren wir seit dem 2. Kreuzzug soviel wie nichts. Geisling hat sich vielleicht in (Berg-)Haselbach fortgesetzt, doch sind auch hier die Nachrichten aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts höchst gering. Ampertshausen und Allershausen sind kaum noch als ritterbürtig zu betrachten. Bercha hingegen ist mit Abstand das führende Dienstmannengeschlecht des Klosters. Und gerade diese Familie wurde vom Abt ausgeschaltet, und zwar unter ziemlich spektakulären Umständen. Wir müssen uns nun also mit der einschlägigen Urkunde (290ab: 1166/72) näher befassen.

Die Söhne Heinrichs (II.) v. Bercha verzichteten auf ihr dortiges Gut, nachdem sie fälschlich behauptet hatten, ihr Vater sei damit belehnt gewesen, und zwar verzichtet zuerst der älteste namens Konrad vor Pfalzgraf Otto als Vorsitzender des Gerichts und seinen Brüdern Fridrich und Otto; er erhält als Entschädigung 20 Talente. Zeugen sind einige Edle sowie führende Ministerialen des Bischofs und des Pfalzgrafen darunter (die beiden Richter) Ortolf v. Tegernbach und Heinrich v. Wolfersdorf²¹.

Das war also ein höchst wichtiger Vertrag, was schon aus dem Umstand zu ersehen ist, daß Pfalzgraf Otto als Vogt des Klosters persönlich das Urteil fällte.

21 Zu Heinrich v. Wolfersdorf s. Flohrschütz, Freising, unter Wolfersdorf; zu Ortolf v. Tegernbach s. Flohrschütz, Tegernbach (OA 100), 251 f.

Trotzdem erwecken einige Begleitumstände starke Bedenken. Zwölfmal wird Heinrich v. Bercha von den Urkundenschreibern des Klosters unter den Zeugen benannt, und man möchte meinen, daß es also mit der Belehnung seine Richtigkeit hätte. Letztmals erscheint er als solcher gar in der unmittelbar folgenden Schenkung (291) und müßte folglich, falls die Traditionen in der richtigen Reihenfolge stehen, damals noch gelebt haben; es wird ja auch nicht gesagt, daß er schon verstorben sei. Warum fehlt er dann aber bei diesem Prozeß, in dem er ja die Hauptperson ist? Und weiter: Für den Verzicht wird Konrad mit 20 Talenten abgefunden. Das ist eine sehr beträchtliche Summe; die Witwe Karls v. Singlding erhielt für ihren Verzicht nur acht Talente (325).

Die Herren v. Bercha – das ergab unsere Untersuchung – waren damals das einzige „echte“ Dienstmannengeschlecht des Klosters und galten unter ihren Standesgenossen als „rechte Ritter“. Aber gerade diese Familie hat das Kloster aus dieser Vorzugstellung herausgehoben und hat sich das auch etwas kosten lassen! Man gewinnt den Eindruck, daß vorher Verhandlungen zwischen den Prozeßgegnern stattgefunden haben in Bezug auf die Formulierung des Grundes, die Höhe der Entschädigungssumme, das Bestreben, den Heinrich v. Bercha aus dem Prozeß herauszuhalten. Es war, so scheint mir, schon vorher alles abgesprochen.

Zum Schutz des Klosters war der Bischof da mit seinen Ministerialen, der Vogt und Pfalzgraf mit seinen Ministerialen, das war genug und übergenug. Gegen spezielle Pressionen von Seiten des Bischofs oder des Pfalzgrafen, denen der Abt von Weihenstephan dann und wann ausgesetzt gewesen sein mag, konnten die Herren v. Bercha ihren Herrn auch nicht schützen. Ihre Aufgabe beschränkte sich also auf repräsentative Funktionen, und das war dem Abt, und vielleicht den Herren v. Bercha selber, zu wenig. Welche speziellen Gründe der Anlaß für ihre Entfernung war, ob sie etwa dem Kloster zu teuer kamen, ob sie zu viel Einfluß innerhalb der familia des Klosters besaßen, ob es etwa interne Streitigkeiten gegeben hat – das wissen wir nicht.

In der 2. Urkunde (290b) verzichteten die Brüder des Konrad. Das ist, nachdem der älteste schon verzichtet hat, mehr eine Formalität. Demgemäß sind diesmal keine hohen Herren zugegen, sondern zunächst einige Ritter aus der Nachbarschaft, aus Jarzt, Bachenhausen, Kollbach, Herschenhofen, Allershausen, auch ein Heinrich v. Nörting, möglicherweise ein Nachkomme Reginberts, aber kein Ministeriale des Klosters, und zum 2. Mal Konrad, der Onkel (mütterlicherseits) der Brüder, dann, als erste Zeugen de familia, nicht weniger als 12 Personen, die nach Bercha benannt sind! Als erster Rachwin (Oheim des Konrad, schon vorher mehrmals und noch in nr. 293 beurkundet), als zweiter Engeldie (wohl Bruder des Konrad, sonst nach Weiding genannt). Unter den übrigen 10 Zeugen von Bercha befinden sich vermutlich

die anderen Brüder des Konrad sowie Vettern väterlicherseits, alle ritterbürtig, aber keine Ritter, da das Kloster beim besten Willen nicht jedem von ihnen ein eigenes Lehen geben konnte. Unter den folgenden Zeugen *de familia* aus Sünzhausen, Miltach, Lengdorf, Allershausen usw. mag sich noch so mancher Verwandte mütterlicherseits befinden.

Um 1170/80 ist also die gesamte Ministerialität Weihenstephans abgegangen. Was mag aus den Angehörigen dieser Schicht geworden sein, z. B. aus den Herren v. Bercha nach ihrer Abdankung? Wir wollen abschließend die verschiedenen Gruppen der klösterlichen Familiaren unter die Lupe nehmen und versuchen, ihre Entwicklung zu erkunden.

Ministerialen und Zensualen

Drei Haupttypen von Unfreien lassen sich im 11. und 12. Jahrhundert unterscheiden: Als oberste Schicht die Ministerialen – sie waren ja das Hauptthema dieser Studie –, die Zensualen und die tiefer Stehenden, meist „*mancipia*“ genannt. Letztere sind „*cotidiani operarii*“ (80) und haben „*continuum servitium*“ zu leisten (70c). Wenn wir ein frühes Zeugnis verallgemeinern dürfen, dann sind Ministerialen und Zensualen aus derselben Wurzel erwachsen; beide Schichten kommen aus der Freiheit. In einer Art Grundsatzentscheidung gibt nämlich Bischof Abraham von Freising 957/77 folgendes zu wissen (F 1315c)²²: Eine freie Sippe hat sich an ihn gewandt und ist in die Untertänigkeit der Freisinger Kirche eingetreten, weil der Ertrag ihrer Güter für den Lebensunterhalt nicht mehr ausreichte. Der Bischof stellt sie nun vor die Wahl: Entweder erhalten sie Lehen nach Herrenrecht und müssen dann „dienen“, oder sie zahlen einen jährlichen Zins und sind im übrigen „frei“.

Es versteht sich, daß mit diesem Dienst nicht der Frondienst der Leibeigenen gemeint ist – das klingt ja schon im Begriff „Herrenrecht“ an. Es geht hier vor allem um den Kriegsdienst! Kampf und Jagd sind die Hauptbeschäftigungen dieser „Urministerialen“; auch zum Priesteramt sind sie zugelassen. Ihr Dienst ist „*servitium legitimum*“. Sie sind also schon am Ursprung ein „unfreier Adel“ und später sind sie überhaupt *der* Adel, nachdem die zahllosen freien Geschlechter im 12. Jahrhundert dahinschmelzen und vergehen wie Schnee an der Sonne.

Genau entgegengesetzt verläuft die Bahn der Zensualen. Solange sich dieser Stand aus ehemaligen Freien ergänzte, mag er die gleiche Achtung erfahren haben wie der der künftigen Ministerialen. Im 11. und frühen 12. Jahrhundert

22 Wie Anm. 19, S. 56.

stießen dazu vor allem die Sprößlinge von Edlen und Freien mit Eigenmägen; auch in dieser Zeit kam noch viel „blaues Blut“ herein. Allmählich aber wurden auch „gewöhnliche“ Unfreie aufgenommen: Um 1204 (341) verkauft „quidam Heinricus de familia sancti Stephani . . . quendam proprium famulum suum . . . ad censum V denariorum . . .“ Der Knecht eines Knechtes rückt in den Zensualenstand auf! So wurden die Angehörigen dieses Standes immer mehr als Unfreie angesehen und es fehlte nicht an Versuchen, sie zu knechten und zu gewöhnlichen Leibeigenen herabzudrücken.

Wir wollen nun versuchen, den Stand derjenigen Personen zu erkunden, welche seit der Mitte des 12. Jahrhunderts unter dem Begriff „de familia sancti Stephani“ zusammengefaßt werden. Daß sie nicht zu den Ministerialen gehörten, wurde schon festgestellt, aber nur von einem unter ihnen hören wir Genaueres: Merboto v. Miltach (290b) wird an anderer Stelle²³ als Zensuale bezeichnet. Ich bezweifle, daß dies auch für alle anderen gilt, die in der Gruppe „de familia“ stehen, aber es fehlt uns jedes direkte Zeugnis. Vielleicht erhalten wir Hinweise, wenn wir uns mit der Herkunft dieser Personen beschäftigen.

Da es an Verwandtschaftsbezeichnungen fehlt, müssen wir bei den seltenen Personennamen einhaken. Ein Beispiel liefert der Holzschnitzer und Zimmermann Heimo. Mit ihm taucht dieser Personennamen erstmals innerhalb der familia des Klosters auf. Vorher begegnet er aber schon bei Ministerialen Weihenstephans, nämlich bei Tandern und (Langen-)Geisling. Daß dieser Heimo höchstwahrscheinlich ein Nachkomme von Klosterrittern gewesen ist, lehren uns die Namen seiner Verwandten: Der (seltene) Name seines Bruders Richbold begegnet schon im frühen 11. Jahrhundert bei den Dienstmannen des Klosters (33), der seines (mutmaßlichen) Sohnes Meginhart weist auf Geisling und Dietersdorf. Ebenso ist der Name des Teppichmachers Askwin von außerordentlicher Seltenheit. Er kann nur über die Herren v. Lengdorf in die familia hereingekommen sein, die zum Kloster freundschaftliche und enge Beziehungen unterhielten. Der Bruder des Müllers Rapoto in Vötting heißt Willibold (348). Auch das ist ein Name, der vorher bei den Ministerialen des Klosters recht beliebt war (Wippenhausen, Übermoos, Allershausen). Der Name Adalbert ist zwar häufig, aber es liegt nahe, im oft als Zeugen zugezogenen Schmied Adalbert einen Nachkommen oder Verwandten des ebenfalls nicht selten erwähnten Adalbert v. Vötting zu sehen. Doch stammen nicht alle Angehörigen der familia von Ministerialen ab. So sind z. B. die Namen der coci Ilsung und Sigboto ganz neu, ebenso der des Schmiedes Isengrim. Die familia des späten 12. Jahrhunderts setzt sich also zusammen aus Nachkom-

23 Meichelbeck, *Historia Frisingensis* Nr. 1354 (1158/84).

men und Verwandten früherer Ministerialen und aus Personen, über deren Herkunft wir nichts wissen.

Man wird diese Leute kaum als Zensualen betrachten können. Zensualen waren selbständig und weitgehend unabhängig. Hier hingegen finden wir angesehene Männer, die eng mit dem Kloster verbunden waren. Die lignarii, tapeciarii, pellifices usf. sind m. E. nicht eigentlich Handwerker, sondern Vorsteher von Betrieben, die dem Kloster unterstanden, sie sind mit dem betr. Betrieb belehnt. Die coci bereiten die Speisen nicht persönlich zu, sondern überwachen die Zubereitung; sie sind nicht Köche, sondern Küchenmeister. Ich gelange hier zu ähnlichen Feststellungen wie bei der Untersuchung der Tegernseer familia²⁴. Wie dort, so kommt auch hier ein besonderes Moment ins Spiel, nämlich die Wertschätzung besonderer Fertigkeiten und allgemein künstlerischer Gestaltung im Mittelalter. Wie dort der Maler Heinrich²⁴ mitten unter vollbürtigen Ministerialen steht, so erfreuten sich auch hier die künstlerisch Begabten besonderen Ansehens: Der Zimmermann und Holzschnitzer Heimo, der 30mal als Zeuge zugezogen wird, der Schmied Adalbert, sicher kein einfacher Hufschmied, sondern einer, der durch seine Schmiedearbeiten zum Schmuck der Kirchen beitrug, ähnlich die Teppichmacher und andere. Sie haben natürlich nicht nur die Arbeiten in ihrem Bereich überwacht, sondern auch persönlich Hand angelegt; so mögen aus vom Kloster bestellten Aufsehern allmählich richtige Künstler und Handwerker geworden sein, so wurde aus der zunächst als Amt zu verstehenden Bezeichnung schließlich ein Beruf.

Nur finden wir aber mitten unter den durch Amt oder Beruf gekennzeichneten Personen Männer, die durch Hinzufügung eines Ortsnamens bestimmt sind. Wie steht es mit denen? Natürlich müssen sie ungefähr dem gleichen Stand und Rang angehören wie ihre Nachbarzeugen. Waren sie Zensualen wie Merboto v. Miltach? Dann passen sie eigentlich nicht recht unter die „Handwerker“, die ich als Belehnnte angesprochen habe. Außerdem finden wir nicht wenige Ortsnamen, wo Besitz des Klosters nachweisbar ist. Auch in solchen Fällen kann es sich nicht um Zensualen handeln, denn Zensualen sind zwar Unfreie und Untertanen des betr. Stifts, aber Eigentümer ihres Gutes, nicht Lehensleute. Wir haben Personen solcher Art bisher als „Verwalter“ eines Klostersgutes angesprochen. Unter diesem Aspekt stehen sie den Ministerialen näher als den Zensualen. Wir haben aber gesehen, daß sie den Klosterrittern im Rang nachstehen. Wie ist dieser Widerspruch zu klären?

24 Flohrschütz, Die Dienstmänner des Klosters Tegernsee, 2. Teil, OA 112, 1988, 247 f.

Wiederum aus Tegernsee besitzen wir eine merkwürdige Nachricht über eine Familie aus Ismaning²⁵. Genannten Männern aus diesem Ort wurde ihr Ministerialenrecht ausdrücklich bestätigt, aber mit Wendungen, die diese Männer als schutzbedürftig ausweisen. Sie waren also Ministerialen, aber keine Ritter, denn ein rechter Ritter braucht nicht, sondern verleiht Schutz; eben dadurch ist er ja als Adliger ausgewiesen. Nun waren aber die Ministerialen von aller Anfang an ein Stand von Kriegern. Wie konnte es da zu schutzbedürftigen Ministerialen kommen?

Waffen sind bekanntlich teuer und veralten schnell, und das gilt durchaus nicht nur für die Gegenwart! Im 12. Jahrhundert machte allmählich das Kettenhemd dem Panzer Platz; der Schutz für Ellbogen und Handgelenke sowie in der Gegend des Halses wurde verstärkt, am Helm kam das Visier auf, was bekanntlich zu einer verstärkten Bedeutung des Schildzeichens, des „Wappens“ führte. Die Erstausrüstung der Ministerialen hatten ihre Herren besorgt; um Pflege und Erhaltung ihrer Waffen mußten sich diese selbst kümmern. Was aber, wenn der Ertrag ihrer Lehen nicht zur Anpassung an neuere Waffen, zur Modernisierung reichte? Da mußte wohl der Herr nochmals einspringen, wenn er Wert darauf legte, daß seine Leute kampfkraftig blieben. In Weihenstephan legte man anscheinend keinen Wert darauf; die Beobachtung, daß erledigte Ministerialensitze in Aiglsdorf, Dietersdorf, Gartelshausen, Langengeisling, Nörting nicht mehr mit Dienstmannen besetzt wurden, weist genau in die gleiche Richtung wie das Vorgehen gegen die Herren v. Bercha. Natürlich waren die verbliebenen Ministerialen des Klosters nach wie vor bewaffnet; mit Räubern, Wilderern u. dergl. wurden sie fertig. Aber gegen ihre neuartig bewaffneten Standesgenossen konnten sie nichts mehr ausrichten; sie wurden in dieser Hinsicht zu „schutzbedürftigen“ Ministerialen.

Seit dem frühen 12. Jahrhundert entdecken wir in den Zeugenreihen der Urkunden eine neue Schicht von Bewaffneten. Es sind „servi“ von Freien, bald auch von Ministerialen; im späten 12. Jahrhundert gibt es sogar „milites“ von Dienstleuten. Das ist die unterste Schicht der Waffenträger, die sich später zum Stand der einschuldigen Ritter formiert. Diese Männer sind nicht voll bewaffnet, weil es nicht ihre Aufgabe ist, den Feind anzugreifen, sondern ihren Herren vor den Angriffen des Gegners abzuschirmen und vor Abschnürung zu bewahren. Wenn also die einstigen Dienstmannen Sankt Stephans nicht mehr als vollbürtige Ritter gelten konnten, dann muß es diese Schicht sein, der sie seitdem angehörten. Dort suchen wir auch mit Recht die Männer mit dem Beinamen Schraghut, denn ihr Name besagt, daß sie Waffenträger gewesen sein müssen, dort auch die „Knechte des Abts“, weil auch sie bei so

25 Wie Anm. 24, I. Teil, unter Ismaning, Z. III. (OÄ 111/1986, 169 f.)

manchem ihrer Geschäfte Widerstand zu erwarten hatten. Und in die gleiche Gruppe müssen wir auch die „Handwerker“ des Klosters einreihen, die mit den Waffenträgern bunt gemischt in der gleichen Zeugenreihe stehen. Wenn der Maler Heinrich schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts unter „Ministerialen 1. Klasse“ des Klosters Tegernsee zu finden ist, dann dürfen wir auch den Künstlern, die zu Weihenstephan gehören, den Status von Subministerialen zutrauen. So kann also Konrad von Ried, 1148/56 vollbürtiger Ritter des Klosters (201), sehr wohl Vorfahr des Konrad Rieder sein, der Anfang des 13. Jahrhunderts mehrmals unter Familiaren Weihenstephans bezeugt ist²⁰.

Bürger

Einige Familiaren Weihenstephans haben einen gänzlich anderen Weg eingeschlagen: Sie haben sich in Regensburg niedergelassen und sie oder ihre Nachkommen sind im Lauf der Zeit zu Bürgern in Regensburg geworden. Die Beziehungen zu Regensburg sind für das Kloster hochwichtig gewesen; schon im frühen 11. Jahrhundert hat es dort Grundbesitz erlangt und mehr als ein Dutzend Traditionen handelt von Schenkungen bzw. Schenkern in oder bei Regensburg. Da es dazu einiges zu sagen gibt, seien die einschlägigen Traditionen hier in Regestenform aufgezählt.

15bc (1024/31) Anlässlich eines Tausches mit dem Bischof v. Freising erhält W. ein Grundstück (territorium) in Regensburg.

53 (1082/88) In einem Tausch mit dem Edlen Eberhart v. Ratzenhofen gibt W. 3 Höfe (curtifer) in Regensburg.

74 (1116/37) W. gibt dem U(rich) und seinem Sohn C(onrad?) einen Hof (curtis) in R. in Zinsleihe und empfiehlt ihn dem Schutz des (Burg-)Grafen Otto (I.).

197 (1148/56) Rotbert „vinadator“ (Weingeb) in Regensburg überträgt einen Weinberg zu „Malzthal“ (abgeg. bei Regensburg).

237 (1161) Der Regensburger Einwohner Goßwin verkauft durch die Hand seines Neffen Baldwin „Putrich“ ein Haus dort mit dem zugehörigen Grundstück.

263 (1162/72) Tausch Weihenstephans mit Pfalzgraf Otto in Regensburg: W. erhält ein Grundstück mit Haus, das ein gewisser Otto bewohnt, bischöfliches Lehen, mit Zustimmung Bf. Adalberts, gibt dafür drei Höfe aus seinem Eigenbesitz.

264 (1162/72) Otto v. Regensburg und seine Gattin geben ihr Haus dort mit Zubehör und erhalten es in Zinsleihe zu Leibrecht zurück; beider Tochter wird Nonne in W.

308a (1180/83) Der Familiare Berthold in Regensburg gibt mit Gattin sein Haus dort auf Todfall durch die Hand Goßwins. Zeugenspitze: Goßwin, Friedrich „mit dem Mund“, . . . , Familiaren aus Regensburg: Berthold, Hartmann, Berthold Fragenare, . . .

308b (1180/83) Der Familiare Hartman in Regensburg gibt durch die Hand des Regensburgers Fridrich „Mund“ auf Todfall eine Mühle an der Donau.

315 (1180/83) Berthold Fragnare aus Regensburg gibt auf Todfall die Hälfte seines Besitzes an W., die andere Hälfte an Gattin und Kinder. (Zeugen fehlen).

318 (1189/97) Der Familiare und Bürger in Regensburg Hartman erkauft sich gegen eine Summe von 5 Pfund die Freiheit von sämtlichen Diensten gegenüber dem Kloster, abgesehen von einem Zins, der jährlich 60 Pfennige beträgt. Erster Zeuge de familia: Der Regensburger Rudiger.

327 (1189/97) Der Regensburger Ulrich mit Gattin Heilika und Sohn Gotschalk erhält gegen jährliche Zinsleistung von 60 Pfennigen zu Leibrecht eine Hofstatt dort mit der Verpflichtung, innerhalb von drei Jahren dort ein Haus in Stein aufzuführen. Zeugenspitze: Das Knechtlein Rudiger, Berthold der Freisinger, Dietmar Salzmann, . . .

334 (1197/1203) Der Regensburger Bürger Ulrich, Sohn Rudiger und Tochter Kunigunde erhalten gegen Bezahlung von drei Pfund ihr Haus, vorher Besitz des Berthold Freisinger, zu Leibrecht.

Der erste Familiare Weihenstephans, der sich nachweislich in Regensburg niederließ, war wohl jener Ulrich, der 1116/37 dem Schutz des Burggrafen anempfohlen wird (74); damals waren anscheinend die Beziehungen des Klosters zur Donaustadt noch lose. Daß sie sich zu festigen beginnen, zeigen einige Schenkungen von Regensburgern an Weihenstephan: Rotbert Weingeb (197), Goßwin (237) und Otto (264), sicher der Besitzer des Hauses, das Weihenstephan vom Pfalzgrafen erhielt (263). Dann erleben wir, wie die Familiaren St. Stephans in Regensburg Fuß fassen: Hartmann bezeugt die Schenkung seines Standesgenossen Berthold (308a), schenkt eine Mühle bei Regensburg (308b) und befreit sich durch eine beträchtliche Summe von seinen – in erster Linie wohl finanziellen – Verpflichtungen gegenüber dem Kloster (318); er hat inzwischen auch das Bürgerrecht erlangt. Berthold, der sein Haus dem Kloster gibt (308a), ist wohl ein Verwandter des Berthold „Fragener“ (Klein Händler), seines Zeugen und des späteren Tradenten (315). Auch Berthold „Freisinger“, steht nahe. Er war ursprünglich ein freier Mann, der sich St. Emmeram als Zensuale ergab (Em 918: 1178); die Beobachtungen, daß er 2. Zeuge ist für das Rechtsgeschäft des Ulrich (327) und daß ein Ulrich später sein Haus erwirbt (334) weisen darauf hin, daß es sich bei Ulrich um die nämliche Person handeln muß, auch wenn in der früheren Tradition als dessen

Sohn ein Gotschalk, in der späteren ein Rudiger genannt wird. Dieser Name weist wiederum auf den Familiaren Rudiger (318) sowie auf den „servulus“ Rudiger hin (327). Der Personenkreis, zu dem sich die Familiaren Weihenstephans halten, ist bekannt. Da ist vor allem Goßwin, Schenker an Weihenstephan 1161 (237), Salmann des Familiaren Berthold und erster Zeuge 1180/83 (308a). In etlichen Urkunden St. Emmerams und Prüfening hat er den Beinamen „Dives, der Reiche“; er gehört zu den führenden Bürgern Regensburgs und ist vielfach belegt. Sein Neffe Baldwin „Putrich“ stammt aus einer Familie mit dem Leitnamen Baldwin, die vor allem in Prüfening als Wohltäterin hervorgetreten ist. Auch Fridrich „Mund“, Zeuge für Berthold (308a), Salmann für Hartman (308b) und Berthold Fragener (315), gehört zu den oft genannten Bürgern; in Emmeram wird statt des Beinamens Mund gelegentlich auch „Lefze“ verwendet. Demnach ist es einigen Familiaren Weihenstephans gelungen, in Regensburg nicht nur Fuß zu fassen, sondern sogar Ansehen und Reichtum zu gewinnen.

Haben sich Weihenstephaner Familiaren eigentlich auch in anderen Städten niedergelassen? Natürlich in Freising, wo Gelfrat, ehemals Knecht des Abts, wohnte. Aber wie wäre es mit München, das auch nicht weit entfernt ist? Mit der Verlegung des Marktes von Föhring nach München 1158 begann in Bayern die erste Welle der Stadtgründungen. Bisher hatte es außer Regensburg nur eine Handvoll stadtdähnlicher Siedlungen gegeben, die Bischofssitze Freising, Passau und Salzburg, dazu Augsburg, das aber nicht mehr zu Bayern gehörte. Das waren aber gewachsene Städte. Es muß für die Zeitgenossen ein unerhörter Vorgang gewesen sein, daß man solche Städte, wie sie in Jahrhunderten sich entwickelt hatten, mit ihren komplizierten Rechtsverhältnissen, mit dem Ineinandergreifen von Handel und Gewerbe, mit dem Umlauf von Geld, das plötzlich so notwendig wurde wie das Blut für den Körper, nicht Organisationen wie die Grundherrschaften, sondern Organismen – daß man solche Städte jetzt sozusagen auf dem Reißbrett entwarf und dann in die Wirklichkeit umsetzte. Und diese neuen Städte gediehen! Schon 10 Jahre nach der Gründung – eben zu der Zeit, als das letzte ritterliche Geschlecht des Klosters abgesetzt wurde, treten schon Bürger Münchens als Zeugen auf²⁶. Mit München hatte Weihenstephan allerdings nichts im Sinn. Bis ins 14. Jahrhundert hinein finden wir keinen Vertrag, nicht einmal eine Notiz, daß das Kloster oder irgend jemand unter seinen Familiaren mit München zu tun gehabt hätte. Das lag wohl daran, daß Weihenstephan dort keinen Grund und Boden, keine alten Rechte besaß.

26 Schäftlarners Urkunden nr. 3 (QE NF 10/2), vom Jahr 1168.

Wir müssen allerdings dabei berücksichtigen, daß in den Zeugnissen der Zeit von der Übersiedlung in Städte kaum je die Rede war. Eine Bemerkung, wie sie in einer Oberaltaicher Tradition so nebenbei gemacht wird, daß nämlich Christan v. Utzenzell sein festes Haus dort verkauft und nach Falkenstein gezogen sei²⁸, ist von außerordentlicher Seltenheit. Nun, in Weihenstephan finden wir etwas Ähnliches: 1162/72 steht nämlich in einer Zeugenreihe hinter dem Klosterritter Liutbert v. (Dürn-)Ast und vor (den Holzschnitzern und Zimmerleuten) Heimo und Berthold, die hier ausnahmsweise vor den Familiaren eingereiht sind, ein Heinrich Herzog von Vohburg (272a). Das ist mitnichten ein Dienstmann der dortigen Markgrafen, sondern ein Familiare des Klosters, der sich in Vohburg niedergelassen hat. Wir wissen nämlich, daß die Diepoldinger ihre Burg auch für „Auswärtige“ geöffnet haben, seitdem sich ihre Pläne, um Vohburg eine Landesherrschaft auszubauen, zerschlagen hatten²⁹. Nun versuchten sie, dem Vorgang Heinrichs des Löwen in München, (Fürstenfeld-)Bruck und Landsberg folgend, ihre Burg zu erweitern und den Donauübergang wirtschaftlich zu nutzen.

Es sieht so aus, als sei die Gründung von Städten damals geradezu in der Luft gelegen, und das macht uns auf ein anderes Phänomen aufmerksam. Zwar finden wir Anzeichen für die Spezialisierung von Berufen in Klöstern schon verhältnismäßig früh³⁰, die Herausbildung scheint aber in der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts erfolgt zu sein, denn seit der Mitte dieses Jahrhunderts tauchen übereinstimmend in vielen Klöstern und Stiften *murarii, lignarii, coci, pistores und carnifices, fabri, pellifices, textores* usf. unter den Zeugen der Klosterleute auf.³¹, genau in der Zeit, da die ersten Städte in Bayern gegründet werden. Wo aber wurden solche Fähigkeiten notwendiger gebraucht als dort? Wer etwa hätte einen Übernachtungsbetrieb besser leiten können – ein besonders wichtiges Gewerbe wegen der durchreisenden Kaufleute – als der Vorsteher eines klösterlichen Hospizes – „*de hospitali*“ –, wer war für den Beruf eines Wirts besser geeignet als der Küchenmeister – „*cocus*“ – eines Stifts? Zum Bau der Häuser in den neuen Städten brauchte man Maurer, Zimmerleute, Schmiede, zur Ernährung Bäcker und Metzger, zur Bekleidung Kürschner und Gerber, Weber, Schuster. Und wer den Müller nur auf

27 Reinhold Schaffer, *An der Wiege Münchens*, München 1950, hat die ältesten Quellen bis Anfang des 14. Jahrhunderts zusammengestellt. Weihenstephan kommt als Vertragspartner nicht vor.

28 Oberaltaich nr. 116 (QE NF 30), 1190/95.

29 G. Flohrschütz, *Studien zur Geschichte Vohburgs im Hochmittelalter*, Tl. 2. Sammelblatt d. Hist. Vereins Ingolstadt 97 (1988) 10 f.

30 Ein *pistor* in Tegernsee schon im späten 11. Jahrhundert (Tegernsee nr. 109).

31 Vergl. die Zusammenstellungen des Verfassers hier im Anhang, bei den Freisinger Dienstmännern (OA 97) 307f. und bei den Tegernseer Dienstmännern (OA 112), 228 ff.

dem Land sucht, der übersieht, daß beispielsweise in München bis ins 19. Jahrhundert herein Dutzende von Mühlen betrieben wurden, die an den Stadtbächen lagen. All diese handwerklichen Fertigkeiten wurden damals – abgesehen von den paar Bischofsstädten – nur in den Klöstern gepflegt; hier war die Schicht der Handwerker, welche die neuen Städte so dringend benötigten, schon vorgebildet. Wir haben kaum Beweise, aber es liegt auf der Hand, daß damals alle, die in klösterlichen Handwerksbetrieben kein Auskommen fanden – das waren die jüngeren Söhne der Handwerker –, in die neuen Städte strömten, um dort ihr Können unter Beweis zu stellen. Ist es da ein Zufall, daß auf die Ausbildung und Spezialisierung der Handwerksberufe in den Klöstern die erste Welle von Stadtgründungen in Bayern folgte?

Aber auch für die Ritter gab es hier mancherlei Möglichkeiten. Erinnern wir uns noch einmal an die Herren von Bercha! Sie hatten eine stattliche Geldsumme in Händen. Was hätte die daran hindern können, sich in einer Stadt einzukaufen und etwa einen Handel zu beginnen? Als bewaffnete Begleiter von Kaufmannsfuhren auf den Landstraßen waren sie ohnedies in ihrem Element. Wenn wir die Zeugnisse Weihenstephans über seine Regensburger Familiaren zum Vergleich heranziehen, dann können wir wohl daraus folgern, daß so mancher dieser einstigen Ritter in einer Stadt sein Glück gemacht hat.

Anhang

Hier sind unter den Stichworten Personennamen, Orte, Beinamen-Ämter-Berufe, jeweils in alphabetischer Ordnung, die Belegstellen zusammengetragen, soweit sie im vorangehenden Text nicht untergebracht werden konnten. Diese Belege wurden hier nach Möglichkeit in den Text hereingenommen, um die einzelnen Abschnitte übersichtlich zu gestalten. Wenn auf die Studie des Verfassers über die Freisinger Dienstmänner des 12. Jahrhunderts (in OA 97/1973, 32-339) hingewiesen werden soll, so wird dies durch ein hochgestelltes F^(F) ausgedrückt. Das Kürzel W (= Weihenstephaner Traditionen) entfällt, wenn keine Verwechslung mit den Nummern anderer Verzeichnisse möglich ist. Folgende Abkürzungen für die Quellen werden verwendet:

- AW F. H. Graf Hundt, Bayer. Urkunden aus dem XI. und XII. Jahrhundert (Abh. Münch. Akad. d. Wissensch. 14/II, Bd. 51) 1878
Bib Traditionskodex des Klosters Biburg, unedierte, im BayHStA; Nr. nach Kodex
C Der Traditionscodex des Collegiatstiftes St. Castulus in Moosburg (OA 2) 1840.
F Th. Bitterauf, Die Traditionen des Hochstifts Freising (QE NF 4/5) 1905/09
Idf F. H. Graf Hundt, Die Urkunden des Klosters Indersdorf (OA 24) 1863
S A. Weißthanner, Die Traditionen des Klosters Schäftlarn (QE NF 10) 1953
T P. Acht, Die Traditionen des Klosters Tegernsee (QE NF 9) 1952
W B. Uhl, Die Traditionen des Klosters Weihenstephan (QE NF 27) 1972

1. Personennamen

Odalschalk: Ein Mann dieses Namens wird 1138/47 (104a) als letzter Zeuge von Weihenstephaner Familiaren durch die Worte „ministerialis sancti Stephani“ näher gekennzeichnet. Er findet sich wohl auch 1116/37 (81a) unter den Zeugen de familia, ebenso 1148/56 (155, 184b, 199), ist aber nicht identisch mit Odalschalk v. Freising 1147 (138), denn dieser steht nicht unter den Familiaren des Klosters, ebensowenig mit O. v. Itzling (130), denn dieser wird ausdrücklich als Freisinger Familiare bezeichnet (179). Wir können weder den Sitz noch die Familie dieses Mannes namhaft machen. Nach den Zeugnissen ist überhaupt zu bezweifeln, daß er ritterbürtig war. Der Grund für die besondere Bezeichnung ist mir unerfindlich.

2. Orte

Aiglsdorf 2 km (diese Angabe wird im Folgenden weggelassen) südwestl. Nandlstadt: Dietbold, ca. 1120/30 (F 1724, W 78, 81), steht in Weihenstephan unter ritterlichen Familiaren des Klosters und gehörte also selbst dazu. Er war vermutlich ein Verwandter der Herren v. *Wippenhausen* (Leitname Dietbold), die in F seine Nachbarzeugen sind. Von ihm ist kein Nachfolger bekannt.

Allershausen an der Mündung der Glonn in die Amper: Neben einem bischöflichen Ministerialengeschlecht^F gab es dort auch Familiaren des Klosters. Zuerst genannt sind 1138/47 die Brüder Berthold und Wolfhart (100, 104a o. O.). Da in der Folgezeit diese Namen nicht wiederkehren, wurde vielleicht nach dem 2. Kreuzzug dort eine andere Familie belehnt. Zu ihr gehören (die Brüder?) Liuther und Willibold (176, 178, 204, 245a). Willibolds Söhne sind Bernhart, Eberhart und Heinrich (204, 245b, 290b). Schließlich folgt um 1180/83 noch einmal ein Willibold (312), vermutlich Sohn Bernharts. Wie aus den Nachbarzeugen zu ersehen, war dieses Geschlecht ritterbürtig. Fraglich ist hingegen, ob die Familie mit dem Leitnamen Rudiger (114b mit Rother, 258b mit Söhnen Heinrich und Konrad sowie einem Lanzo) zu den Weihenstephaner Familiaren gehörte.

Altfalterbach 8 nordwestl. Moosburg: Genannt sind 1149/56 Eberhart (211) und ca. 1150/60 Reginboto sive Reginhalm (103a, 165), letzterer jeweils bei vollbürtigen Rittern des Klosters. Bei seiner Schenkung 1156/57 (220) wird sein Rang bezeichnet durch die Worte „ex ministerialibus vel ex familia sancti Stephani“, was damals nicht mehr identisch war.

Altham 4 nördl. Erding: Die Brüder Hildebrand und Konrad, 1180/83 (306, 309a, b), bewirtschafteten den Besitz, welchen die „Wucherer“^F dem Kloster zugebracht hatten. Sie waren nicht ritterbürtig, aber wahrscheinlich Gutsverwalter.

Ampertshausen 13 nordwestl. Freising: Neben Freisinger Ministerialen (Aribo mit Söhnen Aribo und Wernher^F) gab es dort den häufig bezeugten und ritterbürtigen Weihenstephaner Dienstmann Gebhart, der ca. 1120 – 50/55 belegt ist (erstmal 70 b, zuletzt 185, auch 81a o. O.). Wolfold (73, 78a = Wifilo v. A. 72a, Wufelin o. O. 82) war wohl sein Sohn, ein jüngerer Gebhart v. A. (185: 1148/56) sein Enkel. Gebhart ist höchstwahrscheinlich identisch mit dem Sohn des Meginhart vom benachbarten *Dietersdorf*.

Angersberg bei Pfaffing a. d. Attel/Wasserburg, „Amaizperg“, s. Übermoos.

Appercha siehe (Hohen-) Bercha

(Kirch-, Breit-) *Asch* 11 nordwestl. Dorfen: Walchun ist Freisinger Ministeriale, ebenso wahrscheinlich Walter „Hirsevogel“^F, der 1148/56 unter bischöflichen Dienstmannen steht (168). Die Brüder Arnold und Reginbert um 1165/75 (265, 294) gehören hingegen zu den Weihenstephaner Familiaren, desgleichen Adalger 1180/83 (306). Da sein Nachbarzeuge Reginbert v. *Dachsmuting* ist, ist Verwandtschaft mit Reginbert v. Asch sicher, Identität nicht ausgeschlossen. Arnold und Adalger waren wahrscheinlich Verwalter der Güter, die Babo v. Asch (169), Askwin v. Lengdorf (173a) und Bero v. Asch (193) dem Kloster gestiftet hatten. Nach ihrer Stellung in den Zeugenreihen zu schließen, waren sie nicht ritterbürtig.

(Dürn-) *Ast*: Liutbert, (ca. 1140 – 70), der sich auch nach (Hohen-)Bachern bei Dürnast nennt, und sein Sohn Ortwin (ca. 1150 – 70) gehören zu den meistgenannten Familiaren Weihenstephans und waren ritterbürtig, Ahnherr ist höchstwahrscheinlich der 1113 (F 1694a) unter Freisinger Rittern bezeugte Liutbert v. (Hohen-)Bachern. Ortwin v. Ast ist an die 20mal beurkundet und sicher identisch mit dem „O. von Ouste“, durch dessen Hand Pfalzgraf Fridrich genannte Güter an Weihenstephan delegiert (Idf 18). Den Versuch einer Stammtafel siehe bei Freising unter Gremertshausen (II) (OA 97, 140).

Ast bei Kranzberg: Hierher gehört wohl Einwig mit seinen Söhnen Otto und Rapoto (320: 1184/89). Zu dieser Familie habe ich (wegen des seltenen Namens Einwig) auch die Brüder Wernher und Einwig v. Berghausen (abg. nordwestl. Freising) gestellt (254: 1162/72). Es handelt sich um eine Gruppe von Personen, die teils Freisinger, teils Weihestephaner Familiaren, teils Waffenknechte der Herren v. Giesenbach waren und nahe verwandt gewesen sein müssen. Sie saßen alle in Orten auf der Freisinger Höhe und nannten sich nach Haxthausen, Ast, Berghausen und Gremertshausen. Den Versuch einer Stammtafel siehe bei Freising unter Gremertshausen (I) (OA 97, 140). Die meisten dieser Personen waren anscheinend wehrhaft, also ritterbürtig, doch gibt es nur wenige Belege, so daß keine exakten Ergebnisse zu gewinnen sind.

Bachenhausen 13 nordöstl. Dachau: Konrad senior, ca. 1165/75 (245b, 254, 290b, 295) und (sein Sohn?) Konrad junior, 1208/19 (344, 346, 247, 351) zeigen sich nur in Weihestephan. Sie waren, wie ich vermute, mit dem Gut belehnt, das Rudiger und seine Gattin Heilica 1138/47 (114a) dem Kloster gewidmet hatten. Sie waren ritterbürtig, aber keine Familiaren Weihestephans, sondern sozusagen Vasallen des Klosters. Verwandtschaftliche Zusammenhänge gibt es möglicherweise zu Breitenau und Lengdorf^F.

(Hohen-) *Bachern* 4 1/2 westl. Freising s. (Dürn-)Ast

(Hohen-) *Bercha* oder *Appercha*, beide 13 westl. Freising: Hier saß das angesehenste und meistgenannte Ministerialengeschlecht des Klosters. Es werden genannt: Heinrich I. (1116/37 – 38/47)¹, einmal (86) als Propst bezeichnet, Heinrich II. (1148/56 – 66/72)², Elbwin, der meistgenannte, der auch das höchste Alter erreichte (1116/37 – 57/72)³, Wolfhart: ein älterer 1123/37 (84) und ein jüngerer (1148/56 – 62/72)⁴, Rachwin (1148/56 – 72/80)⁵, Baldwin (1162/72)⁶, Liuther 1162/72⁷. Selten bezeugt und vielleicht nicht zur nämlichen Familie gehörend oder einen eigenen Zweig bildend: Herrich (nur 78a: 1116/37: gibt nach dem Wunsch seiner [ungenannten] Eltern drei Leibeigene als Zensualen), ein Richolf um 1147 (131), einer um 1166/72 (290b) und einer zusammen mit einem Berthold und einem Rother um 1180/83 (312). Letzterer steht innerhalb der Zeugen de familia und gehört nicht zu den Ritterbürtigen. Drei Fragen beschäftigen uns im Zusammenhang mit der Geschichte dieser Familie: 1. die Herkunft, 2. die Genealogie und 3. der Ausgang.

1. Es fällt auf, daß Bercha nicht unter den ältesten Ministerialensitzen genannt wird, sondern erst etwa um 1120 auftaucht. Woher stammt also diese Familie? Nun erfahren wir, daß Meginhart v. *Dietersdorf*, Dienstmann des Klosters, einen jüngeren Sohn namens Elbwin besaß (70a: 1102/14), von dem wir später nichts mehr hören; dafür erscheint der seltene Name Elbwin ab 1116/37 bei Bercha. Der ältere Sohn hieß Gebhart. Auch er verschwindet; an seiner Stelle zeigt sich ebenfalls ab 1116/37 (79) der häufig beurkundete und zu den führenden Ritterbürtigen des Klosters zählende Gebhart v. *Ampertshausen*, einem Nachbarort Dietersdorfs. Auch der ältere Wolfhart v. Bercha

1 Ab 72a bis 116.

2 Ab 198 bis 291, auch F 1556c.

3 Ab 72a bis 235a, auch F 1748a.

4 Ab 185 bis 248.

5 195 bis 293.

6 Ab 249a bis 289.

7 245a, 248, 243a.

erscheint nur einmal 1123/37; sein Zeitgenosse ist Wolfhart v. (Langen-)Geisling, der ebenfalls zu den Dienstmannen des Klosters zählt.⁸ Es scheint also dieser Familie um 1120 gelungen zu sein, für die zahlreiche Nachkommenschaft des Meginhart v. Dietersdorf neue Stammsitze zu erhalten. Ich bringe diese Veränderungen in Zusammenhang mit dem Propst Heinrich v. Bercha. Folgendes könnte damals geschehen sein: Um 1120, in einer Zeit des Niedergangs und der Schwäche des Klosters, gelangt einer der Söhne Meginharts v. Dietersdorf in ein hohes Amt. Es gelingt ihm, für seine Brüder neue Lehen vom Kloster zu gewinnen. Gebhart, der älteste, wird nach Ampertshausen verpflanzt, Elbwin, der zweite, nach Bercha, wo das Kloster seit 1024/31 begütert war. Wolfhart, ein weiterer Bruder, wird in Geisling angesiedelt, wo sich ebenfalls Besitz Weihenstephans befand (15c, 28). Meginhart schließlich bleibt in Dietersdorf und übernimmt das dortige Gut von seinem gleichnamigen Vater. So hat nun jeder der Söhne Meginharts einen eigenen Stammsitz.

2. Drei dieser Stammsitze gehen freilich bald wieder ein: Meginhart der Jüngere scheint keinen Sohn hinterlassen zu haben; von Dietersdorf als Sitz Weihenstephaner Ministerialen hören wir später nichts mehr. Wolfold v. Ampertshausen (73, 78a) – Wifilo (72a) – Wufelin (82 o. O.; es war wohl Wifilo gemeint) war vermutlich der Sohn Gebharts, starb aber anscheinend schon vor dem Vater; auch dieses Gut fiel nach dem Tod des jüngeren Gebhart an Weihenstephan zurück und wurde nicht mehr als Lehen ausgetan. Das nämliche scheint sich bei der Geislinger Linie ereignet zu haben; siehe dort. So blieb nur Bercha längere Zeit als Stammsitz bestehen.

Bei Verwandtschaftsangaben für die Herren v. Bercha sind die Schreiber sehr zurückhaltend, doch dürften alle ab ca. 1148 Genannten Söhne Elbwins gewesen sein. Elbwin besaß als wiederum mindestens fünf Söhne, von denen Heinrich der älteste gewesen sein muß, da Konrad, der Ansprüche auch im Namen seiner Verwandten erhob, ausdrücklich als ältester Sohn Heinrichs (II.) bezeichnet wird (290a). Die Reihenfolge der übrigen Söhne steht nicht fest, doch dürfte Liutheri, der zweimal mit dem jüngeren Wolfhart durch ein „et“ verbunden ist, aber erst in den Jahren 1162/72 begegnet (245a, 248), Bruder Wolfharts gewesen sein; in 290b taucht sein Name nicht mehr auf.

3. 1166/72 (290ab) verzichten Konrad und seine vier (ungenannten) Brüder auf Besitz in Bercha, da sich ihre Behauptungen, ihr Vater Heinrich sei damit belehnt gewesen, als unrichtig erweist. Wenig später werden noch einmal Heinrich (291) und Rachwin v. Bercha (293) beurkundet; ab 1175/80 hören wir von den Herren von dort nichts mehr; lediglich der Villicus Ulrich findet sich einmal (299) unter den Zeugen, aber nicht unter Ritterbürtigen.

Es muß sich also bei dem Verzicht Konrads und seiner Brüder um das Stammgut gehandelt haben. Nicht weniger als 12 Zeugen aus Bercha sind hier (290b) aufgeführt. Rachwin, der erste, ist identisch mit dem Oheim Konrads, der zweite namens Engeldie darf wohl als Bruder Konrads gelten und nannte sich höchstwahrscheinlich sonst nach Weiding bei Ebersberg oder Witting weiter südlich (207c, 256, 294), wo er auf einem Gut des Klosters saß. Von den übrigen Zeugen aus Bercha wissen wir sonst nichts; vermutlich handelt es sich um die übrigen Brüder Konrads und um (ebenbürtige) Vettern. Was aus ihnen geworden ist, wissen wir nicht, doch weist der Name Engeldie darauf hin, daß der Abt bemüht war, seine Ministerialen standesgemäß zu versorgen. Andererseits war die Zahl der ebenbürtigen Verwandten zu groß als daß sie eine entsprechende Stellung hätten finden können; z. T. sanken sie wohl ab in die Schicht der „gewöhnlichen“ Familia-

8 Verwandte sind sicherlich die Brüder Wolfhart u. Berthold v. *Allershhausen*.

ren. So könnten die beiden Untertanen des Klosters mit dem Beinamen „Luther“, nämlich Meginhart (346) – dieser wohl Knecht des Abts (348, MB IX, 486a) – und Ulrich (339a) Nachkommen des Liuther v. Bercha gewesen sein; ein seltener Personennamen wird nämlich gelegentlich später als Beinamen gebraucht⁹.

Stammtafel Bercha

(mutmaßliche Generationsfolgen, in Klammern die Anzahl der Nennungen)

Meginhart(10) ca. 1060-1110 v. Dietersdf(4)					
┌───────────┴───────────┐					
Gebhart(1) ca. 1090-1147 v. Dietersdf(2) v. Ampertshsen(7)	Elbwin(1) ca. 1110-60 v. Dietersdf(1) v. Bercha(23)	Wolfhart 1123/37 v. Bercha(1) ? v. Geisling(2) s. Geisling	Meginhart ca. 1110-38/47 v. Dietersdf(2)	Heinrich ca. 1120-38/47 v. Bercha(6) Propst(1)	
┌───────────┴───────────┐		┌───────────┴───────────┐			
Wolfold-Wolfilo(1) ca. 1120/35 v. Ampertshsen(3)	Heinrich ca. 1150-70 v. Bercha(12)	Liuther 1162/66 v. Bercha(3)	Wolfhart ca. 1150-70 v. Bercha(5)	Rachwin ca. 1150-75 v. Bercha(7)	Baldwin 1162/72 v. Bercha(6)

Gebhart 1148/56 v. Ampertshsen(1)	Konrad 1166/72 v. Bercha(1)	Engeldie ca. 1170-80 v. Bercha(1) ? v. Weiding(3)	weitere Brüder und Vettern		

		Meginhart ca. 1208/9	Ulrich 1203		
		„Luther“(1) Knecht des Abts(2)	„Luther“(1)		

(?Ober-) *Berghausen* nordöstl. Freising s.(Dürn-)Ast

Blainthal 11 1/2 östl. Erding, vorher Blütenthal, ehemed „Dachmating“: Die Güter, welche der Freisinger Dienstmann Isenrich von Daxmating dem Kloster Weihestephan dargebracht hatte^F, wurden später von einem Reginbert verwaltet (306, 309a, b). Dieser ist sicher ein Nachkomme des prominenten Weihestephaner Dienstmannen Reginbert v. *Nörting*, vielleicht ein Sohn aus der Ehe von dessen Tochter mit Aribo v. *Gartelshausen* und/oder der jüngere Bruder des Arnold v. *Asch*. Da in der betr. Zeit der Name Reginbert unter den Weihestephaner Familiaren nur jeweils einmal erscheint,

9 Der Name Liuther auch bei *Ried* (195) und *Allershausen* (245a).

dürfen wir annehmen, daß es sich nur um eine Person gehandelt hat. Wir wollen seine „Laufbahn“ anhand der ihm zugelegten Bezeichnungen verfolgen. 1174/80 (297) ist er Knecht des Abtes; dazu paßt 195 (von Uhl zu früh datiert), wo er ebenfalls zusammen mit Gelfrat (v. *Kollbach*) angeführt ist. 1180/83 (306, 309ab) nennt er sich, wie gesagt, nach Daxmating. 1184/89 (324) heißt er „von Weihestephan“ und um 1200 (335) bei seinem vorletzten Auftreten „v. Vötting“; das ist die Urkunde, in der der Freisinger Ministeriale Heinrich „Plank“ das Gut Daxmating von Weihestephan kauft. Reginbert v. Vötting ist hier letzter, d.h. in diesem Fall: wichtiger Zeuge. In den Nrn 318, 327, 332 und 336 steht Reginbert ohne Bezeichnung unter Weihestephaner Familiaren. Er war also zunächst Knecht des Abtes, dann Verwalter des Gutes Daxmating und ließ sich schließlich in Vötting am Fuß des Klosterberges nieder. Daß er auch nach Weihestephan selbst genannt wird, spricht für sein Ansehen. Die Zeit seiner Erwähnung ist etwa 1175 – 1200 anzusetzen; er dürfte kinderlos gestorben sein. Ein vollbürtiger Ritter war er nicht, aber immerhin eine der wichtigsten Personen der familia Weihestephans. Solche Personen geben uns einen guten Einblick in den Werdegang der Klosterfami- liaren.

Daxmating siehe Blainthal

Dellnhausen bei Abens/Freising: Deginhart (79: 1116/37) und Konrad (250a: 1162/72) stehen zwar vor Rittern des Klosters, gehören aber kaum zu ihnen, eher zu den bischöflichen Ministerialen.

Dietersdorf 13 1/2 nordwestl. Freising: Dort lag einer der ältesten Sitze von Weihestephaner Ministerialen. Meginhart, seit ca. 1090/95 mit Ortsnamen beurkundet (65, 69, 70a mit Söhnen Gebhart und Elbwin, 71a mit ungenanntem Sohn, vielleicht Meginhart: ein jüngerer Meginhart 86, 1138/47; sein Sohn Gebhart allein auch 70) ist früh greifbar, erstmals vielleicht schon 1052/62 (43), ferner 50, 52, 54b, 59, 61, 64a, 66, 67, jeweils o.O. Mit dem jüngeren Meginhart verschwindet Dietersdorf als Ministerialensitz, doch besteht hohe Wahrscheinlichkeit, daß sich Gebhart nach dem benachbarten Ampertshausen, Elbwin nach (Hohen-)Bercha genannt hat. Siehe Bercha.

Dürnzhausen 9 östl. Pfaffenhofen: Pilgrim (79) ist identisch mit dem gleichnamigen Freisinger Ministerialen von Zellhausen^F, Sighart (88b) steht ebenfalls unter Freisinger Ministerialen. So bleiben nur Berthold, Adalbert und Berthold, letzte Zeugen in 217 (1156), die aber kaum mehr gewesen sein dürften als Zensualen.

Ebrach 9 1/2 östl. Ebersberg: siehe Übermoos

Eching 14 südwestl. Freising: Berthold (219:1156) steht hier unter Weihestephaner Familiaren. Er wird aber auch mehrmals in den Freisinger Traditionen genannt und wohnte wahrscheinlich in Freising^F. Ein Meginhalm, um 1148/56 (173, 177) begegnet zwar nur in Weihestephan, gehört aber nicht zum Kloster.

Eglhausen bei Schlipps, 14 westl. Freising: Genannt sind nur einmal fünf Personen als letzte Zeugen (290b: 1166/72); sie sind als Zensualen einzustufen.

Englmeng 5 östl. Ebersberg: siehe Übermoos

Eschlbach bei Pfaffing a.d. Attel: Gebolf, ca. 1160 – 85 (245a, 256 irrtümlich Gebhart, 294 mit einem Konrad, 297) gehört wahrscheinlich zu den Ritterbürtigen und nennt sich

1180/83 (207c) nach Übermoos, saß also damals auf der dortigen Burg. Auf ihn folgen in der nämlichen Urkunde Konrad und Engilbert v. Eschlbach, vielleicht seine Söhne. Ersterer ist möglicherweise identisch mit dem Anfang des 13. Jahrhunderts bezeugten Konrad v. *Ried*. Bei der Frage nach der Herkunft dieses Gebolf fällt auf, daß dieser Personennamen vorher nicht in Zusammenhang mit Weihenstephaner Familiaren begegnet. Der einzige Mann dieses Namens, der mit dem Kloster zu tun hatte, nannte sich nach Pframmern und *Lengdorf* und ist durch mehrere Schenkungen hervorgetreten (173b, 188). Gebolf v. Eschlbach müßte ein Verwandter dieses Gebolf gewesen sein, vielleicht ein Schwestersohn; der ältere Gebolf hatte drei Schwestern (188).

Eschlbach 9 1/2 nordwestl. Dorfen: Heinrich „Hund“, 1148/56 (199, 202a?, Rott 11b) gehört nicht zu den Familiaren des Klosters; 1212 (AW 107) steht ein Heinrich Hund unter Freisinger Dienstmannen. Hingegen sind die Brüder Heinrich, Engilbert und Gerhoch v. Eschlbach, die als letzte eine Schenkung des Weihenstephaner Familiaren Heinrich (? identisch mit dem Zeugen) beurkunden, wahrscheinlich Untertanen des Klosters. Sie gehören wohl hierher, weil bei dieser Schenkung Zeugen aus dem Raum an der Attel völlig fehlen; auch der 1. Zeuge Gotbold v. „Stovvn“ (= Strogn, vergl. 306) verweist in die Gegend um Erding. Andererseits wird 1162/72 ein Gerhoch von Übermoos erwähnt (256, zusammen mit Heinrich und Berthold), der auch der Vater der genannten Brüder sein könnte. In diesem Fall käme eher Eschlbach an der Attel in Frage.

Freising: Gelegentlich werden unter den Leuten „de familia Sti Stephani“ Bewohner Freisingis aufgeführt. Ritterbürtige befinden sich nicht darunter, möglicherweise aber Verwandte von solchen. Da es aber nur in seltenen Fällen möglich ist, eine solche Verwandtschaft nachzuweisen, müssen wir uns auf einige Beispiele beschränken. Siehe *Lengdorf* (Askwin), *Kollbach* (Gelfrat).

Gartelshausen 4 westl. Freising („Hortolfeshusin“): Die Ortsgeschichte wurde schon bei den Freisinger Ministerialen dargeboten^F (mit Stammtafel), da einiges davon aber auch für die ritterbürtigen Familiaren Weihenstephans von großem Interesse ist, sei die Hauptsache nochmals berichtet (143 abc): Gartelshausen war Besitz des Klosters und Lehen einer ritterbürtigen Ministerialenfamilie. Ein gewisser Aribo aus diesem Geschlecht heiratete um 1135 die Witwe des Freisinger Ministerialen Rotland v. Bogenhausen und hatte von ihr einen Sohn namens Wolfgoß. Dieser zählte dadurch ebenfalls zu den bischöflichen Rittern, behielt aber auch das Lehen Gartelshausen wie Eigenbesitz. Deshalb wurde ihm „von den Freunden des Abtes“ ein Fuß abgeschlagen (wegen Lehensraub). Der Abt gab ihm als Entschädigung ein Gut in Riem. Doch erhob Rudolf v. Bogenhausen, ein Sohn Rotlands, Ansprüche, die 1147 unter dem Vorsitz Bischof Ottos folgendermaßen entschieden wurden: Rudolf gab das umstrittene Lehen an Weihenstephan zurück und erhielt dafür Besitz in Schwabing. Aribo, der Sohn des Wolfgoß, heiratete eine Tochter des Weihenstephaner Ministerialen Reginbert v. Nörting und wurde damit wieder rechtmäßiger Besitzer von Gartelshausen. Nach ihrem Tod trat er mit seinem Sohn in das Kloster ein. Damit scheint dieses Geschlecht erloschen zu sein, denn wir hören später nichts mehr von ihm. Siehe *Blainthal*.

(Ober-, Nieder-) *Geislbach* 10 bzw. 7 westl. Dorfen:

Ob Willibold, 1148/56 (192, 193, 202a), zu den Familiaren des Klosters gehört hat, ist nicht sicher. Sein Name spricht dafür, auch sein enger Anschluß an die Herren v. *Lengdorf*, von seiner Herkunft wissen wir aber nichts. Ritterbürtig war er bestimmt. Letzt-

mals finden wir ihn 1168 in Jerusalem im Gefolge des Pfalzgrafen Otto (AW 92). Ein Gut in Geislbach, das Gotbold v. Lengdorf dem Kloster stiftete (186: 1148/56) wurde 1180/83 (306) von Otto und seiner Gattin Hiltigart v. Geislbach eingetauscht (dieses Paar auch 323: 1184/89) und kam anscheinend dann in den Besitz der Adelheid, Gattin des Freisinger Ministerialen Heinrich „Plank“ (335: 1197/1203).

(Langen-) *Geisling* nördl. Erding: Der Familiare Wolfhart (86, 150: vor 1138/47) saß wohl auf dem Gut, das 1024/39 an Weihenstephan übergegangen war (28). Er war mit der Salzburger Untertanin Muoza verheiratet, die sicher aus dem benachbarten Altenerding stammte, wo schon seit 891 das Erzbistum begütert war (MG DD Arnulf 87). Nach dem Tod des Vaters überredete die Mutter ihren Sohn Meginhart, dem Kloster einen Teil seines Besitzes zu überlassen, was auch geschah.

Unsere Vermutung, daß Wolfhart zur Familie der Herren v. *Bercha* gehört, wird gestützt durch die Beobachtung, daß sein Sohn Meginhart den Namen des Großvaters (v. *Dietersdorf*) trägt. Meginharts Bruder hieß Heimo (86); dieser Name begegnet zu seiner Zeit unter dem Familiaren Weihenstephans (außer in 80b) nur noch einmal, bei Heimo v. *Tandern*. Er muß ein Verwandter (Onkel?) Heimos v. Geisling gewesen sein. Von Meginhart und Heimo hören wir sonst nichts mehr – vermutlich sind beide auf dem 2. Kreuzzug ums Leben gekommen, doch finden wir den sehr seltenen Namen Heimo auch in der folgenden Generation innerhalb der Weihenstephaner familia. Es ist der Holzschnitzer und Zimmermann Heimo, der zwischen 1148/56 und 84/89 sehr häufig bezeugt ist (siehe unter *lignarius*), der vielleicht aus *Haselbach* stammte und als Sohn oder Schwestersohn obigen Heimos zu betrachten ist.

Gerharding bei Landsham südl. des Speichersees/München: Reginbert (86:1138/47) saß auf einem der Güter, welche das Kloster bei der Neugründung erhalten hatte (3) und ist sicher ein Verwandter Reginberts v. *Nörting*, aber als letzter Zeuge kaum ritterbürtig. Hingegen stehen Megingofß und Engilbert (283: 1166/72) unter Andechser bzw. Wasserburger Dienstmannen.

Gremertshausen 9 westl. Freising: Auf der Freisinger Höhe saß in Gremertshausen, Ast bei Kranzberg und Berghausen eine aus Freisinger und Weihenstephaner Familiaren gemischte Familie, die sich wegen der wenigen Belegstellen nur schwer darstellen läßt. Freisinger Ministerialen waren wahrscheinlich Rapoto und Dietbold^F; zu den Weihenstephaner Untertanen gehörten wohl die Brüder Einwig v. Berghausen-Ast-Gremertshausen-Waltenhofen (245a, 254, 287, 320 = ca. 1165 – 85) und Wernher. Ihnen gehörte u.a. wohl das Gut, das Gerold und Bernhart geschenkt hatten (152: 1147). Einwig war kaum ritterbürtig (auch S 300).

Günzenhausen 13 südwestl. Freising: Waltman (314, S 300: ca. 1180/92) war sicher ein Verwandter Engilmars v. Günzenhausen und ebenfalls ritterbürtig; er stand möglicherweise zeitweise in Diensten des Klosters und ist vielleicht identisch mit W. v. *Herschenhofen*.

(Ober-, Unter-) *Haching*: Tagino (272a: 1162/72) saß vermutlich auf dem Gut, das 1024/39 an Weihenstephan gekommen war (26). Meginhalm v. „Hehingin“ (173a) gehört wahrscheinlich nach Eching (vergl. 177). Da er unter Handwerkern steht, gehört er nicht zu den Ritterbürtigen.

Haselbach 8 östl. Erding: Adalger, ca. 1147¹ (227) gehört wohl zu den Rittern des Klosters, sicher aber ein späterer Adalger v. *Asch*. Bei der Seltenheit des Namens Adalger und der Nähe beider Orte ist Verwandtschaft sicher.

1 Die Datierung Uhls (1157/62) ist zu spät: Die Zeugen Isenrich senior v. Lohkirchen, Wolfher v. Bockhorn und Gerwig v. Roggendorf sind nur bis ca. 1147/50 beurkundet^F; wahrscheinlich sind alle drei auf dem 2. Kreuzzug ums Leben gekommen.

(Berg-) *Haselbach* nordwestl. Moosburg: s. *lignarius*

Herschenhofen 7 westl. Allershausen: Den reichen, ehemals Freisinger Besitz dort^F gewann größtenteils Weihenstephan (219, 178, 267, 296). Im Zusammenhang damit stehen folgende Personen: 1. Waltman v. Herschenhofen (290b; 1166/72) steht der Weihenstephaner familia nahe. Seine Abstammung ist ungeklärt, doch ist er identisch oder nahe verwandt mit Waltman v. *Günzenhausen*. 2. Der Knecht des Abts Gelfrat ist nicht identisch mit G. v. Herschenhofen (320), aber sicherlich nahe verwandt. Beide stammen aus *Kollbach*. Siehe *servus abbatis*. 3. Ob der Mann mit dem seltenen Namen Gerloh (104a, 160, 219; ca. 1140 – 60) schon zu den Familiaren des Klosters gehörte, ist unsicher. Ich halte ihn für verwandt mit Gerloh v. Pöcking, der auf dem Sterbebett 1138/47 (119) Besitz zu Pöcking gibt; das Gut gehörte wahrscheinlich seiner Gattin Heilika. Ein jüngerer Gerloh erhält mit Gattin Bertha und Tochter Heilika („Halica“) zwei Höfe in Günzenhausen zu Zinsleihe (271; 1162/72); er wird ausdrücklich als Familiare bezeichnet.

Hörenzhausen 13 südwestl. Freising: Die Freisinger Ministerialen, welche sich etwa seit der Mitte des 12. Jahrhunderts nach Hörenzhausen nennen, sind wahrscheinlich mit denen von Massenhausen verwandt^F. Die Besitzungen, welche dort das Kloster erwarb (287, 314), wurden um 1174/80 (299) und um 1208/9 (347) von einem Ulrich verwaltet.

(Hohen-) *Kammer* 4 1/2 westl. Allershausen: Als Familiaren Weihenstephans, möglicherweise ritterlichen Typs, sind die nur einmal bezeugten Berthold und Konrad anzusprechen (114b; 1138/47). Wegen der Häufigkeit ihrer Namen ist keine Aussage über Abstammung bzw. Verwandtschaft möglich.

(Ober-, Mitter-, Unter-) *Kienberg* westl. Allershausen: Auf dem Besitz, den das Kloster erworben hatte (33, 148), finden wir um 1150 einen Markwart (164; 165), 1170/80 Heinrich (290b, 297), später ergänzt durch die Namen Guntbold und Willibold (245b) und Konrad um 1175/80 (297). Es handelt sich kaum um ritterbürtige Leute, eher um Gutsverwalter oder Zensualen – solche werden schon um 1120/40 in *Kienberg* erwähnt (83).

Kollbach 9 nordöstl. Mkt. Indersdorf: Der Freie Engeldie v. *Kollbach* übergibt 1138/47 ein Gut zu Piflitz bei *Kollbach* samt seinem (unebenbürtigen) Sohn an Freising^F (1534); den Rest des Besitzes erhält Weihenstephan von Rudiger, dem Neffen Engeldies (104)¹. Auch die andere Familie in *Kollbach* mit den Leitnamen Gelfrat und Elso bleibt in Fühlung mit dem Kloster. Gelfrat, Knecht des Abts ca. 1175/80, ist m. E. ein Sohn des jüngsten Bruders Arnold². Siehe *servus abbatis*.

1 Ausführlich G. Flohrschtütz, *Kollbach im 12. Jahrhundert*, in *Amperland* 1976, 118 – 119, 139 – 141, 159 – 162.

2 Isenrich v. Daxmating gibt 1162/72 (249a, d) unter anderen Leibeigenen zu Zensualenrecht einen Gelfrat, der aber doch wohl im bäuerlichen Milieu verblieb.

Lengdorf 8 südwestl. Dorfen: Die Adelssippe dort, die um 1150 aus den Brüdern oder Vettern Gotbold v. Lengdorf mit seinen Söhnen Magens, Gotbold und Berthold, Askwin v. Lengdorf-Esterndorf mit Sohn (?) Eckhart und Gebolf v. Lengdorf-Pframmern bestand, wurde schon untersucht¹. Sie schloß sich eng an Weihestephan an, während wir sie in Freising nicht ein einziges Mal finden. Der sehr seltene Name Askwin berechtigt zu der Vermutung, daß der „*tapeciarius*“ Askwin, Familiare des Klosters, ein naher Verwandter des Askwin v. Lengdorf gewesen ist. Auch der Name Gebolf kommt erst seit ca. 1160/70 unter den (ritterbürtigen) Untertanen des Klosters vor, und zwar bei *Eschlbach*. Auch hier ist anzunehmen, daß Gebolf v. Lengdorf selbst oder ein naher Verwandter von ihm in die familia Weihestephans eingetreten ist. Schon seit etwa 1170 nennen sich nämlich die mächtigen Wittelsbacher Dienstmannen mit dem Beinamen „Kopf“ nach Lengdorf (Bib 80b, 82); es ist ihnen vermutlich von ihrer nahen Burg Kopfsburg aus gelungen, in Lengdorf Fuß zu fassen. Magens, der älteste Sohn Gotbolds, hat sich vermutlich in Freising niedergelassen (249d); möglicherweise ist er unter die Abhängigkeit der „Kopf“ geraten: Ein Magens o.O. gehört 1203 (340) zu den „servi“ des Sigfrid Kopf.

¹ Flohrschütz, Wartenberg, unter Lengdorf (ZbLG 34, 1971, S. 124).

(Grandl-, Zinkl-) *Miltach* 4 südl. Allershausen: Um die Mitte des 12. Jahrhunderts siedelte das bedeutende Dienstmannengeschlecht des Bischofs von dort nach Bockhorn um^F. Seitdem hören wir von Weihestephaner Familiaren. Genannt werden Richolf um 1165/80 (245b, 299b), der bei der Seltenheit seines Namens vielleicht aus (Hohen-) *Bercha* stammte. Ein früherer Richolf, sicher ein Verwandter, gibt 1148/56 (155) ein Gut zu Flitzing an das Kloster. Zeitgenossen des Richolf v. Miltach waren Ebbo und Merboto (290b), ersterer vielleicht ritterbürtig, letzterer, wie wir aus einer Freisinger Urkunde erfahren (Meichelbeck Nr. 1354), ein Zensuale. Um 1208/19 schließlich hören wir von Ulrich und Otto v. Miltach (354), beide vielleicht ritterbürtig, da vor den Familiaren Weihestephans genannt; sie gehörten aber wahrscheinlich nicht zu den Ministerialen des Klosters.

Mühdorf 2 1/2 östl. Petershausen/Dachau: Dort saß ein Dienstmannengeschlecht der Wittelsbacher, das schon verhältnismäßig früh bezeugt ist¹, außerdem für kurze Zeit ein Familiare des Klosters namens Brun (205, 223, 219 und 278 o.O.), um 1150/60. Über die Herkunft dieses Mannes ist nichts in Erfahrung zu bringen.

¹ Flohrschütz, Pfalzgrafen (Wittelsbach und Bayern I 1. 1980, 42-110) unter Mühdorf.

Narrenhofen abg. bei Weilbach/Dachau: Der Freisinger Dienstmann Dietbert gibt dort sein Erbgut zu Leibrecht für sich und seinen Sohn (245a: 1162/72), desgleichen bald darauf Sigfrid v. Weilbach (262). Fridrich, der Sohn des Dietbert, der auch mehrmals als Zeuge auftritt (272a, 281), übergibt es gegen Jahreszins (245b: 1174/80). Möglicherweise gehörte er zu den ritterbürtigen Leuten des Klosters. Mehr erfahren wir über diese Familie nicht.

Nederndorf bei Pfaffing nahe der Attel: s. Übermoos

Nörting 11 nordwestl. Freising: Reginbert, ca. 1120 – 40, ist mehrmals bezeugt und gehörte sicher zu den ritterbürtigen Dienstmannen des Klosters. Das nämliche gilt für (seinen Sohn?) Bernhart (94b, 95, 75a „Berthold“ – Versehen des Schreibers?). Zur glei-

chen Zeit wird einmal (103a) ein Gerold v. Nörting erwähnt, vielleicht ein jüngerer Sohn Reginberts. Nun geben zwei Kreuzfahrer namens Gerold und Bernhart v. *Gremertshausen* 1147 Besitz dort (152). Sie sind anscheinend nicht zurückgekehrt, möglicherweise handelt es sich um die Söhne Reginberts. Später hören wir noch von einem Heinrich von Nörting (209b: 1166/72). Doch dürfte Reginbert v. „Daxmating“ ein Enkel gewesen sein; er stammte vielleicht aus der Ehe des Wolfoß v. *Gartelshausen* mit einer Tochter Reginberts v. Nörting (143c).

Reginbert v. Nörting war vielleicht der jüngere Bruder eines Machto (70 bc); sein Name ist neu unter den Weihenstephaner Ministerialen. Die Namen Machto und Reginbert gibt es gemeinsam nur bei den Herren vom alten „Minigenhusen“, heute Berghausen am Südrand des Dürnbucher Forstes, die zu den Bamberger Ministerialen gehörten. Ein Zusammenhang ist allerdings nicht nachzuweisen.

Pallhausen 7 südwestl. Freising: Im 11. Jahrhundert finden wir dort den Freisinger Ministerialen Bezili, im 12. eine Familie mit dem Leitnamen Engilmar, die wahrscheinlich zu den Freisinger Dienstmannen v. Günzenhausen-Hirnkirchen-Ottenburg zu stellen ist^F. Der nahestehende Fridrich war ritterbürtig, begegnet nur in Weihenstephan (177, 179, 249c: ca. 1150/65) und war möglicherweise Dienstmann des Klosters. Auf ihn folgt ein Eberhart (297: 1174/80), der zu den Familiaren gehört.

Pfaffing an der Attel/Wasserburg: s. Übermoos

(Ober-) *Pframmern* 6 nordwestl. Glonn/Ebersberg: s. Lengdorf

Piedendorf 8 westl. Nandlstadt: Neben den Freisinger Ministerialen gab es dort schon seit dem frühen 12. Jahrhundert Weihenstephaner Familiaren. Odalbert, der zuerst genannte (79: 1116/37), war ritterbürtig. 1148/56 (196) gibt der Familiare des Klosters Heinrich sein Erbgut dort durch die Hand eines (jüngeren) Odalbert, seines Verwandten. Heinrichs Nachkomme ist wahrscheinlich Konrad (297: 1174/80), der unter Familiaren steht.

Pöcking abg. Weiler bei Sünzhausen: s. Herschenhofen

Ried bei Pfaffing a. d. Attel/Wasserburg: Dort lag der Herrenhof des Edlen Wolfold, der ihn 1082/99 dem Kloster darbrachte (57). Es handelte sich also um ein größeres Gut, das anscheinend von Familiaren Weihenstephans im Ritterrang bewirtschaftet wurde. Es werden erwähnt: Liutheri 1148/56 (195), Wolfold 1157/58 (223; der Name könnte darauf hinweisen, daß es sich um unebenbürtige Nachkommen des Schenkers handelte), Erchanbert 1157/62 (225), Arnold zusammen mit einem Heinrich „Brasse“ 1172/80 (294). Im übrigen herrscht der Name Konrad vor, erstmals schon 1148/56 (201), dann im Zeitraum 1203/19 (339a, 340, 348, 354).

Steinhart a. d. Attel/Wasserburg: s. Übermoos

(Ober-, Unter-) *Strogn* 6 nordöstl. Erding: Dort hatte sich Besitz des Klosters angesammelt (13, 15, 49). Er wurde verwaltet 1138/47 von einem Benno (86), zwischen 1157 und 1205 von Männern mit dem Namen Gotbold (222 o.O., 306, 341, 342, o.O.). Wenn man daran denkt, daß die Mühle dort von Gotbold (v. Giesenbach) gestiftet wurde (49), könnte man auch hier unebenbürtige Nachkommen des Tradenten vermuten.

Sünzhausen 7 westl. Freising: 1166/72 (290b) hören wir dort von einem Gerung, 1184/89 (318) von einem Gerwig. Beide sind Familiaren des Klosters, anscheinend nicht ritterbürtig; vielleicht handelt es sich auch um ein und dieselbe Person.

Tandern 13 südöstl. Aichach: Heimo v. Tandern wird „servus legitimus ex familia sancti Stephani“ genannt und gehört also zur obersten Schicht der Familiaren, den Ritterbürtigen. Er übereignet 1116/37 (73) ein Gut dort. Ich halte es für unwahrscheinlich, daß er der eigentliche Inhaber dieses Gutes gewesen ist. Er war vielmehr der Salmann der edelfreien und kinderlosen Brüder Adalbero und Ulrich von Mauerbach-Tandern, die um diese Zeit all ihr Hab und Gut an verschiedene Klöster geschenkt haben¹. Über seine Herkunft wissen wir nichts; er könnte ein Verwandter des Freisinger Ministerialen Heimo v. Percha^F gewesen sein. In der folgenden Generation finden wir seinen seltenen Namen nur beim Bruder Meginharts von *Geisling*; die beiden mögen Neffen Heimos gewesen sein.

1 G. Flohrschütz, *Die Giesenbacher und ihre Verwandten*, Amperland 1969/2, 1970/1 und 3; 1971/1.

(Unter-) *Übermoos* a. d. Attel bei Pfaffing/Wasserburg: Schon 1024/31 (15) erwarb Weihenstephan dort Besitz. Dazu kam noch im 11. Jahrhundert die Schenkung Wolfolds v. Ried (57)¹, im 12. Angersberg². So kam eine stattliche Zahl von Gütern in dieser Gegend zusammen. Das zeigt uns anschaulich eine Zeugenreihe aus der Zeit 1174/80 (294). Hier werden genannt: *Eschlbach*, *Übermoos*, *Weiding*, *Angersberg*², *Pfaffing*, *Steinhart*, *Ried*, *Ebrach*, *Nederndorf*, *Werfling*. Familiaren aus *Eschlbach*, *Übermoos*, *Weiding* und *Ried* begegnen auch in anderen Traditionen Weihenstephans; die Verwalter der genannten Güter dürfen ritterbürtig gewesen sein. In *Nederndorf* saß auch ein Freisinger Dienstmann³. Auch Ulrich v. Englmeng (7 nordwestl. Pfaffing) gehörte hier vielleicht dazu; er steht nämlich 1174/80 (297) zwischen Gebolf v. *Eschlbach* und Familiaren des Klosters. Die übrigen Genannten in *Angersberg*, *Pfaffing*, *Steinhart*, *Ebrach* und *Werfling* dürften gewöhnliche Gutsverwalter oder Zensualen gewesen sein. Wahrscheinlich erhob sich in *Übermoos* nahe der Kirche einst eine kleine Burg. Nach ihr nennen sich Willibold 1102/14 (70a), der mit einer Andechser Familiarin verheiratet war, 1147 *Wolgoß* (134), 1148/56 *Gerold* (180), 1162/72 *Gerhoch*, *Heinrich* und *Berthold* (256), 1174/80 *Heinrich* (294), 1180/83 *Gebolf* (207c), wahrscheinlich identisch mit G. v. *Eschlbach*, und 1174/82 (303) nochmals *Gerhoch*. Von da an schweigen die Weihenstephaner Traditionen über *Übermoos*. Eine Kartenskizze zur Herrschaft Weihenstephans an der Attel bei G. Flohrschütz, *Der Adel des Ebersberger Raums im Hochmittelalter* (in *Vorber.*)

Vötting bei Weihenstephan: Über *Vötting* haben wir viele Belege, doch unterscheidet sich dieser Ort von den anderen dadurch, daß hier mehrere Güter des Klosters lagen, die mit verschiedenen Familien besetzt waren. Die Bewohner tragen nämlich verschiedenartige Bezeichnungen. Dennoch zeigen die Zeugenreihen, daß einige dieser Personen zusammengehören und verwandt gewesen sein müssen, z. B. *Adalbert* und *Sighart* ca. 1080 – 95 (51, 59, 65) – ein jüngerer *Adalbert* ca. 1115/30 (70a, 71, 72), *Berthold* und

1 Uhl vermutet Riedhof bei Aiglsdorf/Freising

2 „*Ameißberg*“, erworben 1162/72 durch einen *During* (256). Uhl schlägt *Amersberg* im Raum *Laufen* vor.

3 „*Norderndorf*“. Uhl (294, 350) entscheidet sich für *Netterndorf* bei *Baiern*.

Adalhoch 1138/47 (100, 104a, 130, 135). Ortwin v. Vötting ca. 1140/55 (86, 104a, 141, 199) ist bei der Seltenheit seines Namens sicher ein Verwandter des Ortwin v. (Dürn-) Ast, d. h. eines Ritterbürtigen; seine Gattin Ava war Gutsbesitzerin (199). Reginbert (333 = v. Weihenstephan 324) ist vermutlich der einstige Verwalter des Gutes *Daxmutting*, der sich nach dem Verkauf dieses Gutes in Vötting niederließ. Dort wohnten auch die Zimmerleute Berthold, Heimo und Eberhart (248, 254, siehe *lignarius*), ein Gerber (318), ein Müller (348). In Vötting lebten also in erster Linie Familiaren des Klosters als Handwerker, doch mag auch die eine oder andere ritterbürtige Familie dabeigewesen sein.

Waltenhofen bei Hohenkammer, 6 westl. Allershausen: Auf dem Gut des Klosters dort (199, 157) lebten Personen, die anscheinend zu den Rittern des Klosters gehörten: Dietmar 1148/56 (157), Berthold ca. 1150/70 (205, 262) und Einwig (245a). Letzterer nannte sich vermutlich auch nach Ast, Berghausen und Gremertshausen.

Weiding 2 1/2 nordöstl. Ebersberg¹: Wernhart um 1147 (134, 140b) und Engeldie ca. 1165–89 (294, 256, 207c, 290b, o.O.) waren wohl ritterbürtig; letzterer gehört vielleicht zu den Herren v. *Bercha*.

- 1 Uhl nennt Witting 5 südöstl. Glonn (146). Nun verkauft Weihenstephan 1275 sein Gut dort an Ebersberg (Ukden Ebg 24), weil es „zu abgelegen“ war. Nun liegt aber Witting auch ein gutes Stück von Ebersberg entfernt, Weiding hingegen in nächster Nachbarschaft.

Werfling bei Pfaffing a. d. Attel/Wasserburg: s. Übermoos

Wimpasing bei Lengdorf a. d. Isen? Wenn wir die Nachbarzeugen beachten, dann ist wohl dieser Ort gemeint, wo Liutold 1148/56 (209) und Berthold 1184/89 (318) beurkundet sind. Ersterer war vielleicht ein Dienstmann des Klosters, letzterer steht unter Familiaren.

Wippenhausen 6 1/2 nordwestl. Freising: Wippenhausen ist in unserer Untersuchung ein Glücksfall! Beim Tausch Dietbolds v. Wippenhausen mit Bischof Otto im Jahr 1141 (F 1536) wird nämlich als Vater Dietbolds Gerold, als Großvater Willibold genannt. Nun kommt ein Willibold in den Freisinger Traditionen des entsprechenden Zeitraums unter bischöflichen Ministerialen nicht vor, sehr wohl aber, und recht häufig, in den Weihenstephaner Schenkungen. Willibold war also ein Ritter St. Stephans und führt uns wie ein Lotse zurück in die Zeit, in der die Zeugen noch ohne Ortsnamen aufgeführt werden¹. Er ist schon ab 1024/39 beurkundet²; 1052/62 erscheint (sein ältester Sohn) Gerhart mehrmals als Nachbarzeuge (41, 45; als letzter Zeuge auch 43). Über diesen Zeitraum hinaus ist Willibold nicht nachweisbar³. Gerhart erscheint mit Ortsnamen schon 1065/80 (51), 1082/88 (53) o. O. mit (seinem Bruder) Gerold und läßt sich noch bis ca. 1090/95 verfolgen (57, 59, 62, 66). Beim Tausch Weihenstephans mit Freising (65) wird er mit Ortsnamen und einem Sohn Dietbold beurkundet! Möglicherweise ist das eine Verwechslung mit seinem Bruder Gerold, der ja ebenfalls einen Sohn Dietbold

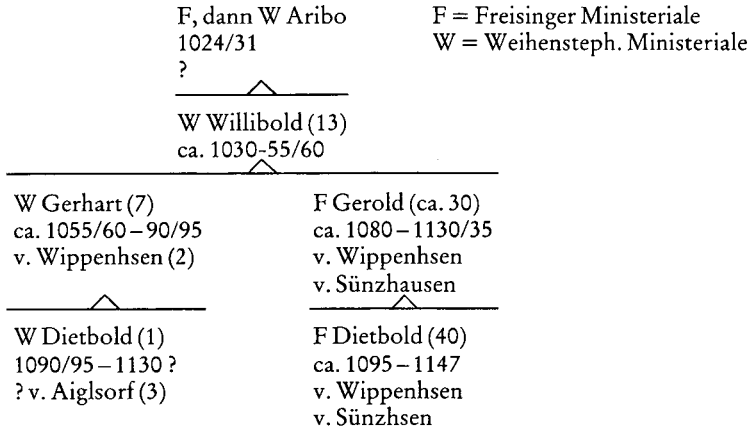
1 Das „Wippin“ in Wippinhusin ist Genitiv zum PN Wippo. Wippo kann sehr wohl Kurzname für Willipold sein. Demnach hätte sich der Name des Ortsgründers bis ins 11. Jahrhundert dort gehalten.

2 21, 23, 24, 27, 33, 34, 35, 41, 42, 43, 44, 45.

3 Der Willibold von 53 ist Freisinger Ministeriale und nennt sich nach Roggendorf und Sillertshausen^F.

besaß. Der einzige Dietbold der folgenden Generation unter den Weihenstephaner Familiaren nannte sich nach *Aiglsdorf*. Identität ist möglich, aber nicht erweislich. Gerhart blieb also in Diensten des Klosters; sein Bruder Gerold wurde bischöflicher Ministeriale und Stammvater eines berühmten und oft bezeugten Geschlechts^F, das bis in 13. Jahrhundert geblüht hat⁴.

Stammtafel Wippenhausen
(Älteste Generationen, Berichtigungen und Ergänzungen)



Wollersdorf 8 nordwestl. Moosburg: Die zwischen 1150 und 70 genannten Brüder Konrad und Rudolf (208a, 239, 264, 277) stammen zwar aus einem Zweig der Freisinger Ministerialen v. Mauern-Freundsbach^F – „Richmundesbach“, das Rudolf gibt (277), steht wohl irrtümlich für „Frimundesbach = Freundsbach –, sind aber selbst gewöhnliche Familiaren ohne Ritterrang.

Zolling 6 nördl. Freising: Außer Freisinger Dienstmannen^F gab es dort auch einige Weihenstephaner Familiaren, nämlich Wilrich 1138/47 (113), Heinrich 1116/37 (72) – diese beiden wohl ritterbürtig – und Willibold 1203/05 (341), vielleicht auch die Brüder Odalschalk und Walther 1203/04 (331). Über verwandtschaftliche Zusammenhänge dieser Personen untereinander oder mit anderen Familiaren des Klosters läßt sich nichts sagen.

3. Beinamen – Ämter – Berufe

artifex s. lignarius

„Brasse“ s. Ried

4 Das feste Haus dieser Familie befand sich wohl nicht in Wippenhausen, sondern ½ km westl. in Burghausen über einem Steilhang am Ampertal. Berichtigung zur Stammtafel in F siehe Flohrschütz, Pfalzgrafen (Wittelsbach und Bayern I 1. 1980, 42-110), unter Sünzhausen.

cementarius, *lapicidinus*, *murarius*: Zwischen 1162/65 und 1180 treffen wir häufig Adalbert und Adalbero unter den Familiaren (272a, 297, 280a, 303, auch 278a, 268, 230 ohne Bezeichnung). Nicht zur familia des Klosters gehören Wolfrat v. Eichstädt, ca. 1162/72 (248, 249c, 258, 282), Baldwin v. Geisenfeld und Arnold v. Ainau bei Geisenfeld (248: 1162/72). Diese Leute waren alle keine gewöhnlichen Maurer, sondern Baumeister, die sich aber auch auf die handwerklichen Gebiete ihres Berufes verstanden. Zwischen etwa 1165 und 75 muß also in Weihenstephan eine lebhaftere Bautätigkeit geherrscht haben.

ocus: Genannt werden zwischen 1175 und 1203 Sigboto, Eberhart und Ilsung, wahrscheinlich Verwandte (302, 323, 329 o. B 335, 336, 339a), einmal Ulrich (303).

faber: Genannt werden Adalbert (119, 204, 205, 208a, 235, 247, 280a, 302, 303, 314) etwa 1140–80, Isengrim (297, 300, 318, 335, 346) ca. 1175–1208/9 und einmal Heinrich v. Rummelsberg 1162/72 (272a). Daß Adalbert schon vor der Mitte des 12. Jahrhunderts erstmals beurkundet wird, ist schier unerhört; seine häufige Erwähnung weist darauf hin, daß er großes Ansehen besaß. Er war kein gewöhnlicher Hufschmied, sondern ein kunstreicher Mann, der wohl in erster Linie für den Schmuck in der Kirche zuständig war. Seine „Schule“ wurde von Isengrim fortgesetzt.

„Hund“ s. Eschlbach bei Dorfen

incisor lignorum: s. *lignarius*

„Kolbe“ (Keule): s. *servus abbat*

lapicidinus: s. *cementarius*

lignarius: Der Meister Heimo

Wir müssen etwas verweilen, denn hier begegnet uns der Meistgenannte unter den Familiaren. Es ist seltsamerweise kein Ritter, sondern ein Handwerker namens Heimo. Er steht immer unter den Zeugen *de familia*, war also nicht ritterbürtig. Die Belege beginnen 1148/56, also bald nach dem 2. Kreuzzug, und reichen bis ins 13. Jahrhundert hinein. Freilich bedeutet die Häufigkeit der Erwähnungen keineswegs eine Vereinfachung, sondern bringt oft allerlei Rätsel und Probleme mit sich, wie auch hier.

Zunächst wollen wir prüfen, ob es sich überhaupt nur um eine Person handelt. Dafür spricht, daß mit ganz wenigen Ausnahmen immer nur ein Heimo beurkundet ist – der Name ist obendrein sehr selten und z. B. bei den Freisinger Ministerialen um diese Zeit nicht im Gebrauch. Dagegen sprechen die Ortsangaben: Heimo, Berthold v. Haselbach (193), Heimo, Herman v. Vötting (217), Berthold, Heimo, Eberhart v. Vötting (248, 254), Heimo v. St. Veit und v. Freising (219). Nun braucht die Verschiedenheit der Ortsnamen nicht zwingend auf eine Verschiedenheit der Personen hinzuweisen; es könnte ja dieser Heimo seinen Aufenthaltsort mehrmals gewechselt haben. Zwischen 1157 (222) und 1162/72 (242a) ist er überhaupt unauffindbar; in dieser Zeit muß er fern von Freising und Weihenstephan tätig gewesen sein. Größere Sicherheit gewinnen wir vielleicht, wenn wir seine Nachbarzeugen betrachten.

Anfangs erscheint er zweimal ohne typische Mitzzeugen (180, 185, auch 196), aber schon im gleichen Zeitraum zusammen mit einem Berthold, mit dem er bis ca. 1165/70 eng verbunden ist: Heimo, Berthold v. Haselbach (193), Heimo, Berthold *incisores lignorum* (204), zusammen mit einem Eberhart v. Vötting (248, 254), ohne Bezeichnung

auch 242a, 272a ausnahmsweise vor den Zeugen de familia, 274, 275. Ganz aus der Reihe tanzt 219: „Heimo von St. Veit, Bruno, Berthold socius des Heimo von Freising, . . .“. Natürlich ist Heimo v. St. Veit identisch mit Heimo v. Freising: Der Schreiber hat offensichtlich vergessen, den Berthold zu Heimo zu stellen, und holt dies nach, indem er Berthold als „socius“ des Heimo bezeichnet; darunter ist – abgesehen vom gemeinsamen Stand – hier auch die gemeinsame Tätigkeit zu verstehen. Berthold und Heimo waren wohl auch verwandt, da beide „v. Haselbach“ genannt werden; da nie eine Verwandtschaftsbezeichnung eingefügt wird, mögen sie eher Vettern als Brüder gewesen sein, wobei Berthold, der meist vor Heimo steht, der ältere gewesen sein dürfte. Der zweite Namen, der häufig in Zusammenhang mit Heimo auftaucht, ist Eberhart: erstmals schon 1149/56 (212), dann fast durchgehend ab ca. 1165/70 (274, 275, 280a, 282, 284, 285 und letztmals 287 (ca. 1170/72). Eberhart steht stets hinter Heimo, war also jünger; zweimal taucht hinter Eberhart der Name Richbold auf (280a, 282). Da Richbold ein Bruder Heimos war (MB 9,463), kann auch Eberhart nichts anderes gewesen sein.

Ab ca. 1170/72 zeigen sich hinter Heimo bzw. Richbold mehrmals die Namen Ulrich und Meginhart (282, 297, 302, 303, 309a, b.) Da auch diese Personen gelegentlich durch die gemeinsame Berufsbezeichnung an Heimo angeschlossen sind (297, 302, 303 „Richolf“ wohl Irrtum des Schreibers, stattdessen „Richbold“), haben wir es höchstwahrscheinlich mit Söhnen Heimos zu tun.

Erst 1184/89, bei der vorletzten Erwähnung Heimos (320), zeigt sich hinter ihm ein zweiter Heimo. Dieser ist auch nach dem Verschwinden des älteren Heimo bis etwa 1200 belegt (329, 331, 336), steht unter den Zeugen ziemlich weit hinten und war also ein jüngerer Mann. Er wird als „tapeciarius“ bezeichnet und war also ein Teppichmacher. Mit großer Wahrscheinlichkeit kann er als Schwestersohn des Heimo und Sohn eines der Teppichmacher angesprochen werden (schon 1148/56 = 193 sind Arnold und Herman Tepicher Nachbarzeugen Heimos und Bertholds v. Haselbach).

Heimo ist also von 1148/56 bis 1184/89 belegt und wird in diesem Zeitraum 30mal genannt, weit häufiger als alle anderen Mitglieder der familia, auch der Ritterbürtigen. Stellen wir zusammen, was wir über seine Berufsbezeichnungen erfahren: Am häufigsten ist er „lignarius“ (280a, 302, 303), zu deutsch „Zimmermann“ (284), einmal „incisor lignorum“ (204), d. i. Holzschnitzer, zuletzt „artifex“ (319, 320, 321). Heimo war also ein Zimmermann und Holzschnitzer und brachte es vor allem auf künstlerischem Gebiet so weit, daß er in seinen letzten Lebensjahren als „Meister“ gegolten hat. Sein Wohnsitz lag in Vötting. Wohl möglich, daß er zeitweise in Freising weilte, wo er einen Auftrag für das Gebälk oder Schnitzwerk in der Kirche St. Veit übernommen hat. „Lignarii“ werden in Weihenstephan noch 1208/19 (346) erwähnt, ein Sohn Heimos ist aber anscheinend nicht darunter. Seine häufige Anwesenheit bei Verträgen des Klosters ist ein Zeichen dafür, daß Leistungen auf dem Gebiet der Kunst auch im Hochmittelalter in hohem Ansehen standen¹.

Zur Herkunft Heimos: Sein eigener Name und der seines (mutmaßlichen) Sohnes Meginhart sprechen entschieden für Verwandtschaft zu den Brüdern Meginhart und Heimo von (Langen-)Geisling. Nun finden wir aber hier keinen Zusammenhang; hingegen wird ausdrücklich Haselbach genannt. Das dürfte aber nicht, wie ich ursprünglich annahm², der Ort 8 km östl. Erding gewesen sein, sondern Berghaselbach nordwestl. Moosburg, denn nur dort war Weihenstephan begütert (40, 199 Besitz der Ava v. Vötting). Nun ergibt sich hier eine neue Schwierigkeit: In der Tat gab es dort eine Fami-

1 Siehe auch Flohrschütz, Tegernseer Ministerialen (OA 112) unter pictor (S. 229).

2 Dies zur Berichtigung von Flohrschütz, Wartenberg (ZbLG 34) 114, zur Lage von Haselbach.

lie mit dem Leitnamen Heimo, aber die war ritterbürtig! Sicher gehört zu ihr der Heimo v. H. um 1197/1203 (335), der vor den Mitgliedern de familia steht; er erscheint mit seinem Bruder Albero um die nämliche Zeit auch als Zeuge in Moosburg (C 168). Etwas früher liegt der Beleg, laut dem der Speisemeister Wolfher v. (Moos-) Inning an Heimo v. Haselbach dort ein Grundstück verkauft (F 1565). Wir würden dieses Rechtsgeschäft der nämlichen Familie zuschreiben – denn als Partner des angesehenen Freisinger Ministerialen möchte man doch einen vollbürtigen Ritter erwarten –, läge die Datierung Bitteraufs „nach 1187“ nicht genau in dem Zeitraum, in dem wir auch mit einer letztwilligen Verfügung des Künstlers Heimo zu rechnen hätten. Dazu kommt, daß die Zeugnisse über den lignarius Heimo weit früher einsetzen als diejenigen über die Männer ritterlichen Standes in Haselbach namens Heimo. Doch finden wir keine Schenkung eines gewöhnlichen Familiaren. Immerhin besitzt folgende Vermutung einen Anspruch auf Wahrscheinlichkeit: Da der Grundbesitz in Langengeisling nicht mehr ausreichte, wurde die Familie vom Kloster nach Haselbach verpflanzt. Ihr älterer Zweig (die Nachkommen Meginharts?) blieb ritterbürtig, der jüngere Zweig (die Nachkommen Heimos?) stieg ab zu den „gewöhnlichen“ Familiaren Weihenstephans. Es ist eine Ironie der Geschichte, daß wir von diesem ständisch niedrigeren Zweig weit mehr erfahren als über die Ritter.

Stammtafel Haselbach-Geisling-lignarii

Meginhart (10) S = Salzburger Ministerialin
ca. 1060–1110 W = Wittelsbacher Ministeriale
v. Dietersdf (4)

Gebhart (1) ca. 1090–1147 v. Dietersdf (2) v. Ampertshsen (7) Siehe (Hohen-) Bercha	Elbwin (1) ca. 1110–60 v. Dietersdf (1) v. Bercha (23) v. Bercha	Wolfhart ca. 1120–40 v. Bercha (1) ? v. Geisling (2) oo S Muzoza	Meginhart ca. 1110–38/47 v. Dietersdf (2)
Meginhart 1138/47 v. Geisling (1)?			Heimo 1138/47 v. Geisling (1)?
Heimo n. 1187 v. Haselbch (1)	Berthold (9) ca. 1150–70 v. Haselbch (1) v. Vötting (2) Holzschnitzer	Heimo (30) ca. 1150–85 v. Haselbch (1) v. Vötting (3) v. Freising (1) Holzschnitzer u. Zimmermann	Eberhart (10) 1155–70 Zimmerleute Richbold (3/4) c. 1165/80
W. Heimo ca. 1200/30 v. Haselbch (4)	Albero (1) ca. 1200	Ulrich (4) ca. 1165/85 Zimmerleute	Meginhart (4) ca. 1175/85
Heimo 1241 v. Haselbch			

„Luther“: Meginhart (346) und Ulrich (339a) sind wohl an eine der Familien anzuschließen, bei denen vorher Liutheri als Personennamen vorkam. Siehe Bercha.

„Marold“: Heinrich, 1208/19 (346, 347, 348, 353, 354) war Knecht des Abtes (348). Siehe *servus abbatis*.

murarius: siehe *cementarius*.

pellifex: Der Kürschner Bezili v. Vötting (auch 141) ist schon 1138/47 zusammen mit dem Schmied Adalbert beurkundet (119), ein Zeichen, wie angesehen der Mann und sein Handwerk damals waren. An späteren *pellifices* werden erwähnt: Heinrich (280a) und Rudiger (321), ferner je ein Kürschner Heinrich aus Esterndorf (305) und Geisenfeld (307a), letzterer nicht zur familia Weihenstephans gehörig.

praepositus: siehe Bercha (Heinrich)

„Reide“: Heinrich (335, 346) ist *lignarius*, Zimmermann. S. dort.

„Röslein“ (Ruoselin): Heinrich (348) siehe *servus abbatis*

„Schraghut“: Unter „Schrage“ versteht man schräg und kreuzweise eingerammte Pfähle, die wohl zur Absperrung dienten. Der Schraghut hatte also wohl die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß das Volk bei Gerichtstagen oder beim Besuch hoher Herren nicht die vorgesehenen Grenzen überschritt. Er war vermutlich bewaffnet, gehörte aber nicht zu den vollbürtigen Rittern, sondern etwa in die Gruppe der Subministerialen. Otto, 1157 – 80/83 (222 und 230 noch ohne Titel, 236b, 247, 256, 278, 297, 308a) steht manchmal vor, meistens aber innerhalb der Familiaren. Ob Walther, 1208/19 (353, 354) sein Sohn oder sein Nachfolger im Amt oder beides war, steht dahin.

servus abbatis: Dieses Amt gibt es seit dem späten 12. Jahrhundert in vielen Klöstern. Die Betroffenen hatten wohl Botengänge und sonstige Aufträge für ihren Herrn zu verrichten und waren, da manche ihrer Aufträge mit Gefahr verbunden waren, wahrscheinlich bewaffnet. Genannt werden Adalbert (314, 318, 319), Gelfrat (296, 297, 299, 300), Konrad (296, 297, 299), Reginbert (297), Heinrich „Kolbe“ (348), Heinrich „Marold“ (346, 347, 348, 353, 354), Heinrich „Röslein“ (348) und Meginhart (248, MB 9, S. 486a). Nach ihrer Herkunft vermögen wir nur Gelfrat und Reginbert zu identifizieren. Gelfrat stammte höchstwahrscheinlich aus *Kollbach*, wird seit 1148/56 als Familiare des Klosters beurkundet (193, 236, auch 299, 300). In den späteren Jahren heißt er Gelfrat „von Freising“ (318, 319, 320, 321). Er wurde also um 1185 von seinem Amt entbunden, hat sich in der Bischofsstadt niedergelassen und muß ein angesehener Mann gewesen sein. Reginbert, Nachkomme einer ritterbürtigen Familie, war dann zeitweise Verwalter des Gutes in *Daxmuting* (306, 309ab, auch 327, 332, 226) und zog nach dem Verkauf dieses Gutes nach Vötting (335). Die „Knechte des Abts“ hatten, wenn sie sich bewährten, anscheinend Chancen, in eine bessere Stellung zu gelangen.

tapeciarius, *tepicher*: Die ersten, Arnold und Herman, sind nur einmal, aber recht früh bezeugt (193: 1148/56), häufiger die Nachfolger Heribort und Askwin (236b, 297 o. B. 302, 303, 318, 319 = ca. 1175 – 85); Heribort ohne Berufsbezeichnung schon 1148/56 (236b). Der seltene Name Askwin weist darauf hin, daß dieser Mann mit den Herren v. *Lengdorf* verwandt ist. Askwin nannte sich übrigens auch von Freising (249d). Heribort

wird 1184/89 (320) abgelöst durch einen Heimo; das muß ein Schwestersonn des berühmten Künstlers gewesen sein. Um 1203 ist ein Konrad erwähnt (339a, 340).

Zimmermann s. *lignarius*

Zusammenfassende Ergänzung: Hier seien die noch nicht genannten handwerklichen Berufe angeführt: *carpentarius*, Stellmacher, Zimmermann (305, MB 9 S. 463a), *coriarius*, Gerber (318), *pellifex*, Kürschner: der schon genannte Bezili v. Vötting (119, 141), ferner mehrere Heinriche (280a, 305 v. Esterndorf, 307a v. Geisenfeld) und Rudiger (321), *pistor*, Bäcker (336), *Schlachter*, Metzger (354), *Swertworbe*, Schwertfeger (258c), *textor*, Weber (321), *Ziegler*, Ziegelbrenner (284).

Das „Büchlein über das Pflanzen von Bäumen“ des Tegernseer Abtes Konrad Ayrinschmalz vom Jahr 1479

Alois Heß und Hans Ramisch

Unter den lateinischen Manuskripten des Klosters Tegernsee in der Bayerischen Staatsbibliothek in München befinden sich Aufzeichnungen über das Pflanzen von Bäumen und den Weinbau, die von Pirmin Lindner ¹ dem Tegernseer Abt Konrad Ayrinschmalz zugeschrieben und wohl irrtümlich in das Jahr 1474 datiert werden.

Der Verfasser Konrad Ayrinschmalz wurde 1424 in Weilheim geboren ², studierte ab 1440 an der Artistenfakultät der Universität Wien und trat 1447 in das Noviziat des Benediktinerklosters Tegernsee ein. Bereits im Dezember desselben Jahres legte er die Profese ab. Eine Zeit lang übte er das Amt des Cellerars aus, mit dem die Sorge für Garten- und Landbau verbunden war. 1461 wurde er als Nachfolger des Reformabtes Kaspar Ayndorffer zum Abt von Tegernsee gewählt und blieb es bis zu seinem Tode 1492. Während dieser Jahre sorgte er durch zahlreiche Um- und Neubauten am Münster und den Wirtschaftsgebäuden, den Bibliotheksbau und die Anlage von Befestigungswerken gegen die Türkengefahr für die Erweiterung und Sicherung der Klosteranlage ³. Als erstes allerdings ließ er 1461 und 1462 den Weinkeller des Konvents wölben und im Herrengarten dreißig neue Rosenstöcke pflanzen ⁴. Das geistige Leben des Klosters, in dem zahlreiche bedeutende Gelehrte wirkten, gelangte unter seiner Leitung zu hoher Blüte. Der umfangreiche Bücher-

-
- 1 Lindner, Pirmin, Familia S. Quirini in Tegernsee. Die Äbte und Mönche der Benediktiner-Abtei Tegernsee von den ältesten Zeiten bis zu ihrem Aussterben (1861) und ihr literarischer Nachlaß. Oberbayerisches Archiv des Historischen Vereins von Oberbayern. 50.(1897), S. 63 ff.
 - 2 Redlich, Virgil, Tegernsee und die deutsche Geistesgeschichte im 15. Jahrhundert. Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte. 9. München 1931, S. 36 ff.
 - 3 Lampl, Sixtus, Die Klosterkirche Tegernsee. Oberbayerisches Archiv. 100. 1975, S. 61 ff.
 - 4 Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Klosterliteralien Tegernsee Nr. 99, fol. 24 v und 49 v.

bestand der Abtei wurde durch Abt Ayrinschmalz um etwa fünfhundert Neuanschaffungen vermehrt⁵ und durch einen neuen Katalog erschlossen⁶.

Fünf der aus Tegernsee überkommenen Bände sind Autographe des Abtes⁷. In einem, dem Cod. lat. 18 891 der Bayerischen Staatsbibliothek München aus Kloster Tegernsee, hat Konrad Ayrinschmalz sieben Traktate notiert. Eine spätere Hand des 17./18. Jhs. vermerkt auf fol. 3 r:

„Contenta in hoc libro
Conradi Eeyrnschnalz
Abbatis Tegernseensis ·
1 De plantatione arborum
2 de virtute uvae et aceti
3 De Principibus
4 de Virtutibus moralibus etc.
5 De poesi
6 Theologia triplex
7 De mathesi – 1479“

Von späterer Hand stammt auch die Follierung 2 – 107.

Das Bändchen ist in geprägtes Pergament gebunden und mißt 16 : 11 cm.

Es umfaßt 8 Lagen verschiedener Stärke, mit jeweils 3 Stichen geheftet.

Lage 1	fol. 3– 16	7 Doppelblätter, Vorsatzpergament vorgeheftet
Lage 2	fol. 17– 28	6 Doppelblätter
Lage 3	fol. 29– 42	7 Doppelblätter
Lage 4	fol. 43– 55	6 Doppelblätter, fol. 54 lose
Lage 5	fol. 56– 69	7 Doppelblätter
Lage 6	fol. 70– 81	6 Doppelblätter
Lage 7	fol. 82– 93	6 Doppelblätter
Lage 8	fol. 94– 106	7 Doppelblätter, Schlußpergament umgeheftet.

„De plantatione arborum“ und „De virtute uvae et aceti“ sind Titel der späteren Hand. Ayrinschmalz beginnt auf fol. 4 r ohne Überschrift mit „Prologus in opusculum de plantationibus arborum“. In diesem kurzen Prolog kündigt er eine Einteilung in drei Abschnitte an, die wiederum mehrere Kapitel umfassen:

Erster Abschnitt

1. Vom Erdreich und vom Dünger für die Bäume
2. Auf welche Weise oder zu welcher Zeit Bäume gesät werden sollen

5 Vgl. Anm. 1

6 Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz. Bd.4,2. Bistum Freising, bearbeitet von Günther Glauche, München 1979, S. 751.

7 Vgl. Anm. S. 64

3. Auf wieviele Art und Weise, wie oder zu welcher Zeit die Reiser dem Stamme einzupropfen sind
4. Wie oder zu welcher Zeit Bäume versetzt werden sollen

Zweiter Abschnitt

1. Über die Ordnung beim Setzen
2. Von der Pflege der Bäume, um sie fruchtbar zu machen
3. Über ihren Schnitt, damit sie nicht durch Überflüssiges beeinträchtigt werden
4. Über die Beseitigung von Krankheiten, damit sie nicht gänzlich vernichtet werden

Dritter Abschnitt

Alphabetische Ordnung über die Beschaffenheit von Bäumen und die Weinrebe

Den mittelalterlichen Gepflogenheiten folgend zitiert und kompiliert der Verfasser antike und vorausgehende mittelalterliche Autoren ⁸:

Aristoteles (384 – 322 v. Chr.), griechischer Philosoph, der auch zahlreiche naturwissenschaftliche Abhandlungen hinterlassen hat, wird fol. 23 v und 42 v zitiert.

Avicenna, Ibn Sinā (ca. 973 – 1037), arabischer Mediziner, der auf Galenos fußt. Sein Werk „Qānūn“ wurde Ende des 12. Jh. von Gerhard von Cremona als „Canon Avicennae“ ins Lateinische übersetzt. Erster Druck Mailand 1473. Ayrinschmalz beruft sich häufig auf ihn: fol. 17 r v, 18 v, 19 r, 20 r, 21 r, 22 r, 23 r, 25 v, 26 r, 27 r v.

Burgundius von Pisa (ca. 1110 – 1193), Übersetzer des anonymen Werkes „Geoponica“, das um 900 auf Veranlassung des byzantinischen Kaisers Constantin Pogonatus wohl von Cassianus Bassus aus Bithynien verfaßt wurde. Ayrinschmalz nennt Burgundius auf fol. 32 v und 33 v.

Dyas, Dias Mumadona, portugiesische Gräfin und Klostergründerin des 10. Jh. wird fol. 17 r, 18 r, 21 r, 25 v, 26 r und 31 r erwähnt. Von ihren Werken scheint nichts erhalten zu sein.

Claudius Galenos, Galenus (131 – 201), nächst Hippokrates der berühmteste Arzt des Altertums, im Mittelalter die größte Autorität. Zahlreiche medizinische und pharmazeutische Schriften sind überliefert und waren die Quellen, aus denen das Morgen- und Abendland weit über ein Jahrtausend seine medizinischen Kenntnisse schöpfte. Zitiert wird er auf fol. 17 r, 18 v, 20 r, 40 v.

⁸ Güntz, Max, Handbuch der landwirtschaftlichen Litteratur, Leipzig 1897.

- Hippokrates von Kos (um 460 – 375 v. Chr.), bedeutendster Mediziner und Naturwissenschaftler des Altertums, Autor zahlreicher Schriften, wird fol. 19 v zitiert.
- Hrabanus Maurus (780 – 856), Abt von Fulda, später Erzbischof von Mainz. Seine 22 Bücher „De rerum naturis“ sind eine der großen Enzyklopädien des Mittelalters. Er wird fol. 17 r genannt.
- Isidor von Sevilla († 636), Bischof und Schriftsteller. Seine große Enzyklopädie, die zwanzig Bücher der „Etymologiae“, prägte die folgenden Jahrhunderte. Ihnen, insbesondere Bd. XVII „De rebus rusticis“ entnahm Ayrinschmalz Zitate auf fol. 18 v, 19 v, 20 r, 21 r v, 23 v, 27 r, und 30 r.
- Gargilius Martialis (3. Jh. n. Chr.) verfaßte ein Werk über Landwirtschaft, aus welchem noch Bruchstücke vorhanden sind. Er wird fol. 18 r zitiert.
- Nikolaus von Damaskus (geb. wahrscheinlich 46 v. Chr.), Historiker und Philosoph, verfaßte Kommentare zu Aristoteles und ein Buch über Pflanzen. Ayrinschmalz beruft sich dreimal auf ihn: fol. 19 r, 26 r, 28 v.
- Rutilius Taurus Aemilianus Palladius (Mitte des 4. Jh. n. Chr.) schrieb ein Werk „De re rustica“ in vierzehn Büchern unter Benutzung älterer Autoren. Unter dem Kürzel „Pla“ nennt ihn Ayrinschmalz auf fol. 20 r v, 21 r v, 22 v.
- Petrus de Crescentiis aus Bologna (1230 – 1310) schrieb das umfangreichste und bedeutendste landwirtschaftliche Werk des Mittelalters in zwölf Büchern, „Liber ruralium commodorum“. Es erschien 1471 in Augsburg. Kloster Tegernsee dürfte nach dem Bibliothekskatalog aus der Zeit von Abt Ayrinschmalz und nach den erhaltenen Handschriften und Inkunabeln in der Münchener Staatsbibliothek weder eine Handschrift noch die Druckausgabe besessen haben. Ältere Handschriften von Petrus de Crescentiis standen im Umkreis von Tegernsee in den Bibliotheken von Augsburg St. Ulrich (clm. 4374), Herrenchiemsee (clm. 5460), Ebersberg (clm. 5897), Regensburg St. Emmeram (clm. 14343) und des Salzburger Erzbischöflichen Hofes (clm. 15759). Ayrinschmalz nennt Petrus auf fol. 4 v, 6 r, 12 r, 14 r, 16 v, 31 r und übernimmt im dritten Abschnitt seines „Opusculum“ große Passagen aus dessen Werk wörtlich. Allerdings hält er sich nicht generell an die Textfolge und übergeht große Teile. So fehlen bei Ayrinschmalz in der Regel bei der Behandlung der einzelnen Fruchtbaumarten die Anleitungen für Anzucht, Pflanzung, Kultur, Pfropfen, Schnitt und Ernte. Auch der bei Petrus gelegentlich genannte Verwendungszweck von Holz, Wurzeln und Öl wird von Ayrinschmalz nicht angeführt. Seine „additiones“ sind z.T. subjektive Hervorhebungen aus dem Text des Petrus. Es ergibt sich insgesamt der Eindruck, als seien Ayrinschmalz' Aufzeichnungen als

- kritische Auseinandersetzung mit dem durch die Drucklegung gerade sehr aktuell gewordenen Werk des Petrus de Crescentiis zu verstehen.
- Gaius Plinius Secundus (23 – 79) schrieb eine Naturgeschichte „Naturalis historia“ in 37 Bänden und wird auf fol. 18 v und 31 r zitiert.
- Michael Schrick, († 1472) war 40 Jahre lang Mitglied der med. Fakultät der Universität Wien. Ayrinschmalz kannte ihn wohl persönlich. Die Werke, auf die hier Bezug genommen wird, erschienen erst 1529 in deutscher Sprache im Druck: „Nützlich Büchlein der Kunst und Tugend der gebrannten Wassern“ und „Apothek für den gemeinen Mann“. Er wird auf fol. 20 r, 23 r, 24 v genannt.
- Serapion. Es bleibt unklar, ob hier Serapion von Alexandria, ein Arzt und Empiriker der Zeit um 200 v. Chr. oder einer der beiden gleichnamigen syrisch-arabischen Ärzte des 10/11. Jh. gemeint ist. Das Zitat steht auf fol. 25 v.
- Marcus Terentius Varro (116 – 28 v. Chr.), der größte Polyhistor Roms. Von seinen mehr als 600 Büchern aus den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft sind u.a. drei seiner Schrift „De re rustica“ erhalten. Auf sie beruft sich Ayrinschmalz auf fol. 4 v.

Ayrinschmalz hebt in der Einleitung zu seinem Manuskript hervor, daß sein Werk von ihm als Lehrbuch konzipiert wurde, in dem er darlegt, was er selbst mündlich oder schriftlich von anderen gelernt und selbst erprobt hat. Dazu gab ihm sein Amt als Cellerar und später Abt des Klosters Tegernsee reichlich Gelegenheit. Das Buch geht also weit über die mittelalterliche naturwissenschaftliche Haltung der ausschließlichen Berufung auf Autoritäten hinaus, indem es die eigene Erfahrung neben die Überlieferung stellt und ihr eigenen Wert beimißt. Diese seine Bedeutung ist bisher nicht erkannt worden. Noch die neueste Veröffentlichung über die deutsche Agrargeschichte⁹ gibt an, die ersten deutschen Landbauschriftsteller tauchten erst in der 2. Hälfte des 16. Jh. auf. Conrad Heresbach, Jurist und Berater des Herzogs von Cleve, mit seinem 1570 in lateinischer Sprache erschienenen Buch „Rei rusticae libri quattuor“ gilt als Autor des ersten Werks, das von deutscher Landwirtschaft handelt. Mit der Veröffentlichung des Traktats von Abt Konrad Ayrinschmalz verschiebt sich dieser Terminus um rund einhundert Jahre zurück. Es ist für den Benediktinerorden, der seit der Spätantike in der Praxis Methoden und Kenntnisse der antiken Landwirtschaft benutzt und verbreitet hat, gerade

9 Franz, Günther, Deutsche Agrargeschichte Bd. II. Abel, Wilhelm, Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. Stuttgart 1978³.

in der Zeit großer wissenschaftlicher Blüte seit Beginn des 15. Jh. rühmlich, auch auf diesem Gebiet den ersten wissenschaftlichen Autor in Deutschland seit der Karolingerzeit hervorgebracht zu haben.

Der von Alois Heß aus dem Manuskript übertragene und ins Deutsche übersetzte Text des Werkes wird hier erstmals veröffentlicht: Die sehr persönliche, kleine und oft flüchtige Handschrift des Autors sowie die zahlreich verwendeten Abkürzungen boten große Schwierigkeiten bei der Transskription. Einige Maßangaben in Rezepten blieben unaufgelöst.

Schriftproben in Abb. 1 und Abb. 5 auf S. 86 und S. 90.

Homo natus ad laborem cum sit et animal discretum, non mirum, si delectetur in plantationibus arborum, maxime, si in eisdem contempletur dei potentiam, sapientiam et benignitatem. Denique, si in plantatione arborum sit strenuus, ordinatus et proficuus, potentiam, sapientiam et benignitatem dei ymitatur secundum triplicem huius opusculi distinctionem. In quo probata per me ipsum non invidus emulator proponam minus principatoribus que aut relatu aut scripto aliorum didici aut per modum additionis adiunctis.

Distinctio prima

Arborum magnitudo et multitudo ex tam paruis granis producta conditoris potentiam demonstrat. Velleque homini huiusmodi plantare adiacet, sed posse ab omnium conditore deriuari perspicuum est. Itaque de plantationibus arborum dicturus auxilium a potenti throno deprecans exordior, vbi primo de terra et letamine arborum dicimus qualia esse debeant et qualiter aptari, secundo, quomodo arbores vel quo tempore seminande sunt, tertio, quot modis surculi quomodo vel quo tempore truncis inserendi sunt, quarto, quomodo vel quo tempore arbores transplantande sunt.

Vorwort zu dem Büchlein „Über das Pflanzen von Bäumen“

Da der Mensch zur Arbeit geboren und ein besonderes Lebewesen ist, so ist es nicht zu verwundern, daß er seine Freude hat am Pflanzen von Bäumen, besonders, wenn er dabei die Macht, Weisheit und Güte Gottes betrachtet, und wenn er sich außerdem beim Pflanzen als fleißig, ordentlich und nützlich erweist und die Macht, Weisheit und Güte Gottes nachahmt, entsprechend den drei Abschnitten dieses Büchleins. In ihm will ich für Leute, die weniger die Materie beherrschen, darlegen, was ich als dankbarer Nachahmer selbst erprobt, was ich mündlich oder schriftlich von anderen gelernt habe, oder in der Art einer Beifügung.

Erster Abschnitt

Die Größe und Vielfalt der Bäume, aus so kleinen Samenkörnern erwachsen, beweist die Macht des Schöpfers. Der Wunsch, auf solche Art zu pflanzen, liegt im Menschen, doch das Vermögen dazu leitet sich offensichtlich vom Schöpfer aller Dinge her. Wenn ich daher über das Pflanzen von Bäumen reden will, beginne ich, indem ich Hilfe vom Throne des Mächtigen erbitte.

Zuerst will ich vom Erdreich und vom Dünger für die Bäume reden, wie sie sein und auf welche Weise sie angewandt werden müssen,
zweitens, auf welche Weise oder zu welcher Zeit Bäume gesät werden sollen,
drittens, auf wieviele Art und Weise, wie oder zu welcher Zeit die Reiser dem Stamm einzupropfen sind,
viertens, wie oder zu welcher Zeit Bäume versetzt werden sollen.

fol. 4^v Terra genitrix arborum letamenque cum sit nutrix, cum de plantis arborum agitur, merito primo in loco ponuntur. Ortum itaque, quem de nouo arboribus conserere vis, fac in terra non vliginosa, et si sit in decliuo montis, fiat in parte orientali vel meridionali sic: Incidatur aratro l pluries per totum imposito letamine, vt moris est in agris segetum, vbi, si fuerit terra argillosa profundius, soluta vero minus profunde aretur. Valet enim hoc, vt terra impinguetur, adequetur commisceatur et comminuatur celestique rori et pluuiio vulva aperiatur atque ex hinc fetum arboreum vmorem producere queat. Si autem hoc commodè fieri non poterit vtpote in loco prius arboribus consito, tunc fiant fouee late et profunde secundum quantitatem arbustorum, abjectaque terra inculta impleantur terra culta vel preparetur fossione et letamine vt dictum est de aratione. Et obseruandum, quod fimo omnium animalium valet pro arboribus dempto fimo porcorum et animalium in aquis degentium. Cinis eciam optimus est, vt dicit Varro, suppletu, maxime, si admisceatur fimo. Oportet autem, quod ipsum letamen non sit nimis recens, nec vetustate incineratum, sed quod est anni vel tres partes anni habens optimum esse pronunciat. Insuper oportet, quod ipsum letamen prius sit maturatum aqua, nam ex hoc multo conuenientius prestabit nutrimentum. Aqua autem maturans letamen est aqua paludalis ex pluuiis et roribus congregata. Si illa non habetur, sit aqua lacunalis sub sole diu calefacta et fortiter mota. Si autem nec ista parata est, sit aqua de fontibus aut fluminibus aut puteo hausta fortiter commixta et sub sole calefacta. Et si palus cum curia pecudum esset in cacumine montis, in cuius decliuo ortus est, optimum esset. Nam ex tali palude posset fieri aqueductus per sulculos atque tempore pluvie l ortus sufficienter impinguari absque alio letamine.

fol. 5^r Additio: Petrus de Crescentiis dicit: Omnes arbores desiderant terram in superficie siccam et in visceribus humectam. Idem et alligat terram illud sterquilinum melius, cuius latera et summum virgis et fruticibus a sole est defensum. Non enim succum, quem querit terra per solem exurgere oportet. Idem non proderit nimium stercorare vno tempore, sed frequenter et modice. Idem ponendum est eciam letamen a Kalendis septembris per omnes menses sequentes vsque ad mensem Maij.

Von Erdreich und Dünger

Da das Erdreich die Mutter, der Dünger aber die Amme der Bäume ist, so werden sie verdientermaßen an die erste Stelle gesetzt, wenn vom Pflanzen der Bäume die Rede ist. Den Garten also, den du mit Bäumen bepflanzen willst, lege auf einem Gelände an, das nicht sumpfig ist und, falls es sich an einem Berghang befindet, geschehe es auf der Ost- oder Südseite auf folgende Weise: Es werde im ganzen öfter gepflügt, nachdem man Mist darauf gebracht hat, wie es bei Saatfeldern üblich ist. Ist der Boden lehmig, werde tiefer, wenn er aber locker ist, weniger tief gepflügt. Denn das bewirkt, daß das Erdreich gedüngt, gemischt, geebnet und zerkleinert, und dem Tau und Regen des Himmels sein Mutterschoß erschlossen wird, und daß daraus der Sprößling des Baumes Feuchtigkeit ziehen kann. Wenn dies aber nicht gut geschehen kann, wie etwa auf einem Platz, der vorher mit Bäumen bepflanzt war, dann mache man breite tiefe Gruben entsprechend der Größe der Baumpflanzen und fülle sie, nachdem man das unkultivierte Erdreich abgetragen hat, mit bearbeitetem Erdreich, oder man richte es her durch Umgraben und Düngen, wie es vom Pflügen gesagt worden ist. Zu beachten ist, daß der Mist von allen Tieren für die Bäume geeignet ist, ausgenommen der Mist von Schweinen oder von Tieren, die sich in Gewässern aufhalten. Auch Asche ist sehr gut, wie Varro sagt, als Ergänzung, besonders, wenn sie dem Mist beigemischt wird. Es ist aber notwendig, daß der Dünger nicht zu frisch und auch nicht durch sein Alter vertrocknet ist, sondern, wie man betont, ist er am besten, wenn er ein Jahr oder ein Dreivierteljahr alt ist. Überdies ist es nötig, daß der Dünger zuvor mit Wasser reif gemacht worden ist; denn dadurch wird er viel besser seinen Nährwert erweisen. Wasser aber, das den Dünger zur Reife bringt, ist sumpfiges Wasser, das sich aus Regen und Tau gesammelt hat. Hat man solches nicht, so sei es Wasser aus einem Teich, das sich lange unter der Sonne erwärmt hat und tüchtig bewegt worden ist. Wenn aber auch dieses nicht zur Hand ist, so sei es Wasser, das man aus Quellen oder Flüssen oder aus einem Brunnen geschöpft, fest durchgemischt und unter der Sonne erwärmt hat. Und wenn ein sumpfiges Gewässer mit einem Viehstall auf der Höhe eines Berges vorhanden wäre, an dessen Abhang sich der Garten befindet, so wäre das sehr günstig. Denn von einem derartigen Sumpf aus könnte eine Wasserleitung mit Hilfe von kleinen Gräben geschaffen und zur Zeit des Regens der Garten hinreichend gedüngt werden ohne eine andere Düngung.

Beifügung: Petrus de Crecentiis sagt: Alle Bäume verlangen ein Erdreich, das an der Oberfläche trocken, im Innern aber feucht ist. Ebenso bindet eine Mistgrube das Erdreich besser, deren Seiten und Oberfläche durch Reiser und Strauchwerk vor der Sonne geschützt sind. Denn die Feuchtigkeit, welche das Erdreich verlangt, soll nicht von der Sonne ausgelaut werden. Ferner wird es vorteilhaft sein, nicht einmal zu stark zu düngen, vielmehr oft und mäßig. Der Dünger ist auszubringen vom 1. September an, alle folgenden Monate hindurch bis zum Mai.

De seminatione arbustorum

Proles arborea ex terra per seminacionem sic gignitur: Semina bonorum fructuum de arboribus collecta in hyeme vel autumpno seruentur vt grana segetum vsque ad tempus Marcij vel Aprilis. Tunc seminentur in terra soluta, preparata vt supra dictum est. Et si fuerint ossea, prius maturentur in aqua pluuiali per duos vel tres dies, sin alias non oportet. Expedi autem, vt semina distincte collocentur, sic videlicet: Recipe quatuor vel quinque grana, fac foramen cum digito in terra, impositis granis cooperi. Dimissoque instatio quantum vnus palme iterum fac vt prius, sic continuando, quousque volueris. Et cum excreuerint simul cum herbis, euelle herbas caute et sepius. Dehinc post tres annos euelle arbusta maiora et transplanta et sine breuiora diucius crescere et post sequenti anno iterum fac vt prius. Et sic continua annuatim donec omnes euulseris et transplantaueris. Nec laudo, vt in prima transplantacione plantes in locum, vbi semper debeant manere, sed distanter quatuor pedibus ab invicem primitus transplanta, donec in maius excreuerint.

Additio: Opinio multorum est, quod arbusta procreata ex seminibus, que sunt sine ossibus, omnia efficiuntur siluestria. Sed oppositum sepe vidimus. Nam arbores non solum domesticantur per insitionem, sed eciam per culturam.

fol. 5^v

De Insitione surculorum

Proles arborea eciam ex stipitibus arbustorum per insitionem surculorum producitur. Sed obmissis multis modis insitionum duos principales et vtiliores hic ponere censui. Quorum primus est pro stipitibus maioribus, secundus pro minoribus.

Primus igitur modus talis est: Auelle surculum a sua matre sub suo nodio, spacio tamen sub nodio dimisso trium digitorum transversalium ad minus. Postea incide ex transverso nodum et diuide inferius per medullam ligni. Sicque vna medietate proiecta alteram, que remansit, adapta inferius cum cultello ad formam cunei et hoc ex parte medulle, non ex parte corticis, nisi forte in extremitate valde modicum, vt possis infigere inter corticem et lignum trunci

Vom Säen der jungen Bäume

Nachwuchs von Bäumen aus dem Boden durch Aussaat wird folgendermaßen erzeugt: Die Kerne von guten Früchten, die man im Winter oder Herbst von Bäumen gesammelt hat, sollen wie Saatgut bis März oder April aufbewahrt werden. Dann soll man sie aussäen in lockeres Erdreich, das vorbereitet worden ist, wie oben gesagt wurde. Und wenn sie knochendürr waren, sollen sie zuvor in Regenwasser zwei oder drei Tage gereift werden, andernfalls bedarf es dessen nicht. Es ist von Vorteil, daß die Kerne in gehörigem Abstand gelegt werden, nämlich so: Nimm vier oder fünf Kerne, mache mit dem Finger ein Loch in den Boden, lege die Kerne hinein und decke sie zu. Lasse dann einen handbreiten Zwischenraum und mache es wieder wie zuvor und fahre so fort, solange du willst. Und ist die Saat aufgegangen zusammen mit Unkraut, so reiße das Unkraut vorsichtig immer wieder aus. Alsdann, nach drei Jahren, reiße die größeren Bäumchen aus und verpflanze sie, die kleineren lasse weiter wachsen und hernach im folgenden Jahr, mache es wieder wie zuvor. Und so fahre fort, Jahr für Jahr, bis du alle Bäumchen herausgerissen und verpflanzt hast. Ich heiße es nicht gut, daß man diese bei der ersten Verpflanzung an dem Ort einsetzt, wo sie immer stehen sollen, sondern man verpflanze sie zuerst in einem Abstand von vier Fuß von einander, bis sie höher emporgewachsen sind.

Beifügung: Viele sind der Meinung, daß alle jungen Bäume, die aus Kernen erwachsen, welche ohne harte Schale sind, Wildlinge werden. Ich aber habe oft das Gegenteil bemerkt. Denn Bäume werden nicht nur durch Pfropfung veredelt, sondern auch durch Pflege.

Die Einpfropfung von Reisern

Nachkommenschaft von Bäumen wird auch geschaffen aus den Stämmen junger Bäume mittels Einpfropfung von Reisern. Viele Arten von Pfropfungen übergehe ich und habe beschlossen, die zwei hauptsächlichsten und brauchbarsten Methoden hier darzustellen. Deren erste gilt für größere Stämme, die zweite für kleinere. Die erste Methode ist demnach folgende: Trenne ein Reis von seiner Mutterpflanze unterhalb seines Knotens ab, lasse jedoch unterhalb des Knotens eine mindestens drei Finger breite Länge stehen. Dann schneide den Knoten quer ein und führe unterhalb von ihm einen Schnitt durch das Mark des Holzes. Dann wirf eine Hälfte weg und gleiche die andere, die übrig blieb, unten mit einem Messer der Gestalt eines Keiles an und zwar auf der Seite des Markes, nicht auf der der Rinde, außer vielleicht ganz wenig am Rande, damit du sie zwischen Rinde und Holz des Stammes stecken kannst, nachdem du die äußere,

exteriori cortice ipsius surculi proiecta, non interiori. Nec excorticabis aliquid de surculo, nisi quod infigere vis trunco. Sed antequam infigas trunco ipsum surculum facies foramen cum cuneolo ferreo vel osseo vel ligneo, prius tamen fissa cortice trunci exteriori in longum secundum longitudinem partis surculi sibi immergendi. Cumque surculum vel surculos subtracto cuneol infixeris, alligabis desuper corticem de cortice trunci cum vimine aut resticulo aut filo. Demum cacumen trunci et locum immersionis surculorum inuolue luto sapienter. Quod sic fit: Recipe argille et stercoreis equini vel bouini partes fol. 6^r equales et confice sine aqua, si potes. Obseruandum etiam, quod tunc l temporis insitio ceteris erit melior et melius conualescens, cum iam cortice se viridis succus intulerit et gemme incipiunt esse suspecte. Et si surculus sine nodio inseratur, vt supra notauimus, proueniunt.

Secundus modus insitionis talis est: Primo truncum serra acuta recidamus in loco nitido et succoso. Deinde findatur ipse truncus a parte superiore per medium. Cuius fissure profunditas duorum vel trium digitorum transversalium spacio terminetur secundum quantitatem trunci. Et surculus formetur vt supra vel, quod melius est, incidatur ex vtraque parte ad modum cunei, cum quo finduntur ligna, in reliquis duabus partibus cortice dimissa, et sic infigatur fissure trunci predicti sic, quod lignum surculi infixum sit ligno trunci et cortex cortici ex vna vel utraque parte trunci. Reliqua fiant vt supra.

Additio: Inserui surculos amarellarum trunci cerasorum in Marcio et comedi fructus eodem anno ex istis. Item dicit Petrus de Crescenciis. Arbor si incidatur et eiusdem arboris surculi trunco eodem inserantur, fiunt plante, quarum fructus nec in figura nec in sapore cum precedentibus conveniunt. Et hoc probaui de piris spinosis ex nucleatis procreatis, quod amittunt spinas et domesticantur, et si non semper primo anno, saltem vel secundo vel tercio vel ad maius quarto anno. Idem surculi arboris huiuscemodi ossa vt prunorum, cinorum etc. si inseruntur in truncum salicis fiunt fructus sine ossibus. Idem arboris persici fraga si inseruntur trunco pruni vel cini mutantur amborum nature et fiunt escula. Idem vitis si inseritur in cerasum, pirum vel malum, inueniuntur uve, quando cerusa etc. sunt matura.

nicht die innere Rinde des Pfropfreises weggeworfen hast. Und entrinde nichts von dem Reis außer dem, was du in den Stamm einfügen willst. Doch bevor du das Reis dem Stamm einfügst, mache mit einem kleinen Keil aus Eisen, Knochen oder Holz eine Öffnung, nachdem du die äußere Rinde des Stammes der Länge nach gespalten hast, entsprechend der Länge jenes Teils des Reises, der eingepflanzt werden soll. Wenn du das Reis oder die Reiser nach Entfernung des kleinen Keils eingepflanzt hast, so binde darüber die äußere Rinde des Stammes mit einer Weidenrute, einer Schnur oder einem Faden fest. Schließlich umhülle das Ende des Stammes und die Stelle der Einpflanzung der Reiser in kluger Weise mit einer Salbe. Das geschieht wie folgt: Nimm Lehm, Pferde- oder Kuhmist zu gleichen Teilen und fertige sie womöglich ohne Wasser. Zu beachten ist auch, daß zu dem Zeitpunkt die Pfropfung besser sein wird als sonst und besser ausheilt, wenn in die Rinde bereits der neue Saft eingeschossen ist und die Knospen allmählich hervortreten, und wenn ein Pfropfreis ohne Knoten eingepflanzt wird, wie wir oben bemerkt haben.

Die zweite Methode der Pfropfung ist folgende: Zuerst wollen wir mit einer scharfen Säge den Stamm an einer sauberen und saftigen Stelle zurückschneiden. Dann werde er von oben her in der Mitte gespalten. Die Tiefe dieser Spaltung sei zwei oder drei Finger breit, entsprechend der Größe des Stammes. Das Pfropfreis werde hergerichtet wie oben oder, was besser ist, es werde auf zwei Seiten zugeschnitten nach Art eines Keiles, mit dem man Holz spaltet, indem man auf den zwei anderen Seiten die Rinde stehen läßt, und so werde es dem Spalt des Stammes eingefügt in der Weise, daß das Holz des Reises dem Holz des Stammes eingefügt ist und seine Rinde auf einer oder auf beiden Seiten der Rinde des Stammes. Das übrige geschehe wie oben.

Beifügung: Ich habe Pfropfreiser von Amarellen im März Kirschbaumstämmen eingepropft und habe im gleichen Jahr Früchte von ihnen gegessen. Das gleiche sagt Petrus de Crescenciis. Und wenn man einen Baum beschneidet und Reiser dieses Baumens dem gleichen Stamm einpropft, entstehen Gewächse, deren Früchte weder in der Form noch im Geschmack mit den früheren übereinstimmen. Und das habe ich an dornigen Birnbäumen erprobt, die aus Kernen gezogen waren, daß sie nämlich ihre Dornen verlieren und edel werden, wenn auch nicht immer im ersten, so wenigstens im zweiten, dritten oder spätestens im vierten Jahr. Ebenso, wenn die Reiser eines solchen Baumens, wie die Kerne von Pflaumen, Hagebutten usw. auf den Stamm einer Weide gepropft werden, so entstehen Früchte ohne Steine. Ebenso, wenn die Zweige eines Pfirsichbaumes dem Stamm eines Pflaumenbaumes oder einer Wildrose eingepropft werden, wandelt sich beider Natur und es entstehen Eicheln. Wenn ferner eine Weinrebe einem Kirschbaum, Birnbaum oder Apfelbaum eingepropft wird, so findet man Trauben, wenn die Kirschen etc. reif sind.

Proles arbustorum vt ad perfectionem possit perduci, ampliora exigit locorum spacia. Igitur, si huiuscemodi transplantare volueris, effode cum maxima diligencia et caueto quantum potes, ne radices amputes vel ledas. Quantum enim de radicibus amputaueris, tantum necesse erit de ramis vt amputes. Taliter effossis fac foueam secundum profunditatem et amplitudinem radicum ita, vt parum excedat in altitudinem vtpote quatuor digitis vel circa. Locatisque radicibus in tali scrobis medio inuolue easdem terra soluta et bona situando eas per interstationes in directum secundum quod excreuerunt a stipite radicum obstruendo quaslibet interstationes cum terra diligenter, vt non remaneant aliqua foramina. Et in fine cooperi radices superiores terra altitudinis trium vel quatuor digitorum et hoc in superficie circa stipitem arbusti aut arboris. Absides fouee nichilominus implendo ex toto et coequetur terra.

Sitque predicta terra, qua impleantur superficies radicum et absides circulares fouearum mixta lapidibus paruis quantitatis nucis gallicane vel avellane vel circa ita, quod media pars sit terra bona et pinguis, alia medietas ex lapidibus, vt dictum est, eciam propter mures et alia animalia, ne corrodant radices atque arbusta perimant.

Et scias pro certo, quod predicto modo transplantauit tam magnas arbores, quod vna a sex vel octo viris vix potuerat portari, et prosperatus sum.

fol. 7^r Et obseruandum, quod arbores, postquam proiecerunt folia, sunt transplantande et proprie circa festum omnium sanctorum pomi et in Marcio piri.

Additio: Vidi terram in qua pomi plantati non potuerunt proficere, sed piri nullum defectum paciebantur. Tali in terra si plantare pomum vis, fac foueam profunditatis duum vel trium pedum, latitudinis quatuordecim vel sedecim pedum, abiectaue terra propria imple eam terra aliena bona et soluta, in cuius medio planta pomum et prosperaberis. Item dicunt aliqui, si arbores transplantentur in decremento lune, plus tendunt in latum quam in altum et e contrario, si in cremento lune transplantentur, sunt pedem altiores. Nouellis plantis accidit quandoque, vt quasi arescant propter vehementem intemperanciam estus solis. Quibus subuenire oportet irrigatione frequenti, obiectis eciam defendantur vmbraculis vel viscosa emplastrentur argilla vel sepo aut oleo vel vngento frigido cortices liniantur australes.

Das Umsetzen der Bäume

Damit jüngere Bäume sich voll entfalten können, brauchen sie größeren Raum an ihrem Standort. Wenn du also einen solchen Baum versetzen willst, so grabe ihn mit größter Behutsamkeit aus und hüte dich nach Möglichkeit, Wurzeln abzutrennen oder zu verletzen; denn soviel du an Wurzeln abschneidest, so viel wirst du notwendigerweise von den Ästen wegschneiden müssen. Hast du die Bäume auf solche Weise ausgegraben, so mache eine Grube entsprechend der Tiefe und dem Umfang der Wurzeln so, daß sie ein wenig tiefer ist, etwa vier Finger breit oder mehr. Nachdem du die Wurzeln in die Mitte der Grube gebracht hast, umgib sie mit lockerer und guter Erde, wobei du sie in Abständen in gerader Linie einsetzt entsprechend dem Herauswachsen aus dem Stamm und alle Lücken zwischen den Wurzeln sorgfältig mit Erde verstopfst, damit keine Öffnungen bleiben. Und zum Schluß bedecke die oberen Wurzeln drei oder vier Finger hoch mit Erde und zwar an der Oberfläche rings um den Stamm des Baumes, wobei nichtsdestoweniger das gesamte Rund der Grube aufgefüllt und der Boden eingeebnet wird. Das genannte Erdreich, mit dem der obere Teil der Wurzeln und das Kreisrund der Grube aufgefüllt werden soll, möge mit kleinen Steinen von der Größe etwa einer gallikanischen Nuß oder einer Haselnuß vermischt sein in der Weise, daß die eine Hälfte gute und fette Erde ist, die andere Hälfte, wie gesagt aus Steinen besteht, auch wegen der Mäuse und anderem Getier, damit diese nicht die Wurzeln annagen und die Bäumchen vernichten.

Und wisse als sicher, daß ich auf die vorgenannte Weise so große Bäume versetzt habe, daß einer von sechs oder acht Männern kaum getragen werden konnte, und es ist mir gelungen.

Zu beachten ist, daß man Bäume versetzen soll, nachdem sie ihre Blätter abgeworfen haben und zwar um das Fest Allerheiligen herum die Apfelbäume und im März die Birnbäume.

Beifügung: Ich habe Erdreich gesehen, auf dem gepflanzte Apfelbäume nicht gedeihen konnten, Birnbäume aber keinen Schaden nahmen. Willst du auf einem solchen Boden einen Apfelbaum pflanzen, so mache eine zwei oder drei Fuß tiefe Grube mit einer Breite von vierzehn oder sechzehn Fuß, entferne deren eigenes Erdreich und fülle sie mit fremdem, gutem und lockerem Erdreich auf und pflanze in ihrer Mitte den Apfelbaum ein und du wirst Erfolg haben.

Ferner sagen manche, wenn Bäume bei abnehmendem Mond versetzt werden, so streben sie mehr in die Breite als in die Höhe und umgekehrt, wenn sie bei zunehmendem Mond versetzt werden, seien sie um einen Fuß höher. Jungen Bäumen geschieht es manchmal, daß sie anscheinend dürr werden wegen des Übermaßes an Sonnenhitze. Ihnen muß man zuhülfe kommen durch häufiges Bewässern und sie auch schützen durch das Aufstellen von Sonnenschirmen, oder man umbinde sie mit klebrigem Lehm oder Reisig oder bestreiche ihre Rinde auf der Südseite mit Öl oder kühler Salbe.

Sapientia conditoris illustratum quis dubitet, qui arborum ordinate scit situare stipites earundemque amputare morbos. Igitur in hac distinctione primo dicendum de situacionis ordine, secundo de cultura arborum, quatenus fecunde efficiantur, tercio de putacione, ne superfluis molestantur, quarto de morborum amputacione, ne ex toto anichilentur aut extinguantur.

De situationis ordine

Ordo triangularis hic ponendus, si in situatione arborum seruetur conuenientior eis aptari non poterit. Nam sic arbor ad arborem attinget circulariter et disponentur omnes equaliter. Sed et sic cauetur, ne nimis angusta teneant loca. Debet enim pomus a pomo vel piro distare triginta duobus pedibus. Et si inter illas plantare vis prunos, cinos, coctanos vel similes arbores minores, sufficit, quod distet arbor ab arbore sedecim pedibus, vt videbis in figuris sequentibus. In quibus figuris obseruandum, quod flores rubei designant pomos, flores virides piros et flores vel stelle crocee arbores minores, vt prunos, cinos etc. Designatio itaque situacionis ordinate taliter fiat: Recipe funem longitudinis sexaginta quatuor pedum, alliga ambabus extremitatibus funis duos circulos ferreos in qualibet vnum et in medio eiusdem funis fac signaturam I cum nodo vel alia re. Talem funem extende in longum et sic per duos circulos ferreos infige terre duos baculos cubitales, qui non sint curui, et similiter in medio circa nodum funis vnum et sic habes pro tribus arboribus signaturam. Deinde poteris continuare lineam talem quousque volueris, sic: Recipe circulum primum de baculo terre infixio et loca in baculo circa nodum funis. Deinde recipe circulum secundum de suo baculo terre infixio et trahe circulo funem in longum ita, vt nodus funis tangat baculum secundi circuli et tunc secundo circulo infige terre alium baculum et dimitte semper omnes baculos

fol. 8^r

Zweiter Abschnitt

Wer möchte bezweifeln, daß der von der Weisheit des Schöpfers erleuchtet ist, der es versteht, Bäume geordnet zu setzen und deren Gebrechen zu beseitigen. Und so sprechen wir in diesem Abschnitt

- zuerst über die Ordnung beim Setzen,
- zweitens von der Pflege der Bäume, um sie fruchtbar zu machen,
- drittens über ihren Schnitt, damit sie nicht durch Überflüssiges beeinträchtigt werden,
- viertens über die Beseitigung von Krankheiten, damit sie nicht gänzlich vernichtet werden.

Von der Ordnung beim Setzen

Wenn beim Setzen der Bäume die hier darzustellende dreieckige Anordnung eingehalten wird, dürfte man dafür kaum eine andere finden, die ihnen besser entspricht. Bei dieser Methode wird Baum mit Baum ringsum in Verbindung stehen und alle werden den gleichen Abstand voneinander haben. Doch wird so auch verhütet, daß sie allzu eng stehen. Denn ein Apfelbaum soll von einem anderen Apfel- oder Birnbaum 32 Fuß entfernt sein. Und wenn man zwischen sie Pflaumenbäume, Heckenrosen, Mispeln oder ähnliche kleinere Bäume pflanzen will, so genügt es, daß ein Baum vom andern 16 Fuß entfernt steht, wie man an den folgenden Figuren sehen wird. An diesen Figuren ist zu beachten, daß rote Blüten Apfelbäume, grüne Birnbäume und gelbe Blüten oder Sterne kleinere Bäume wie Pflaumen, Heckenrosen etc. bedeuten. Die Kennzeichnung des ordnungsgemäßen Standortes geschehe auf folgende Weise: Nimm ein Seil, das 64 Fuß lang ist, binde an die beiden Seilenden je einen eisernen Ring und mache in der Mitte des Seiles ein Kennzeichen mit einem Knoten oder sonstwie. Spanne das Seil in die Länge und stecke durch die beiden Eisenringe zwei ellenlange Stäbe, die nicht krumm sein sollen, in die Erde, und ebenso einen dritten in der Mitte bei dem Knoten im Seil, und so hast du für drei Bäume die Kennzeichnung des Standorts. Dann kannst du diese Linie fortführen so weit du willst, wie folgt:

Nimm den ersten Ring von seinem in die Erde gesteckten Stab und versetze ihn in den Ring am Knoten des Seiles. Dann nimm den zweiten Ring von seinem in die Erde gesteckten Stab und ziehe mit ihm das Seil so in die Länge, daß der Knoten im Seil den Stab des zweiten Ringes berührt, und für den zweiten Ring stecke einen neuen Stab in

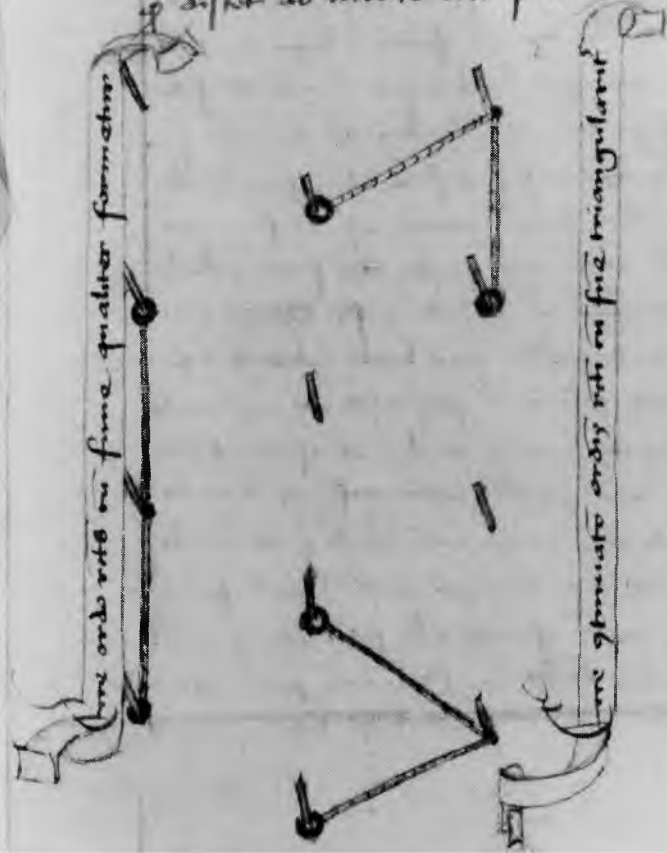
terre infixos stare in locis suis et tali modo continua talem lineam rectam vsque ad finem orti. Habitaque tali ordine recto, si plures tales facere volueris cum fune triangulariter procedendum est sic: Accipe circulos funis predicti, loca quemlibet in vno baculo cubitali in primo ordine infixis sese immediate sequentibus et tunc apprehende nodum medietatis funis et trahe, et ostendet tibi triangulum vbi circa eundem nodum infigas baculum terre. Deinde iterum accipe circulum de primo baculo et loca in tercio baculo primi ordinis trahendo funem nodo, et is nodus ostendet tibi secundum triangulum, vbi terre iterum infigas baculum. Simili modo potes continuare per totum ortum. Et si fol. 8^v volueris inter pomos l et piros plantare prunos, cinos vel coctanos aut similes arbores minores, tunc recipe funem longitudinis triginta duorum pedum et fac vt supra et secundum figuras sequentes. Posses eciam spirico modo procedere in designando situs arborum et talem designationem ex predictis elicere potest quilibet ingeniosus.

Additio: Si in aliquo orto plantare vis tantum arbores minores, sufficit, quod distent ab inuicem octo pedibus.

die Erde. Lasse stets alle in die Erde gesteckten Stäbe an ihrem Platze stehen und auf solche Weise verlängere diese gerade Linie bis ans Ende des Gartens. Nachdem du diese gerade Linie hast, und wenn du mehr derartige bilden willst, mußt du mit dem Seil in dreieckiger Reihenfolge vorgehen, wie folgt: Nimm die Ringe des genannten Seiles und lege jeden über einen der ellenlangen Stäbe, die in der ersten Reihe eingesteckt sind und sich unmittelbar folgen, ergreife den Knoten in der Mitte des Seiles und ziehe es an und es wird dir ein Dreieck anzeigen, wo du beim Knoten einen Stab in die Erde stecken sollst. Dann nimm wiederum den Ring vom ersten Stab und lege ihn über den dritten Stab der ersten Reihe. Durch Anziehen des Seiles an seinem Knoten, wird dieser dir das zweite Dreieck bezeichnen, wo du wiederum einen Stab in die Erde stecken sollst. Auf gleiche Weise kannst du durch den ganzen Garten hindurch fortfahren. Und falls du zwischen Apfel- und Birnbäume Pflaumenbäume, Heckenrosen oder Mispeln oder andere kleinere Bäume setzen willst, dann nimm ein Seil, das 32 Fuß lang ist und mache es wie oben und entsprechend den folgenden Figuren. Man könnte auch bei der Festlegung des Standortes der Bäume in bogenförmiger Linienführung vorgehen, und jeder Verständige vermag eine solche Festlegung aus dem eben Gesagten zu entnehmen.

Beifügung: Willst du in einem Garten nur kleinere Bäume pflanzen, so genügt es, wenn sie voneinander einen Abstand von 8 Fuß haben.

et puros plantarū primos rinos l'antanas aut
 filij arborū mares tū recipere fine longitudinis
 triginta duos pedes et fur et sup et fides
 figuras sequens Possis et spem me proce
 in designando fuz arborū et itz designatū ex
 pto elud pū quibz inqumias Adde Si
 aliq' orto plantarū ut tū arborū mares suffi
 et distet ab mure orto pedibus



Ecce ordo rectus cum fune qualiter formetur

Siehe, wie eine gerade Reihe mit Hilfe eines Seiles gebildet wird

Ecce continuatio ordinis recti cum fune triangulariter

Siehe die Weiterführung der geraden Reihe mit Hilfe des Seiles in die Gestalt eines Dreiecks



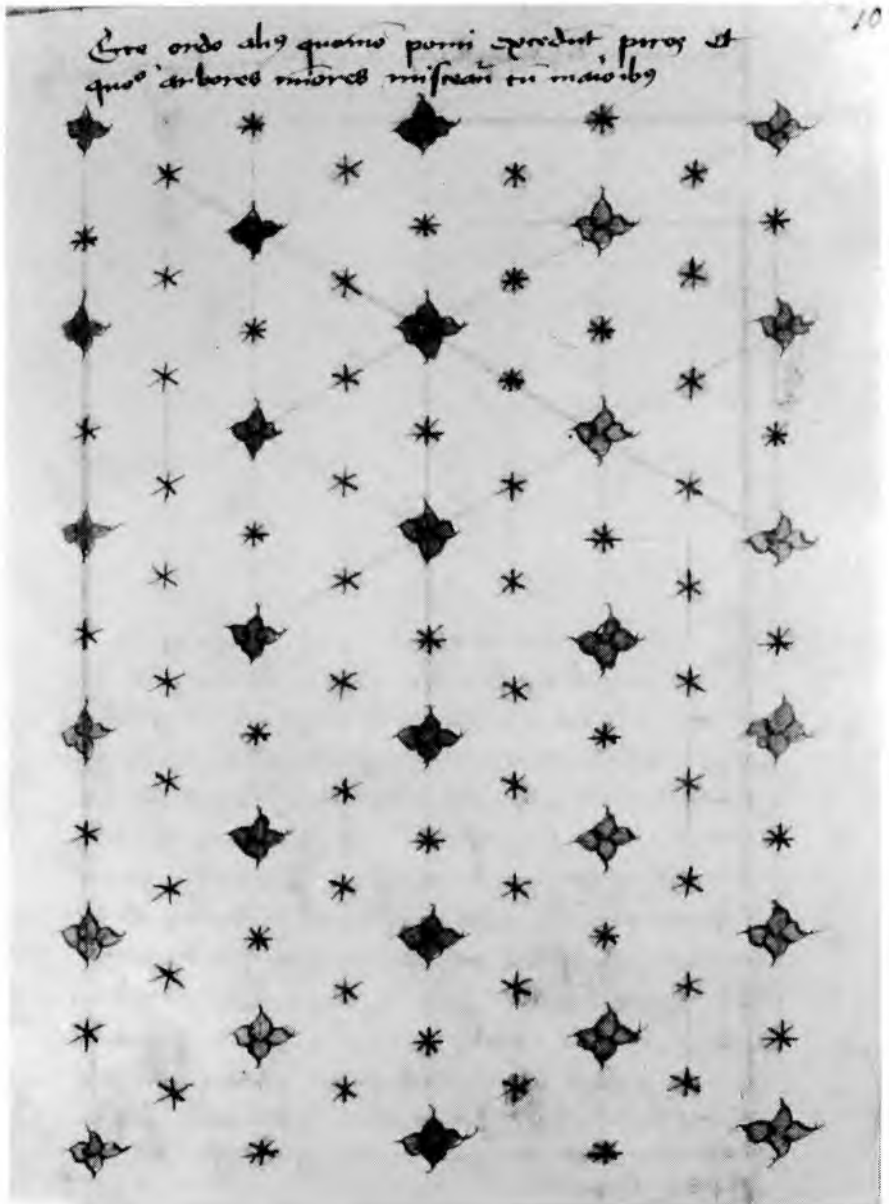
Ecce ordo equalis pomorum et pirorum

Siehe die gleichmäßige Reihenfolge von Apfel- und Birnbäumen



fol.9^v Ecce ordo, vbi pomi excedunt puros

Siehe die Reihenfolge, bei der Apfelbäume die Birnbäume an Zahl übertreffen



ol.10' Ecce ordo alius, quomodo pomi excedunt pirus, et quomodo arbores minores misceantur cum maioribus

Siehe eine andere Reihenfolge, bei der Apfelbäume Birnbäume an Zahl überragen und wie kleinere Bäume unter größere gemischt werden

Ecce ordo triangularis diuisus in sex angulos

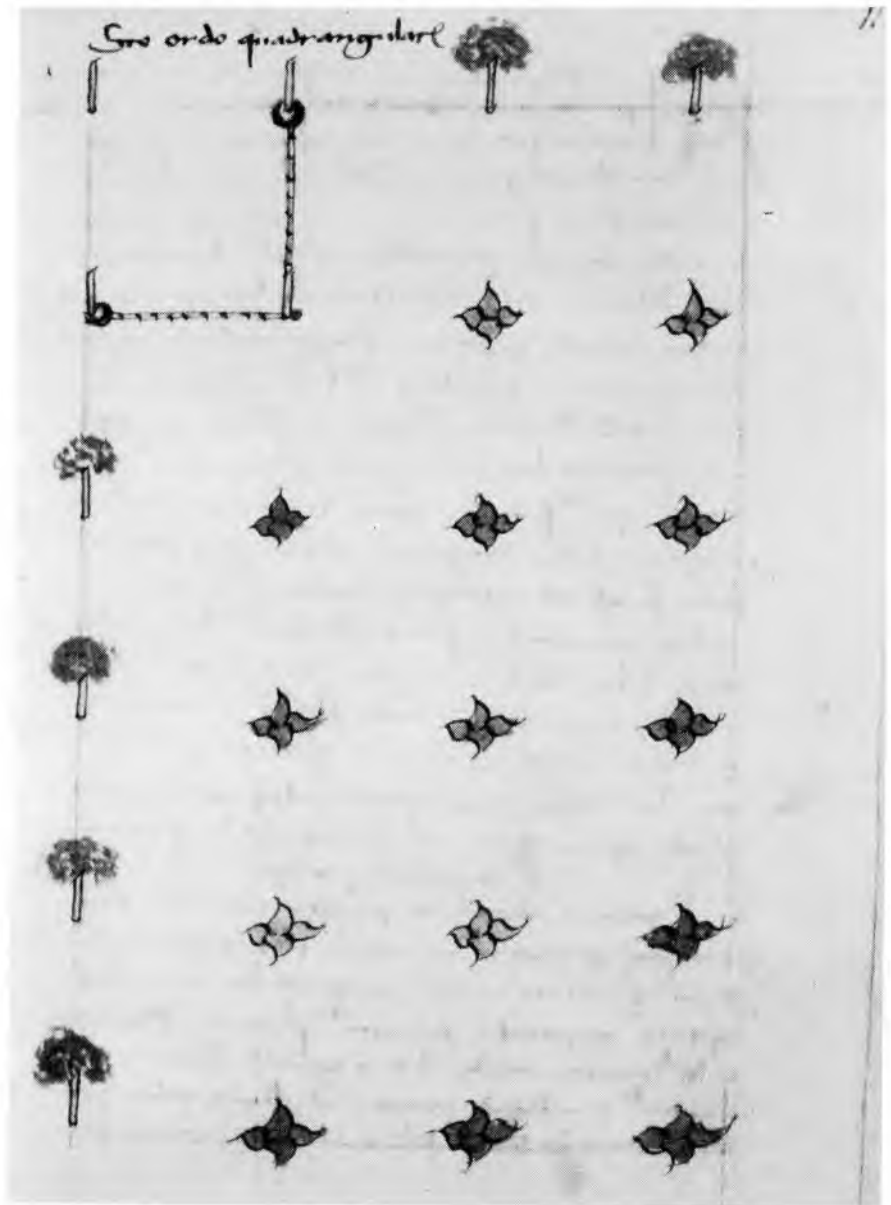


Adhuc potest esse in triplanti. ita scilicet ordo
quadrangularis sic fiat primo in fine patet duo
ordines rati ad mo dimidi quadranguli et quinque
quasi voluit dimidantibus et partibus equalibus modo super
tato barulis cubitalibus et fine. Deinde si qua
drangularis sic ostendit vis. Inripe in angulo
obmisso primo barulo angularem. Si circulos ponderi
in fine pone et mediate sequitur duobus et sic
trahit nodo fine et ostendit tibi quadrangulum
vbi figurat barulu. Deinde inripe ite circulus
partis et poe. in barty. partem mediate sequitur
tractus nodi ostendit tibi scilicet quadrangulum vbi
figurat barulu. Et sic poterit continuare quousque
volueris et per omnes ingeniosos et in
figura sequenti.

fol.10^v Ecce ordo triangularis diuisus in sex angulos
Siehe eine dreieckige Reihenfolge, geteilt in Sechsecke

Additio: Potest etiam in transplantatione seruari ordo quadrangularis sic: Fiant primo cum fune predicto duo ordines recti in modum dimidii quadranguli et continentur quovsque volueris, diuidanturque in partes equales modo superius tacto baculis cubitalibus et fune. Deinde, si quadrangulares situs ostendere vis, incipe in angulo obmisso primo baculo angulari, sed circulos pendentes in fune pone in immediate sequentibus duobus et sic trahe nodo funem, et ostendet tibi quadrangulum, vbi figas baculum. Deinde recipe iterum circulos predictos et pone in baculis predictos immediate sequentibus, tractusque nodi ostendet tibi secundum quadrangulum, vbi figas baculum. Et sic poteris continuare, quovsque volueris, vt patet cuilibet ingenioso et in figura sequenti.

Beifügung: Bei der Anpflanzung kann man auch eine viereckige Reihenfolge einhalten auf folgende Weise: Man bilde zuerst mit dem genannten Seil zwei gerade Linien in der Gestalt eines halben Quadrates und fahre damit fort so weit man will und teile sie in gleiche Abschnitte in der weiter oben erwähnten Weise mit Hilfe ellenlanger Stäbe und des Seiles. Wenn du eine viereckige Anordnung darstellen willst, so beginne an einer Ecke unter Auslassung des ersten Eckstabes, aber die am Seil hängenden Ringe lege über die zwei unmittelbar folgenden Stäbe und ziehe so das Seil an seinem Knoten und es wird dir ein Viereck zeigen, wo du einen Stab einstecken sollst. Dann nimm wiederum die genannten Ringe und lege sie über die Stäbe, die dem vorgenannten unmittelbar folgen und das Anziehen des Knotens wird dir das zweite Viereck anzeigen, wo du wieder einen Stab einstecken sollst. Und so kannst du fortfahren soweit du willst, wie es jedem, der Verstand hat, aus der folgenden Figur deutlich wird.



fol.11^r Ecce ordo quadrangularis

Siehe die Anordnung in Gestalt eines Vierecks

Arborum fecunditas, domesticatio et vigor congrua cultura procuratur. Tali igitur modo colentur: In autumpno fodiatur terra circa eas vsque ad denudationem radicum, proiectisque radicibus herbarum aliquid letaminis terre admisceatur, vt hoc ipsum cooperta radice arboris per pluue fluxum radicibus apportetur. Quod si nimium sabulosa est terra, conuenientem recipiat terram vel cretam pinguem. Et si nimis cretosa, eidem sabulum loco fimi ponatur. Hec autem non solum stipiti apponenda, sed tribus, quatuor vel quinque pedibus circum quamque secundum magnitudinem arborum et radicum, ymo, si vsque ad extensionem radicum fieret, plurimum arbori iuuamen afferret.

Additio: Arborum situatarum in loco decliui, ad quem fluit humor de montibus, maxime de palude, subtilior est cortex et rami magis exaltati et confortati quam aliarum. Item luna sexta in capricorni signo posita gramen ablatum greci asserunt nil de radicibus nasciturum.

De putatione arborum

Putare arbores in principio veris vel in fine autumpni et maxime in aprili ob triplicem causam conuenit. Prima, ne rami incongruo loco nati aliis optatum augmentum et nutrimentum subducant, secunda, ne multitudo ramorum aridorum letiores impediatur, tertia, vt magnitudo et multitudo ramorum et stipes debite proporcionentur. De duobus primis predictis cuiilibet ingenioso patet.

fol.12^r Sed tertium qualiter fiat, dicendum. Cum itaque stipes columpna sit et fulcimentum omnium ramorum, necessarium erit, vt in magnitudine et rectitudine omnes excedat. Si itaque stipes sursum directus non perrexerit partita, tunc vinculis corrigatur. Et vt stipes ramos in quantitate excedat ramos maiores et longiores in arboribus adolescentulis vno anno vel duobus ad minus omnes amputentur minoribus singulis relictis.

Additio: In terra grandinosa densitas ramorum in arboribus putatione procuranda est. Sed et illarum putatio prius facta grandi grandine tempore congruo celebranda est. Item, vt dicit Petrus de Crescenciis, si tumor appareat in arbore, signum est humorem noxium eidem superhabundare et remediabitur, si locus tumoris incidatur. Jtem, vt arbor proferat fructus laxatius terebretur

Von der Baumpflege

Für Fruchtbarkeit, Veredlung und Lebenskraft der Bäume sorgt man durch eine angemessene Pflege. Auf folgende Art pflegt man sie: Im Herbst grabe man die Erde um sie herum auf bis zur Bloßlegung der Wurzeln und nachdem man das Unkraut mit seinen Wurzeln entfernt hat, mische man etwas Dünger unter das Erdreich, damit dieser, wenn man die Baumwurzeln wieder zugedeckt hat, durch den Fluß des Regens zu den Wurzeln gebracht werde. Wenn aber das Erdreich allzu sandig ist, so soll es entsprechende Erde oder fetten Ton erhalten. Und wenn es zu tonreich ist, setze man ihm Sand zu anstelle von Mist. Dieser ist aber nicht nur an den Stamm zu bringen, sondern im Umkreis von drei, vier oder fünf Fuß um jeden Baum zu verteilen entsprechend der Größe der Bäume und ihrer Wurzeln, ja, wenn es geschehen könnte, soweit die Wurzeln reichen, so würde es dem Baum am meisten nützen.

Beifügung: An Bäumen, die auf einen Abhang gesetzt wurden, zu dem Wasser vom Berg, besonders aus einem Sumpf herab fließt, ist die Rinde dünner und sind die Äste höher und stärker als die anderer Bäume. Ferner behaupten die Griechen, daß Gras, das am sechsten Tag nach dem Neumond im Zeichen des Steinbocks entfernt wurde, nicht mehr aus den Wurzeln ausschlägt.

Vom Beschneiden der Bäume

Aus einem dreifachen Grund ist es nützlich, die Bäume am Anfang des Frühlings oder am Ende des Herbstes, besonders aber im April zu beschneiden: Erstens, damit nicht Äste, die an einer unpassenden Stelle hervorgewachsen sind, den andern das erwünschte Wachstum und Gedeihen nehmen, zweitens, daß nicht eine Menge von dünnen Zweigen die fruchtbareren behindere, drittens, damit die Größe und die Vielzahl der Äste und der Stamm in das gebührende Ebenmaß gebracht werden. Über die zwei zuerst genannten Gründe herrscht bei allen Einsichtigen Klarheit. Doch was es mit dem dritten Grund auf sich hat, muß besprochen werden. Da der Stamm eine Säule ist und eine Stütze für alle Äste, wird es notwendig sein, daß er an Größe und geradem Wuchs sie alle übertrifft. Wenn daher der in die Höhe strebende Stamm die ihm zugeteilte Richtung nicht verfolgt, soll er durch Bande geraderichtet werden. Und damit der Stamm die Äste durch seine Mächtigkeit überrage, sollen an jungen Bäumen sämtliche stärkeren und längeren Äste jedes Jahr oder mindestens alle zwei Jahre entfernt werden, wobei man die schwächeren stehen läßt.

Beifügung: In einer Gegend mit viel Hagel muß man beim Schneiden der Bäume für die Dichte der Zweige vorsorgen. Aber auch der Schnitt, der vor einem schweren Hagelschlag erfolgt ist, muß in angemessener Zeit wiederholt werden. Ferner, wie Petrus de Crescenciis sagt, wenn sich eine Geschwulst an einem Baume zeigt, so ist das ein Zei-

in stipite aliquo terebello vsque ad medium aut vsque ad nucleum flexo terebello ita, vt sit ascensus mediocris a nucleo stipitis vsque ad os perforationis. Et sic imposita aliqua forti laxatione vtpote scamonea claudatur os perforature fortiter cum ligno tribuli et fructus erunt laxatiui, durabitque arbor in huiusmodi vigore per septem vel octo annos.

fol.12^v *De causis et morborum amputatione. Et primo qualiter capiantur mures et buffones*

Mures et buffones si desunt arboribus, deerit etiam mortalis causa morbi. Tali itaque ingenio capiantur: Fac vas quadratum ex asseribus levigatis et diligenter compaginatis habens inferius fundum et superius coopertorium. Cuius vasis altitudo sit trium pedum vel circa, longitudo fundi vel totius vasis duorum pedum, latitudo vero vnus pedis. Sed et a fundo sursum post spacium duorum pedum fiant duo fenestralia pro introitu murium in lateribus breuioribus in vtroque latere vnum se mutuo respiciens, vbi pateat via plana ab vno fenestrali ad aliud per asserem cadentem et post casum per se resurgentem. Et fenestralia ista sint rotunda vel quadrata, spacioque altitudinis vel latitudinis quatuor vel quinque digitorum terminentur. Sursumque super asserem cadentem affigatur lardus aut aliud comestibile muris. Talis ergo muscipula sepeliatur terra a fundo vsque ad fenestralia. Illud vero quod est sursum a fenestralibus, cum coopertorio emineat super terram, vt quilibet semper pro libito ablato coopertorio possit introspicere et mures aliaque animalia capta extrahere. Ab vtroque etiam fenestrali fiat in terra sulculus longus et rectus et vterque cooperiatur asserem. Qui tamen sulculi sepius inuisendi sunt, ne mures aut buffones repleuerint eos terra. Et scias pro certo, quod huiusmodi muscipulis infinitos cepi mures et buffones aliaque animalia. Nam in paruo ortulo vnus anni spacio cum quatuor muscipulis circiter quadringentos cepi mures et buffones et alia animalia. Et credo, quod tali ingenio possent etiam capi diuersa genera bestiarum et volucrum et hoc, si decipide secundum qualitatem et quantitatem huiusmodi animalium debite proporcionarentur. Hoc enim ex parte expertus sum.

fol. 13^r Aliud remedium contra mures: Circumfodiatur stipes arboris spacio duorum pedum vsque ad radices et abiecta terra reple cineribus coriariorum pro ea. Ad idem: Obstrue meatus murium etc. cum predictis cineribus . . .

chen, daß schädlicher Saft im Übermaß in ihm vorhanden ist, und es wird helfen, wenn die Stelle der Geschwulst ausgeschnitten wird. Ferner: damit ein Baum abführende Früchte bringe, bohre man den Stamm mit einem Bohrer an bis zu seiner Mitte oder seinem Kern, wobei man den Bohrer so lenkt, daß eine kleine Steigung vom Kern des Stammes bis zum Bohrloch entsteht. Und nachdem man ein starkes Abführmittel hineingetan hat, etwa aus der Purgierwinde, verschließe man die Öffnung der Bohrung fest mit dem Holz des Burzeldornes, und die Früchte werden abführend sein und der Baum wird sieben oder acht Jahre weiterhin diese Eigenschaft behalten.

*Die Ursachen von Baumkrankheiten und deren Beseitigung.
Zuerst, wie man Mäuse und Kröten fängt*

Wenn es bei den Bäumen keine Mäuse und Kröten gibt, wird auch die Ursache für eine todbringende Krankheit fehlen. Mit der folgenden sinnreichen Erfindung soll man sie daher fangen: Mache einen viereckigen Kasten aus geglätteten und sorgfältig zusammengefügteten Brettern, der unten einen Boden und oben einen Deckel hat. Die Höhe dieses Kastens betrage etwa drei Fuß, die Länge des Bodens bzw. des ganzen Gerätes zwei Fuß, die Breite aber einen Fuß. Vom Boden aufwärts in einer Höhe von zwei Fuß mache zwei Öffnungen auf den kürzeren Seiten für den Zugang der Mäuse, auf jeder Seite eine, die sich gegenseitig entsprechen. Von einer Öffnung zur andern führt ein ebener Weg über eine Latte, die sich senkt und sich danach von selbst wieder aufrichtet. Diese Öffnungen seien rund oder quadratisch und in ihrem Umfang begrenzt in der Höhe bzw. Breite auf vier oder fünf Fingerbreit. Über der beweglichen Latte befestige man Speck oder etwas anderes, was Mäuse fressen. Eine solche Mäusefalle nun versenke man von ihrem Boden bis zu den Öffnungen in der Erde. Was sich aber über den Fensterchen befindet, rage mit dem Deckel über dem Erdreich hervor, so daß jeder stets nach Belieben nach Entfernung des Deckels hineinschauen und Mäuse und andere gefangene Tiere herausholen könne. Auch mache man von jeder Öffnung aus im Erdreich eine lange gerade Furche und bedecke sie mit einem Brett. Doch muß man diese Furchen öfters nachsehen; damit nicht Mäuse oder Kröten sie mit Erde zugeschüttet haben. Und wisse, daß ich mit derartigen Fallen unzählige Mäuse, Kröten und anderes Getier gefangen habe. In einem kleinen Garten habe ich im Zeitraum eines einzigen Jahres mit vier Fallen circa 400 Mäuse, Kröten und andere Tiere gefangen. Und ich glaube, daß mit einer solchen sinnreichen Einrichtung verschiedene Arten von Tieren und Vögeln gefangen werden könnten, wenn die Fallen entsprechend der Art und Größe solcher Lebewesen in gehöriger Weise gefertigt würden. Ich habe das teilweise erprobt. Ein anderes Mittel gegen die Mäuse: Man umgrabe den Stamm des Baumes in einer Entfernung von zwei Fuß bis zu den Wurzeln, entferne das Erdreich und fülle an seiner Stelle Lederasche hinein. Zum gleichen Zwecke verbaue die Gänge der Mäuse usw. mit ebengenannter Asche. Fachleute behaupten auch, wenn man die Baumwurzeln häufig mit einer stinkenden Flüssigkeit übergieße, die etwa durchsetzt ist mit dem Kot von

Dicunt exiam experti, quod si radices arbustorum perfundantur frequenter ex aqua fetida vtpote stercorata stercoribus humanis aut aliorum animalium, a muribus et buffonibus eos reddit securos. Ad idem valet, si arbusta plantentur in terra lapidosa vt dictum est de transplantatione arborum. Et est expertum.

fol.13^v

Contra formicas

Ascensum in arbores formicis omnino prohibere difficile. Sed vt difficulter ascendant, vt ere tali experimento: Inunge stipitem arboris visco, quo capiuntur aues aut vngento tali: Recipe cris(matis) viridis olibani . . . terbentine . . . terendo terantur et miscendo omnia ad ignem fac vngentum et vt ere vt supra. Si autem nidus aut cumulus formicarum reperiatur in terra iuxta stipitem arboris, inserantur reliquie carbonum, vulgo K olermisch, quas aqua non tetigit, vel abiciantur formice procul simul cum terra. Et in loco reponatur cinis mixtus stercore gallinaceo. Ad idem aliud: Circumlegetur stipes aliqua re multum pilosa vtpote lana succida vel lino etc. Vltimum remedium est certum quidem, sed difficile: Recipe scutellam testeam habentem in medio foramen cum rostro aliquanto altiore labro scutelle. Hec diuisa per medium in duas partes equales circumponatur rostro stipiti arboris sicque ligetur et consolidetur scissura vel fractura totius scutelle cum claro ouorum et calce viua simul mixtis ad modum ungenti, demum scutelle infundatur aqua. Si vero infra rostrum scutelle circa stipitem adhuc pateat formicis ascensus, impleatur argilla tenaci stercore bouino mixta. Ad idem valet: Si scutella modo predicto suspendatur in stipite arboris uersa concauitate versus terram, postque inuncta visco, quo capiuntur aues, vel linita creta mixta oleo oliuarum vel papaueris aut eciam sine oleo.

Menschen oder anderen Lebewesen, so mache sie diese sicher vor Mäusen und Kröten. Die gleiche Wirkung hat es, wenn man die jungen Bäume in steinigem Boden pflanzt wie beim Verpflanzen der Bäume gesagt wurde. Und das ist erprobt.

Gegen Ameisen

Das Hinauflaufen von Ameisen auf die Bäume gänzlich zu verhindern, ist schwierig. Um ihnen das Hinauflaufen aber zu erschweren, mache folgenden Versuch: Bestreiche den Baumstamm mit Vogelleim oder mit folgender Salbe: Nimm Salböl aus grünem Weihrauch, Terpentin, zerreibe alles, mische es am Feuer zu einer Salbe und gebrauche es wie oben.

Wo man aber ein Nest oder einen Hügel von Ameisen auf der Erde neben einem Baumstamm findet, streue man Kohlenstaub, im Volksmund ‚Köhlermisch‘ darauf, den kein Wasser berührt hat, oder man schaffe die Ameisen weit fort zusammen mit dem Erdreich und bringe an seine Stelle mit Hühnermist vermengt Asche. Zum gleichen Zweck ein anderes Mittel: Man umbinde den Stamm mit etwas sehr Haarigem, wie etwa mit frisch geschorener Schafwolle oder mit Flachs etc. Das äußerste Mittel ist zwar zuverlässig, aber schwierig: Nimm eine irdene Schale, die in der Mitte ein Loch hat, mit einem Schnabel, der etwas höher ist als der Rand der Schale. Man teile diese in der Mitte in zwei gleiche Teile, stelle sie mit dem Schnabel um den Stamm des Baumes und binde und befestige so den Riß oder den Bruch der ganzen Schale mit einer Mischung aus Eiklar und ungelöschtem Kalk in Form einer Salbe. Schließlich gieße man Wasser in die Schale. Falls aber unterhalb des Schnabels rings um den Stamm den Ameisen noch ein Weg nach oben offensteht, fülle man diesen mit zäher Tonerde gemischt mit Kuhmist. Zum gleichen Zwecke ist dienlich, wenn man die Schale auf die ebengenannte Art am Stamm des Baumes aufhängt, indem man ihre Höhlung dem Boden zukehrt, nachdem man sie mit Vogelleim bestrichen oder mit einer Mischung aus Tonerde und Oliven- bzw. Mohnöl bestrichen hat.

Certissimum remedium contra vermes est, vt colligantur et abiciantur. Vel secundum aliquos: Recipe piperis, baccarum lauri, rutte . . . quantum sufficit, misce uino et facto foramine in stipite arboris impone supradicta. Demum obstrue os foraminis baculo tribuli, vel, secundum Petrum de Crescenciis perforetur arbor iuxta radicem, si fructus sunt vermiculosi et putrescentes.

Contra buffones

Carbonum farina mixta aqua, si ex ea arborum radices perfundantur, valet.

Contra testudines

Circumligetur stipes arbusti corio ericii, cuius aculei prohibent ascensum.

Gegen Raupen

Das sicherste Mittel gegen Raupen ist, daß man sie sammelt und wegschafft. Oder nach einigen: Nimm Pfeffer, Lorbeeren, Raute in genügender Menge, mische sie mit Wein, mache ein Loch in den Baumstamm und bringe die genannte Mischung hinein. Zum Schluß verschließe den Eingang des Loches mit dem Holz des Burzeldornes. Oder, nach Petrus de Crescenciis, durchbohre man den Baum neben der Wurzel, wenn seine Früchte wurmig oder faulig sind.

Gegen Kröten

Eine Mischung aus Kohlenstaub und Wasser wirkt, wenn damit die Baumwurzeln übergossen werden.

Gegen Schildkröten

Man binde um den Stamm des jungen Baumes eine Igelhaut, deren Stacheln ihren Aufstieg verhindern.

Inunge ramos vel stipites arborum stercorebus eorundem animalium et non comedent ex eis. Exempli gratia contra vaccas inunge stercorebus vaccarum. Item dixit mihi quidam experimentator, quod contra lepores inunxit stipites arbustorum bis vel ter in anno anxugia vrsina et arbores immunes reddebantur a leporibus. Alius dixit, si baculus infigatur terre circa quodcumque arbustum et baculus talis inunctus anxugia porcina reddat ipsum arbustum securum a leporibus. Ad idem valet, si arbusta hyeme sint inuoluta et circumligata stramine.

Multi multa scribunt contra cancrum, sed efficacissimum remedium credo, quod annuatim singule arbores semel ad minus diligenter conspiciantur et hoc proprie in vere. Et vbicumque ceperit oriri cancer, statim funditus excidatur. Deinde locus excisionis inungatur aliqua pinguedine vtpote anxugia porcina aut oleo communi aut butiro aut sepo etc. Et post locus inunctionis emplastretur stercore bouino et argilla simul mixtis. Probatum est per me.

Si arbustum aliquod sit excorticutum quacumque ex causa, emplastra locum excorticutum stercore bouino mixto argilla et liga desuper panno. Prius tamen abscinde vel abraide superfluitatem corticis prope excorticationem circumquaque, donec appareat viriditas vel succositas. Et hoc proprie faciendum est in vere. Multum eciam cooperatur ad consolidationem talem si arbustum sit plantatum in terra bona. Ad idem ungentum: Recipe argille, stercore vaccini, tostarum et puluerizatarum pilarum leporis aut aliorum animalium medietate incisarum antea. Conficiantur cum pice et melle liquefactis simul ad ignem antea quantum sufficit et finitum ungentum.

Gegen Hasen und andere Tiere

Bestreiche die Zweige oder den Stamm der Bäume mit dem Kot ebendieser Tiere und sie werden nicht an ihnen fressen. Zum Beispiel: Gegen Kühe bestreiche sie mit Kuhfladen. Ferner sagte mir einer, der es ausprobiert hat, er habe gegen Hasen die Stämme junger Bäume zwei- oder dreimal im Jahr mit Bärenfett bestrichen und seine Bäume seien von Hasen unberührt geblieben. Ein anderer sagte, wenn man bei jedem jungen Baum einen Stab in den Boden stecke und diesen mit Schweinefett bestreiche, schütze er das Bäumchen vor den Hasen. Zum gleichen Zweck ist dienlich, wenn die Bäumchen im Winter mit Stroh umhüllt und umbunden sind.

Gegen den Baumkrebs, im Volksmund ‚Sir‘

Viele schreiben vielerlei gegen den Krebs, doch ist, wie ich glaube, das wirksamste Mittel, daß man jährlich wenigstens einmal jeden Baum genau besichtigt und das vor allem im Frühjahr. Und wo immer eine Krebsgeschwulst zu entstehen beginnt, soll sie sofort gründlich ausgeschnitten werden. Dann bestreiche man die Schnittstelle sofort mit irgendeiner fetten Substanz wie Schweinefett, gewöhnlichem Öl, Butter oder etc. und bepflastere dann den Ort der Einfettung mit einer Mischung aus Kuhmist und Ton. Es wurde von mir erprobt.

Gegen das Abfallen der Baumrinde

Wenn ein junger Baum aus welchen Gründen auch immer seine Rinde verloren hat, so bedecke die entrindete Stelle mit einer Mischung aus Kuhmist und Tonerde und binde sie mit einem Tuche fest. Vorher jedoch schneide oder reibe die überstehende Rinde in der Nähe der entrindeten Stelle sorgfältig ab, bis grünes oder saftiges Holz sich zeigt. Und das soll vorzugsweise im Frühjahr geschehen. Viel trägt auch zur Festigung der Rinde bei, wenn der junge Baum auf gutem Boden gepflanzt ist. Zum gleichen Zweck dient eine Salbe: Nimm Tonerde, Kuhmist, getrocknete und pulverisierte Kotkugelchen von Hasen oder anderen Tieren, die man zuvor halbiert hat. Diese Mischung vollende man mit Pech und Honig, die man zuvor am Feuer hinreichend flüssig gemacht hat. Und fertig ist die Salbe.

Sterilitas arborum prouenit in plurimum aut ex terra inculta et sterili ipsam arborem sterilem reddente aut ex nimia vetustate ipsas radices indurescente, ne videlicet pinguedo terr ipsis inuiandi possit. Aut ex frigore inopinato arboris ramos mortificante. Si primo modo fiat, amoueat terra inculta et addatur terra bona et culta. Si secundo, abra de circumquaque radices maiores et proprie superiores arboris, donec peruenias ad corticem interiorem vel donec appareat succositas radicum et tunc reponere terram bonam. Si tercio, abscindantur extremitates ramorum, et reliquie facilius poterunt reuiuiscere. Et hoc maxime, si talis arbor sit plantata in terra bona siue bene culta.

Additio: Arbores plantate in locis decliuis versus orientem vel meridiem vel si sint circumsepte aliis arboribus vel altis edificiis, ne possint ledi a ventis contrariis, magis sunt fructuose. Vnde modus plantandi arbores secundum figuras supra positas commendabilis est. Nam quelibet talis est circumsepta aliis sex arboribus videlicet vbi supra. Dicunt insuper experimentatores, quod arbores, quarum surculi non sunt inserti truncis alienis, sed simpliciter excreuerunt ex nucleis bonorum fructuum, sint fertiliores aliis arboribus et earum fructus durabiliores.

Benignitatem conditoris arborum bonitas fructuumque earundem multiplex vtilitas demonstrant. Que quanto particularius singula in singulis contemplantur, tanto delectabilius concupiscuntur. Pauca denique in hac distinctione ordine alphabetico de condicionibus arborum dicta Petrum de Crescenciis vt plurimum sequar. Et quod secundum eundem vitis vocatur quedam arbustula pocius, quia vsu illius frequenter iocundamur. Vinum enim letificat cor hominis. Idcirco non inepte huius opusculi finem cum vite complere curauimus.

Gegen die Unfruchtbarkeit der Bäume

Die Unfruchtbarkeit der Bäume entsteht meistens entweder aus einem unkultivierten und unfruchtbaren Boden, der den Baum selbst unfruchtbar macht, oder aus einem zu hohen Alter des Baumes, das seine Wurzeln verhärtet, daß die lebenspendende Fettigkeit der Erde nicht in sie gelangen kann, oder aus einem unerwarteten Frost, der die Zweige des Baumes absterben läßt. Wenn es auf die erste Art geschieht, entferne man das unkultivierte Erdreich und schaffe guten, bearbeiteten Boden herbei. Geschieht es auf die zweite Art, so schabe überall die größeren und besonders die oberen Wurzeln des Baumes ab, bis du zur inneren Rinde gelangst und bis sich die Saftigkeit der Wurzeln zeigt und lege wiederum gute Erde darauf. Wenn es auf die dritte Art erfolgt, so schneide man die Enden der Zweige ab und die verbleibenden Teile werden sich leichter wieder beleben können, und das besonders, wenn ein solcher Baum auf gutem, bzw. gut bearbeitetem Boden gepflanzt ist.

Beifügung: Bäume, die auf Abhängen gegen Osten oder Süden gepflanzt sind oder wenn sie rings umgeben sind von anderen Bäumen oder hohen Gebäuden, so daß sie nicht von widrigen Winden beeinträchtigt werden können, sind fruchtbarer. Daher ist die Art und Weise Bäume zu pflanzen entsprechend den oben angegebenen Figuren empfehlenswert. Denn jeder dieser Bäume ist rings umgeben von sechs anderen Bäumen. Im übrigen behaupten Männer, die es ausprobiert haben, daß Bäume, deren Reiser nicht fremden Stämmen eingepropft sind sondern einfach aus den Kernen guter Früchte erwachsen sind, fruchtbarer sind als andere Bäume und ihre Früchte dauerhafter.

Dritter Abschnitt

Die Güte des Schöpfers beweisen die gute Beschaffenheit der Bäume und der vielfältige Nutzen ihrer Früchte. Je mehr man diese im einzelnen betrachtet, mit umso größerer Freude verlangt man nach ihnen. Schließlich spreche ich in diesem Abschnitt kurz in alphabetischer Ordnung über die Beschaffenheit von Bäumen, wobei ich zumeist dem genannten Petrus de Crescenciis folge. Und weil gemäß ebendenselben ein bestimmtes Bäumchen, der Weinstock, in besonderer Weise genannt wird, weil wir an seinem Nutzen uns häufig erfreuen – denn der Wein erfreut des Menschen Herz – deshalb ließ ich dieses Büchlein nicht unpassend mit der Weinrebe ausklingen.

fol.17^r Amigdalus arbor nota cunctis arboribus, vt dicit Rabanus, prior se floribus vestit et fructificat. Amigdala dulcia calida sunt et humida in medio primi gradus. Viridia teneriora et laudabiliora sunt quam sicca propter earum humiditatem. Idcirco, si sicca in aqua calida vna nocte excorticata iacent, fiunt in actibus viridibus vicina. Et si viridia, priusquam habeant aperturam, edantur, gingiuas confortant et stomachi dolorem vel calorem refrigerant. Amigdala amara calida et sicca sunt in secundo gradu, competunt solum medicine, vnde valent contra asma et tussim ex frigiditate cum zuccaro ad reprimendum earum amaritudinem. Oleum ipsarum valet contra surditatem et saniem in auribus immissum. Item valet contra lumbricos cum farina lupinorum super vmbilicum posita. Item valet ad menstrua prouocanda cum trifora magna suppositorium factum. Auicenna dicit, quod amigdala amara sua proprietate interficiunt vulpem, si cum aliquo cibo comedantur ab ea. Item conferunt posita super panorem contra lentigines, cicatrices et percussiones et applanant contritionem faciei. Et cum radix coquitur et linitur super pannum, est medicina fortis. Et cortex et folia sunt mundificatiua, extenuatiua et sanatiua vt dicit dya. Et comedere amigdala dulcia impinguat. Galienus vero dicit, quod aperiunt opilationes epatis mirabili apertione amara amigdala.

Addicio: vt dulcia amigdala caput grauant, caliginem nutriunt, ventrem accendunt, sompnium faciunt et ebrietati resistunt.

Auellane duplex genus: domestica et silvestris, in omni fere aere proueniunt. Loco gaudent macro, l frigido, humido et sabuloso. Auellane sunt calide et parum sicce et nucibus frigidiores et potentiores. Earum enim corpora sunt solidiora et spissiora, ventositatem carentia. Ideoque plus ad descendendum ex ventre nucibus sunt, nutritive tamen tardiores ad digerendum et descendendum ex ventre. Antiquam habentibus tussim conferunt precipue, si pistate cum melle esui dentur. Item eius cortex est stipticus et stringit ventrem.

Additio: Auellane inflationem in corpore generant maxime, si cum interiori cortice comedantur.

Berberi est fructus cuiusdam arboris parue, valde spinose, similis arbori malogranati, et sunt rotundi, rubei quasi nigri vt fructus spine albe, aliquantulum oblongi, quasi subnigri. Plantantur vt mala punica, frigidi sunt et sicci in secundo gradu. Valent contra febrilem discrasiam. Sirupus ex eis et zuccaro factus contra calefactionem epatis. Puluis eorum cum succo solatri conficiatur et superponatur epati. Auicenna dicit, quod sint frigidi et sicci in tercio gradu. Dicit eciam: Et sunt vincentes coleram et scindunt sitim valde huiusmodi fructus.

Additio: Arbustula berberi optima est pro clausuris et sepibus, si haberetur plantarum copia. Que quidem per sationem fructus vel seminis eius facile haberi potest.

Der bekannte *Mandelbaum* schmückt sich, wie Hrabanus sagt, früher mit Blüten und reift eher seine Früchte als jeder andere Baum. Die süßen Mandeln sind warm und feucht in der Mitte des ersten Grades. Grün sind sie zarter und besser als trocken wegen ihrer Feuchtigkeit. Wenn daher trockene Mandeln geschält eine Nacht in warmem Wasser liegen, kommen sie grünen Mandeln nahe. Und wenn man grüne Mandeln ißt, ehe sie sich geöffnet haben, stärken sie das Zahnfleisch und lindern Schmerzen oder Hitze des Magens. Bittere Mandeln sind warm und trocken im zweiten Grad und kommen nur für die Medizin in Frage, wo sie wirksam sind gegen Asthma und Husten auf Grund von Kälte, in Verbindung mit Zucker zur Verdrängung ihrer Bitterkeit. Ihr Öl ist wirksam gegen Taubheit und Eiterung, wenn man es in die Ohren träufelt. Ferner wirkt es gegen Spulwürmer, wenn man es in Verbindung mit Lupinenmehl auf den Nabel bringt. Ebenso hilft es, um die Monatsblutung hervorzurufen, wenn mit einer großen Latwerge eine Einlage gemacht wurde. Avicenna sagt, daß Bittermandeln durch ihre Eigenart einen Fuchs töten, wenn sie von ihm mit irgendeinem Futter gefressen werden. Ferner sind sie auf ein Tuch gebracht von Nutzen gegen Sommersprossen, Narben und Beulen, auch glätten sie ein faltiges Gesicht. Und wenn man die Wurzel kocht und auf ein Tuch streicht, so ist das eine wirkungsvolle Medizin. Rinde und Blätter sind reinigend, verdünnend und heilend, wie Dyas sagt. Das Essen von süßen Mandeln macht fett. Galienus aber sagt, daß bittere Mandeln auf wundersame Weise Verstopfungen der Leber beseitigen.

Beifügung: Süße Mandeln beschweren den Kopf, fördern die Sehschwäche, entzünden den Bauch, machen schläfrig und wirken der Trunksucht entgegen.

Die zwei Arten des *Haselnußstrauches*, die kultivierte und die wilde, kommen fast in jeder Gegend vor. Sie lieben einen mageren, kühlen, feuchten und sandigen Standort. Die Haselnüsse sind warm und nur wenig trocken, kälter und wirksamer als die Walnüsse. Denn ihr Körper ist fester und dicker und sie haben keine Hohlräume. Daher verlassen sie leichter den Bauch als Walnüsse, sind jedoch nahrhaft und säumiger bei Verdauung und Stuhlgang. Leuten, die einen hartnäckigen Husten haben, sind sie besonders hilfreich, wenn man sie ihnen zerstampft mit Honig zu essen gibt. Ferner ist ihre Rinde verstopfend und regelt die Verdauung.

Beifügung: Haselnüsse erzeugen im Leibe Blähungen, besonders, wenn man sie mit der inneren Haut verzehrt.

Die *Berberitzen* sind Früchte eines kleinen Baumes, der sehr dornig und dem Granatapfelbaum ähnlich ist. Die Früchte sind rund, rot, beinahe schwarz wie die Früchte des Weißdorns, ein wenig länglich, fast etwas schwärzlich. Sie werden gepflanzt wie Granatäpfel, sind kalt und trocken im zweiten Grad. Sie sind wirksam gegen fiebrige Dickblütigkeit. Ein aus ihnen mit Zucker bereiteter Sirup ist wirksam gegen die Erhitzung der Leber. Ein aus ihnen bereitetes Pulver werde zubereitet mit dem Saft des Nachtschattens, und über die Leber gelegt. Avicenna sagt, daß sie kalt und trocken sind im dritten Grad. Er sagt auch: Diese Früchte besiegen die Cholera und vertreiben den Durst.

Beifügung: Der Berberitzenstrauch ist sehr geeignet für Absperrungen und Zäune, wenn man eine große Menge Pflanzen besitzt. Diese kann man aber leicht durch Aussaat der Früchte oder Samenkerne erhalten.

fol.18^r Cereus est arbor nota et desiderat aerem frigidum et temperatum. Calidum vero sustinere non potest. In tepidis tamen regionibus parua proueniunt. Cereusa montana vel in collibus vel prope montes constituta regione letantur. Solum autem desiderant positionis humectate et continuas fossiones. Quedam sunt dulcia, quedam pontica et hec magnam faciunt arborem et sua sponte directe sursum ascendunt, et hec proprie dicuntur cereusa. Alia vero sunt valde acia et hec minorem faciunt arborem et sursum non diriguntur, sed solummodo per latera diffunduntur, et hec vocantur marene siue maresche. Cereusa dulcia cito de stomacho descendunt et earum iuuamentum stomacho est paruum. Et pontica faciunt contrarium harum. Acetosa vero desiccant plus quam pontica et cum hoc incidunt et conferunt stomacho flegmatico pleno superfluitate. Dyas autem dicit, quod humida molliunt ventrem et sicca retinent eum. Gumma eius cum vino et aqua mixtum curat tussim antiquam et meliorat colorem faciei et acuit visum, prouocat appetitum. Et cum vino solo confert lapidi.

Additio: Vt cereusa sine ossibus nascantur, sic fieri debere asserit Marcialis: Arborem teneram ad duos pedes rescindes et eam vsque ad radicem findes, medullam partis vtriusque abradere ferro curabis et statim vtrasque partes vinculo stringes et oblinies fimo summam partem vel creta et laterum diuisuras.

fol.18^v Post l annum solidatur dicta cortex vel cicatrix. Hanc plantam surculis, qui adhuc fructum non attulerint, inseres, et ex his absque ossibus poma nascuntur.

Castanea arbor est, cuius fructus gemini in modum testiculorum intra folliculum reconditi iacent, qui cum eiciuntur, quasi castrantur et inde nomen accepit castanea. Castanee secundum Ysidorum calide sunt in primo gradu et sicce in secundo. Significatio caloris earum est dulcedo earum, quoniam saporositas et ponticitas innuit siccitatem. Et ad digerendum satis sunt faciles et nutritibiles, non multum stiptice et diuretice sunt. Si assantur, earum corpus rarificatur. Et si aqua elixentur, quia earum complexio temperatur ex aque mollicie et humiditate, sunt boni chimi generatim et siccitatem corporis et pectoris temperamentum, et vrine difficultatem dissoluunt. Et colerici eas cum zuccaro comedant, flegmatici vero cum melle. Galienus dicit, quod est nutritibilior omnibus granis adeo, quod est proxima granis panis. Plinius dicit: Cum sale trita et post cum melle temperata valet ad rabidi canis morsum seu anguinium seu humanum.

Additio: Auicenna dicit, quod castanea est abstersio et inflatio in ventre et stipticitas et confortat membra et est tarde digestionis, sed est boni nutrimenti. Si ergo cum zuccaro misceatur, eius nutrimentum est bonum.

Der *Kirschbaum* ist ein bekannter Baum. Er verlangt ein kühles und gemäßigtes Klima, ein heißes kann er nicht vertragen. In mäßig warmen Gegenden jedoch sind die Bäume kleinwüchsig. Kirschen auf Bergen oder Hügeln oder solche, die in Gebirgsnähe stehen, lieben diesen Standort. Sie verlangen einen Boden in feuchter Lage und ständiges Umgraben. Manche Kirschen sind süß, manche herb und diese lassen einen großen Baum entstehen und wachsen von sich aus gerade in die Höhe. Sie nennt man Kirschen im eigentlichen Sinn. Andere aber sind sehr sauer im Geschmack und lassen einen kleineren Baum entstehen und wachsen nicht gerade in die Höhe, sondern breiten sich nur nach den Seiten hin aus. Diese nennt man Marenen oder Mareschen. Süße Kirschen werden rasch verdaut und ihr Nutzen für den Magen ist gering. Die herben bewirken das Gegenteil von ihnen. Saure Kirschen aber trocknen mehr aus als die herben und so treffen sie auf den Magen und kräftigen ihn, wenn er voller phlegmatischer Säfte ist. Dyas aber sagt, daß saftige Kirschen den Stuhlgang weich machen und trockene ihn zurückhalten. Der Gummi (das Harz) des Kirschbaumes, mit Wein und Wasser vermengt, heilt hartnäckigen Husten, verbessert die Gesichtsfarbe, schärft das Sehvermögen und regt den Appetit an. Bloß mit Wein vermischt hilft er bei Steinleiden.

Beifügung: Damit Kirschen ohne Kerne entstehen, soll man es folgendermaßen machen; wie Martial behauptet: Schneide einen jungen Baum bis auf zwei Fuß zurück und spalte ihn bis zur Wurzel. Das Mark beider Teile sollst du mit einem Messer abschaben und sofort die beiden Teile mit einem Band zusammenschnüren und den obersten Teil und die Schnittflächen auf beiden Seiten mit Mist oder Ton bestreichen. Nach einem Jahr festigt sich die Rinde oder der Schnitt. Diesem Bäumchen propfe Reiser ein, die bisher noch keine Frucht getragen haben, und aus ihnen werden Früchte ohne Kerne erwachsen.

Die *Kastanie* ist ein Baum, dessen Früchte zu zweit nach Art von Hoden in einem Säckchen verborgen liegen. Wenn sie ausgeworfen werden, ist das für sie gleichsam eine Kastrierung, und davon erhielt der Baum den Namen Kastanie. Die Kastanien sind nach Isidor warm im ersten und trocken im zweiten Grad. Das Kennzeichen ihrer Wärme ist ihre Süße, weil ja Schmackhaftigkeit und Herbheit Trockenheit kennzeichnen. Sie sind recht leicht verdaulich und nahrhaft, nicht sehr verstopfend und harntreibend. Werden sie gebraten, so schrumpft ihre Masse ein. Und wenn sie in Wasser gesotten werden, weil ihre Beschaffenheit durch die Weichheit und Feuchtigkeit des Wassers beeinflusst wird, sind sie sowohl im allgemeinen ein Regulativ für einen guten Magensaft wie für die Trockenheit des Leibes und der Brust. Sie beseitigen Schwierigkeiten beim Wasserlassen. Choleriker sollen sie mit Zucker, Phlegmatiker aber mit Honig essen. Galienus sagt, sie sei nahrhafter als alle Körnerfrüchte, weil sie den Brotkörnern sehr nahe stehe. Plinius sagt, mit Salz gerieben und hernach mit Honig vermischt sei die Kastanie wirksam beim Biß eines tollen Hundes oder bei dem von Schlangen oder Menschen. Avicenna sagt, daß die Kastanie Blähung und Verstopfung im Bauch vertreibt und den Körper kräftigt, schwer verdaulich ist, aber guten Nährwert besitzt. Wenn man sie mit Zucker mischt, ist ihr Nährwert gut.

Coctanus siue ciconius est arbor nota. Et ex his quedam sunt, que faciunt pira ciconia et hee arbores maiores sunt et minora habentes folia. Et quedam sunt arbores minores et latiores habent frondes, quorum fructus proprie vocantur coctana siue ciconia. Amant locum humidum et temperatum. Ter-
fol.19^rram desiderant satis pinguem et in soluta magis l quam in creta letantur. Item recipiunt in se surculos quasi omnis generis, scilicet punici, sorbi omniumque malorum meliora producant. Dum minor est iuuetur stercore, maior vero cinere vel crete puluere vsto semel toto anno misso radicibus. Poma in his cito matura et maioris prouentus assiduus humor efficit. Et nisi circumfodiatur assidue, aut sterilis efficitur aut eius poma degenerant. Ciconia frigida sunt in fine primi gradus et sicca in medio secundi. Auicenna dicit, quod conferunt vomitui et ebrietati et sedant sitim et confortant stomachum recipientem superfluitates et conferunt dissinterie. Et quando sumuntur post cibum sol- uunt adeo, quod quando plurimum ex eis sumitur, extrahunt cibum ante diges- tionem. Ciconia possunt confici et conseruari sic: Excorticentur incidantur frustratim et inundentur intus et extra, ponantur sic in vase eneo cum melle dispumato et speciebus aromaticis vtpote floribus nucis . . . et similibus, adap- tetur vasi eneo opertorium ligneum, cuius iunctura liniatur cum pasta et demum ponatur in furno per noctem post extractionem panum et habebis vt vis.

Additio: Ciconia putria et combusta valent cancro. Oleum fit ex foliis eius sicut oleum rosarum, quod optimum est. Ex ciconiis fit dyacitonicon. Quod secundum Nicolaum digestionem procurat, vomitum prohibet, ventositatem stomachi et precordiorum emendat, colorem bonum facit et debiles reparat, lienterie prodest, valet eciam illis, qui nimiam solutionem habent et maxime delicatis hominibus et nobiles ylios confert, bonum odorem facit et mira- biliter confortat. Recipe ciconiorum in aqua elixorum, a cortice exteriori et a nucleis interioribus mundatorum lb. tres, mellis dispumati lb. quatuor et supradicta ciconia vt diximus bene inundata et in mortario fortiter terantur et cum predicto melle in caldario super ignem ponantur et cum spatula semper agitando bulliant donec incipiant nigrossari et inspissari. Si vis scire, quando coctum fuerit, ponatur aliquantulum in parabside infusa aqua si non inuisca- tur vt colligi valeat, coctum est. Tunc ab igne deponatur et puluis harum spe- cierum cum spatulo semper agitando superspergatur: Recipe cinamoni . . . piperis . . . galange . . . gacis nucis . . . zedrarii . . . spice ligni aloes . . . cardamoni . . . supra marmore infusum, aqua rosata cum aliquantulo musci distempera- tum superaspergatur et cum infrigidatum fuerit cum cultello frustratim inci- datur. Et si laxatum facere volueris, in vnaquaque libra ponatur . . . scamonie trite tamen dum calidum fuerit antequam supra marmore ponatur et antequam a caldario abstrahatur et scamonia per minima admisceatur. Laxatum detur in

Die *Quitte* ist ein bekannter Baum. Von diesen Bäumen gibt es solche, welche Storchbirnen hervorbringen und diese sind großwüchsiger und haben kleinere Blätter. Andere sind kleinwüchsiger und haben breitere Blätter. Ihre Früchte heißen *coctana* oder *ciconia*. Sie lieben einen feuchten und mäßig warmen Standort, verlangen einen hinreichend fetten Boden und gedeihen besser in einem lockeren als in einem festen Erdreich. Auch nehmen sie Pfropfreiser fast jeder Art an, nämlich vom Granatapfel, Sperberbaum und der Heckenrose und bringen bessere Früchte hervor. Solange der Baum kleiner ist, soll man ihn mit Mist unterstützen, ist er größer mit Asche oder dem Staub gebrannten Kalkes, die man einmal im Jahr an die Wurzeln bringt. Rasch reifende und größere Früchte wird an diesen Bäumen ständige Feuchtigkeit hervorbringen. Und wenn man nicht immer wieder umgräbt, wird der Baum entweder unfruchtbar oder seine Früchte entarten. Die Quitten sind kalt am Ende des ersten und trocken am Ende des zweiten Grades. Avicenna sagt, daß sie wirksam sind bei Erbrechen und Trunkenheit, daß sie den Durst stillen und den Magen kräftigen, wenn er aufnimmt, was zu viel ist, und sie sind ein Mittel gegen die Ruhr. Und wenn man sie zu sich nimmt nach dem Essen, führen sie ab, und wenn man zu viel von ihnen nimmt so sehr, daß sie die Speisen vor der Verdauung herausziehen. Quitten kann man zubereiten und aufbewahren wie folgt: Man schäle sie, schneide sie in kleine Stücke, wasche sie innen und außen, lege sie in ein ehernes Gefäß mit abgeschäumtem Honig und wohlriechenden Gewürzen, passe auf das ehernge Gefäß einen Holzdeckel auf, bestreiche dessen Auflage mit einer Paste und stelle es schließlich eine Nacht hindurch in den Backofen, nachdem man die Brote herausgenommen hat.

Beifügung: Faule und verbrannte Quitten sind wirksam gegen den Krebs. Aus den Blättern bereitet man Öl wie Rosenöl, das sehr gut ist. Aus Quitten stellt man das Heilmittel *Dyacionicon* her. Dieses fördert nach Nicolaus die Verdauung, verhindert Erbrechen, bessert die Blähungen in Magen und Gedärmen, schafft eine gute Farbe und stärkt die Schwachen, nützt bei Magenruhr, hilft auch denen, die allzu starken Durchfall haben und besonders hilft es eleganten Leuten und Vornehmen, die an der Darmgicht leiden, schafft einen guten Geruch und kräftigt wunderbar. Nimm von im Wasser gesotenen, von der Schale und den Kernen in ihrem Innern befreiten Quitten 3 Pfund, 4 Pfund Honig und zerstoße die genannten, wie wir gesagt haben gut eingeweichten Quitten kräftig in einem Mörser und setze sie mit dem genannten Honig in einem Kochtopf auf das Feuer und lasse sie kochen, wobei man mit einem Rührlöffel ständig umrührt, bis sie anfangen, dunkelfarbig und dick zu werden. Wenn du wissen willst, wann sie fertig sind, so bringe ein wenig davon in eine Schüssel und gieße Wasser dazu. Wenn die Masse dann nicht auseinander läuft, so daß man sie aufnehmen kann, ist sie fertig. Dann nehme man sie vom Feuer und streue das Pulver von Gewürzen darüber unter ständigem Rühren mit dem Kochlöffel. Nimm Zimt, Pfeffer, Galgant, Akazienruß (?), Zedernharz (oder Zitronat ?), Aloeholz, Kardamom, gieße die Masse auf Marmor, besprenge sie mit Rosenwasser und etwas Moschus, nachdem sie erwärmt wurde, und wenn sie erkaltet ist, schneide sie mit dem Messer in Stückchen. Und wenn du sie weich machen willst, gib auf jedes Pfund geriebenes Skammoniumharz, doch während sie erhitzt wird, bevor sie auf Marmor gegossen und vom Herd genommen wird. Und es soll sehr wenig Skammoniumharz beigemischt werden. Die weiche Masse wird

sero cum vino calido, similiter autem detur mane post prandium et sero post cenam cum vino calido.

fol.19^v Ficus arbor est, vt dicit Ysidorus, que vastis diffunditur ramis et foliis, quorum inferiores rami curuati et operti terra nouam progeniem sibi faciunt circa matrem. Huius diuersitates multe. Ficus ceteris fructibus laudabilior est et nutribilior, sed grossos creat humores. Virides vero sunt cruda non perfecte matura. Parum est calida magis grossa propter dominium terrestris partis in ea. Vnde Yppocrates: Ficus quanto longinquior a maturitate, tanto calida est et magis grossa. Perfecte matura est calida in primo gradu et temperata inter humiditatem et siccitatem. Ficus ex trium rerum compositione consistit, scilicet semine, pulpa et cortice. Seminis nutrimentum nullum vt arene vel lapidis. Cortex siccus est vt cutis, propterea durissimus ad digerendum. Caro nutribilior salubriorque consistit. Sicca vero ficus calida est in principio secundi gradus, sicca in medio primi. Quam ob rem calefacit et sitim creat et in colericos mutatur humores, ceteris tamen fructibus nutribilior est minusque inflationis habet. Sed si superfluos in stomacho humores inuenit, dura fit ad digerendum ad corruptionemque mutatur et inflationem et ventositatem generat ac pessimum sanguinem, in superficie eciam corporum pediculos creat. Si autem humoribus mundificatum inueniat, bene digeritur ac sanguinem laudabilem facit corpusque mundificat, pulmonem, renos et intestina ab humoribus grossis. Qui vult eius ventositates vitare, ieiunus accipiat et post ipsas piper et Zinziberum. Et vt laudabilem sanguinem generet, nuces simul siccas aut amigdala

fol.20^r manducet. Jtem secundum medicinam valet, si cum ysopo coquatur, pectus pulmonemque mundificat, tussim diuturnam emendat. Galienus vero dicit conseruationem sanitatis ponit, leuitatem ventris et euacuationem arenularum, vtile ac conueniens senibus et omnibus sumendum vel in aurora vel ante prandium vel cenam. Quod sic fit: Recipe caricas aut ficos siccas duo vel tres, adde tamen vel plures secundum quod aliquis experientia doctus sufficere sibi cognoscet, et auferatur ab eis cutis circumiacens aut mundentur ab exteriori cortice. Deinde commisce illas medullas cinere aut seminis cartami aut croci ortensis vel ortulani equali pondere cum ficubus. Et incisione vel pistatione vel quomodolibet aliter simul commixta sumantur vt dictum est. Auicenna dicit, quod ficus alba est melior deinde rubea postea nigra.

Additio: Vmbra foliorum ficorum omnibus nocet.

abends mit heißem Wein gereicht, gleicherweise kann sie aber am Morgen nach dem Frühstück und am Abend nach dem Abendessen mit heißem Wein gereicht werden.

Der *Feigenbaum* ist, wie Ysidor sagt, ein Baum, der sich mit gewaltigen Ästen und breiten Blättern entfaltet, von denen die unteren Zweige, wenn man sie umbiegt und mit Erde bedeckt, neue Schößlinge im Umkreis des Mutterbaumes schaffen. Seine Abarten sind zahlreich. Die Feige ist besser und nahrhafter als andere Früchte, aber sie erzeugt dicke Säfte. Grüne Feigen sind nicht voll ausgereift. Sie ist wenig warm, eher dick wegen des Überwiegens ihres erdhaften Teiles. Daher sagt Hippokrates: Je weiter die Feige entfernt ist von der Reife, desto wärmer ist sie und umso dicker. Voll ausgereift ist sie warm im ersten Grad und im rechten Verhältnis zwischen Saftigkeit und Trockenheit. Die Feige setzt sich zusammen aus drei Bestandteilen, nämlich dem Samen, dem Fruchtfleisch und der Schale. Der Same besitzt keinerlei Nährwert so wie Sand und Gestein. Die Schale ist trocken wie Leder und darum sehr schwer verdaulich. Das Fruchtfleisch aber ist sehr nahrhaft und gesund. Die trockene Feige ist warm am Anfang des zweiten, trocken in der Mitte des ersten Grades. Daher macht sie warm, erzeugt Durst und verwandelt sich in cholerische Säfte, jedoch ist sie nahrhafter als andere Früchte und verursacht weniger Blähung. Aber wenn sie im Magen überflüssige Säfte vorfindet, wird sie schwer verdaulich, ändert sich in einen verdorbenen Zustand, erzeugt Blähungen und sehr schlechtes Blut und läßt sogar auf der Oberfläche des Körpers Läuse entstehen. Findet sie aber den Magen gereinigt von Säften, ist sie gut verdaulich, macht gutes Blut und reinigt den Leib, die Lunge, die Nieren und Eingeweide von dicken Säften. Wer Blähungen vermeiden will, nehme sie nüchtern zu sich und nach ihr Pfeffer und Ingwer: Und damit man gutes Blut erzeuge, esse man gleichzeitig trockene Nüsse und Mandeln. Ebenso ist die Feige als Medizin wirksam. Wenn man sie mit Ysop kocht, reinigt sie Brust und Lunge, bessert langwierigen Husten. Galenus aber sagt, sie erhalte die Gesundheit, erleichtere den Bauch, beseitige die Verkalkung. Für alte und für alle Leute ist es nützlich und vorteilhaft sie zu essen, entweder am frühen Morgen oder vor dem Frühstück oder vor der Hauptmahlzeit. Das geschieht so: Nimm zwei oder drei carische oder trockene Feigen, füge jedoch weitere dazu entsprechend dem, was man aus Erfahrung als für sich ausreichend kennt und entferne die sie umgebende äußere Haut oder säubere sie von der äußeren Rinde. Dann mische man dieses Fruchtmark mit dem Staub von Saflor oder Gartensafran im gleichen Gewicht wie die Feigen. Nachdem man sie durch Zerschneiden oder Zerstampfen oder auf irgendeine andere Weise vermengt hat, nehme man sie auf die besagte Weise zu sich. Avicenna sagt, daß die weiße Feige besser sei, dann die rote, zuletzt die schwarze.

Beifügung: Der Schatten der Blätter des Feigenbaumes ist für alle schädlich.

Juniperus, vt dicit Ysidorus, arbor est grece sic dicta a pir, quod est ignis, eo, quod conceptum diu teneat ignem adeo, vt si prune ex eius cinere fuerint co-
operte vsque ad annum perueniant. Juniperus alia parua, alia magna. Sunt
autem huius arboris fructus, sicut dicit Palladius sicci et calidi. Et sunt vna de
medicinis simplicibus valentibus contra pestilentiam, si nouem grana de mane
ex aceto sumantur secundum magistrum Michaellem Schrick, quod conseruant
pectoralia. Item aqua granorum iuniperi lepram potenter repellit et palliat et
omnes malas fracturas, cancrum et fistulam et cliares, vulgariter floggallen,
phanires, vulgariter peinwächs, pruriginem perfecte sanat tam in hominibus
quam in equis, sed et paralisis potenter depellit. Ex lignis iuniperi fit oleum
hoc modo: In terra ponitur olla vacua et super ipsam ollam alia olla ponitur,
que in fundo habet foramen. Hec superior olla impleatur lignis iuniperi siccis
fol.20^v et obstruitur optime, ne aliquid exeat de fumo l fiatque circumquamque ignis
validus. Lignis igitur ardentibus intrinsecus oleum modicum fluet ex olla
superiore in inferiorem ollam, quod efficacissimum est contra quartanam.
Valet eciam contra yliacam passionem inunctis corporibus et in cibum sumpto
oleo. Contra epileusiam eciam valet inuncta spina dorsi. Contra melancholiam
naturalem valet oleum huiusmodi in cibum sumptum. Succus iuniperi vt
dicit Palladius instillatus valet dolori aurium et surditati. Electarium eciam ex
granis iuniperi fit valens contra dolorem capitis ex fumositatem stomachi prouenientem.
Valet eciam contra emigraneam et vertiginem et melancolizantibus.
Eciam valet illis, qui antiquam et venenosam materiam habent in stomacho,
que caput longis temporibus perturbauit. Et in casu, quo cerebrum esset
destructum et ex magna parte consumptum, cum sumptione illius electarii
posset reparari. Quod sic fit: Recipe granorum iuniperi bone maturitatis
lb. quinque et exsicca tarde. Tandem terantur bene in mortariolo et ex isto
puluere fiat electarium cum melle peroptime despumato et fiat decoctio. Tunc
patella ab igne deponatur et admisceatur puluis iste: Recipe . . . gacis galange
cubobaris cardamoni cinamoni . . . terantur peroptime et cribrentur bene et
admisceantur decoctioni predictae. Et sumatur mane et sero de isto electario in
quantitate . . . Et in sumendo claude nares et tene in ore quanto longius potes.

Der *Wacholderstrauch* heißt nach den Worten Ysodors im Griechischen Juniperus von ‚pyr‘ = Feuer deshalb, weil er Feuer, das er gefangen hat, lange hält in dem Maße, daß glühende Kohlen, wenn sie mit seiner Asche bedeckt werden, bis zu einem Jahr sich halten. Der Wacholder ist teils großwüchsig, teils kleinwüchsig. Die Früchte dieses Strauches sind, wie Palladius sagt, trocken und warm. Sie sind eines der einfachen Heilmittel, die gegen die Pest wirksam sind, wenn nach Magister Michel Schrick neun Beeren am Morgen mit Essig eingenommen werden, weil sie die Brustorgane gesund erhalten. Ebenso drängt der Saft der Wacholderbeeren den Aussatz wirksam zurück und überdeckt ihn, heilt alle üblen Brüche, Krebs, Fistel und juckenden Grind, im Volksmund „Flogallen“ und offene Knochengeschwüre, im Volksmund „Peinwächs“, vollkommen sowohl bei Menschen wie auch bei Pferden, aber auch die Paralyse vertreibt er wirksam. Aus dem Holz des Wacholders gewinnt man Öl auf folgende Weise: Man stellt einen leeren Topf auf den Boden und über ihn einen zweiten, der unten ein Loch hat. Diesen oberen Topf füllt man mit trockenem Wacholderholz und schließt ihn sehr gut ab, damit kein Rauch entweiche, und mache in ihm ein kräftiges Feuer. Wenn das Holz in seinem Inneren brennt, wird eine nicht sehr große Menge Öl vom oberen in den unteren Topf fließen, das sehr wirksam ist gegen das viertägige Fieber. Es wirkt auch gegen Darmleiden, wenn man den Leib damit salbt und das Öl in die Speisen gibt. Auch gegen die Epilepsie ist es wirksam, wenn man damit das Rückgrat einreibt. Gegen die natürliche Melancholie ist dieses Öl heilsam, wenn man es in das Essen gibt. Eingeträufelter Wacholdersaft wirkt wie Palladius sagt, bei Ohrenschmerz und Taubheit. Eine Latwerge aus Wacholderbeeren hilft gegen Kopfweh, das von der Blähung des Magens kommt. Sie hilft auch gegen Migräne und Schwindel sowie den Melancholikern. Sie hilft auch denen, die einen alten giftigen Stoff im Magen haben, der lange Zeit ihren Kopf verwirrt hat. Und in einem Fall, daß das Gehirn zerstört wäre und größtenteils verbraucht, könnte es durch die Einnahme dieser Latwerge wieder hergestellt werden. Sie wird so hergestellt: Nimm fünf Pfund ausgereifte Wacholderbeeren und lasse sie langsam trocknen. Zerreiße sie schließlich gut in einem kleinen Mörser und aus diesem Pulver bereite die Latwerge mit gut abgeschäumtem Honig und koche sie. Dann setze man die Schüssel vom Feuer ab und mische folgende Pulver bei: Nimm Akazienuß (?), Galgant, Kubebenpfeffer, Kardamon, Zimt. Man zerreiße diese sehr gut, seihe sie gut durch und mische sie unter den genannten Absud. Und man nehme morgens und abends folgende Menge von dieser Latwerge. Beim Einnehmen schließe die Nase und behalte die Latwerge so lange im Munde wie du kannst.

fol.21^r Laurus, vt dicit Ysidorus, arbor est a voce laudis sic dicta. Hac enim cum laudibus victorum capita coronabantur. Hec sola arbor fulminari minime dicitur. Folia numquam deponit. Sunt autem odorifera multumque habent vim confortandi ex aromaticitate. Folia eius siccentur in loco vmbroso non fumoso, que per annum seruantur in multa efficacia medicine. Palladius: Contra dolorem stomachi et contra vomitum ex frigida causa datur vinum decoctum cum foliis lauri. Contra frigidum reuma capitis decoquantur folia lauri et rose in aqua ore vasis opilato recipiat paciens fumum et cum ipsa aqua lauetur frons et tympora. Fructus lauri bacce vocantur. Qui in vino muffa infecto positi sanant, sed ipsum suo sapore satis incongruo inficit. Auicenna dicit, quod grana, cortices et folia eius sicca et calida sunt, sed grana sunt calidiora et sicciora, nam sunt in secundo gradu. Et eius oleum est calidius oleo nucum. Bacce recentes conterantur et diu cocte in oleo exprimantur et colentur. Hoc dicitur oleum laurinum. Hoc idem de foliis eius recentibus fit. Et confert omnibus doloribus neruorum ex frigiditate. Contra lapidem sumatur in potu de granis aut cortice eius. Eciam confert mordificationi scorpionum cum vino. Et omnino est tiriaca venenis omnibus bibita. Dyas dicit, quod frondes lauri libros et vestes, cum quibus ponuntur, a tineis defendunt et vermibus.

Additio: folia lauri viridia nauseam faciunt et stomachum subuertunt.

fol.21^v Malum punicum, vt dicit Ysidorus, ex regione nomen habet, quod ex punica prouincia genus eius translatum est, jdem quod malogranatum. Est autem sic appellatum pomum eo, quod intra corticis rotunditatem grana habet mire disposita et ordinata. Arbor malogranata dicitur, pomum vero malogranatum. Malum est grece, quod nos latine valde rotundum dicere possumus. Vnde dicuntur hec vera mala, que valde rotunda sunt. Malogranatum dulce temperatum calidum est et humidum. Acetosum vero frigidum et siccum. Febricitantibus ex colera conuenit. Succus eius zuccaro mixtus ad digestionem multum valet. Palladius: Mala mariana frigida sunt et sicca. Hec dicimus mala siluestria. Habent vim constringendi, vnde valent contra vomitum et fluxum ventris. Malogranatorum nuclei a succo expressi sunt vtilis ad vomitum colericum constringendum et egestionem precipue, si assantur eorumque puluis bibatur. Calorem eciam stomachi atque colere rubee acumen exstinguunt. Eorum vero cortices frigide ac sicce et terrestres sunt, quod si in aqua coquantur, vt fiat clister, valent contra dissinteriam et diarriam. Jtem apozima ex eis factum gingiuas confortat et constringit fluxum emorroydarum et mulierum.

Der *Lorbeer* ist, wie Ysidor sagt, ein Baum, der benannt ist nach dem Wort ‚laus‘. Denn mit Lorbeer wurde das Haupt von Siegern unter Lobreden bekränzt. Wie es heißt, wird dieser Baum am wenigsten vom Blitz getroffen. Niemals legt er seine Blätter ab. Diese sind wohlriechend und haben durch ihre Würzigkeit große Heilkraft. Seine Blätter soll man an einem schattigen, nicht rauchigen Ort trocknen. Sie lassen sich in vielfältiger Wirksamkeit für die Medizin ein Jahr lang aufbewahren. Palladius: Gegen Leibscherzen und gegen Erbrechen infolge einer kalten Ursache gibt man Wein, der mit Lorbeerblättern abgekocht worden ist. Gegen Katarrh koche man Lorbeer- und Rosenblätter in Wasser, nachdem man die Öffnung des Gefäßes verstopft hat, und der Kranke atme den Dampf ein und wasche mit dem Wasser Kopf und Schläfen. Die Früchte des Lorbeers heißen Beeren. Wenn man diese in Wein legt, der vom Schimmel befallen ist, machen sie ihn gesund, infizieren ihn aber mit ihrem nicht ganz harmonischen Geschmack. Avicenna sagt, daß seine Beeren, Rinde und Blätter trocken und warm sind, doch sind die Beeren wärmer und trockener, denn sie sind es im zweiten Grad, und sein Öl ist wärmer als Öl von Nüssen. Frische Beeren zerreibe man, und nachdem man sie lange in Öl gekocht hat, presse man sie aus und seihe sie ab. Man nennt das Lorbeeröl. Das gleiche macht man mit seinen jungen Blättern. Und es ist gut für alle Nervenschmerzen durch Kälte. Gegen Steinleiden nehme man es in einem Getränk aus seinen Beeren oder seiner Rinde. Auch ist es mit Wein zuträglich beim Stich von Skorpionen. Überhaupt ist es, wenn man es trinkt, ein Heilmittel gegen alle Gifte. Dyas sagt, daß Lorbeerblätter Bücher und Kleider, mit denen man sie zusammenlegt, vor Motten und Würmern schützen.

Beifügung: Grüne Lorbeerblätter bewirken Übelkeit und kehren den Magen um.

Der *punische Apfel* hat, wie Ysidor sagt, seinen Namen von einer Landschaft, weil seine Art aus der Provinz Punien eingeführt worden ist. Er ist identisch mit dem Granatapfel. Man nennt diesen aber so, weil er innerhalb der Rundung seiner Schale eigenartig verteilte und angeordnete Kerne (=grana) hat. Der Baum heißt malogranata, die Frucht aber malogranatum. Malum ist griechisch, was wir im Lateinischen mit ‚sehr rund‘ ausdrücken können. Daher heißen genau genommen Äpfel jene Früchte, die sehr rund sind. Der süße Granatapfel ist mäßig warm und saftig, der saure aber kalt und trocken. Für Fiebernde auf Grund von Cholera ist er zuträglich. Sein mit Zucker gemischter Saft ist sehr wirksam für die Verdauung. Palladius sagt: Marianische Äpfel sind kalt und trocken. Man nennt diese Äpfel Waldäpfel. Sie haben eine konstringierende Eigenschaft. Daher sind sie wirksam gegen Erbrechen und Durchfall. Entsaftet sind die Kerne der Granatäpfel nützlich, um das Gallenerbrechen zu unterdrücken, besonders wenn man sie röstet und ihr Pulver trinkt. Auch die Hitze des Magens und den Höhepunkt der roten Gallenruhr lassen sie erlöschen. Ihre Schalen aber sind kalt, trocken und erdhaft. Wenn man sie in Wasser kocht, um ein Klistier zu bereiten, sind sie wirksam gegen Ruhr und Durchfall. Ferner kräftigt ein Absud von ihnen das Zahnfleisch und unterbindet den Blutfluß von Hämorrhoiden und die Blutung der Frauen.

Dicit idem: Cortex in vino coctus et potatus lumbricos, ascarides et cucurbitinos ex ventre mortuos abicit. Flos eorum, que balaustina vocatur, stipticior et siccior est predictis omnibus. Debet aliquantulum siccari et vitreo vase recondi. Est enim frigidum et siccum in secundo gradu et seruatur in multa efficacia per duos annos. Valet eciam contra vomitum l colericum. Terantur
fol.22^r balaustine et coquantur in aceto et spongia intincta ponatur super surcula pectoris. Et contra fluxum coquantur in aqua pluuiali et fiat fomentum. Auicenna dicit, quod cortex malogranati et balaustine vterque retinet omnem fluxum sanguinis et consolidat plagas et vlcera antiqua et fortes efficit dentes motos.

Additio: malogranatum dulce febricitantibus non confert, quod cito in coleram rubeam mutatur.

Morus grece, latine rubrum dicitur, quod fructus eius rubet. Hec arbor, plurimum vitis amica, calidum desiderat aerem aut temperatum, frigidum vero recusat. Loca autem querit sabulosa et plerumque maritimis et in mediocriter soluta prouenit, sed in tuffo vel argilla vix comprehenditur. Stercore vel terra pingui valde letatur, ideoque inter domos in ciuitatibus, vbi est multa pinguedo, plurimum letatur et magna viridisque efficitur. Fructus autem sua nigredine et teneritudine maturitatem fatentur. Mora duobus sunt modis: Acria non perfecte matura, aut perfecte dulcia maturata. Acria frigida sunt et sicca. Vim habent stipticam stomacho et intestinorum confortatiuam et ventrem constipant. Quare humore siccato valent ad diarriam et dissinteriam, maxime si causata febre colerica sint. Jtem eorum succus plurimum valet ad gutturis et faucium et vrine dolorem, maxime cum sappa et modica zuccara coctus. Matura autem et dulcia modicum ad calorem pertinent, ad humiditatem vero multum. l Quare cito de stomacho eiciuntur, ventrem humectant et vrinam prouocant. Radix mori cum aqua cocta et potata ventrem humectat et lumbricos et cucurbitines expellit. Si vero frondes simul cum radice coquantur et aqua eorum retineatur in ore, valet ad dolorem dentium. Si autem cum vino coquuntur et gargarismus fiat, valet contra humores ad uvam descendentes et guttur. Si pistata mori radix in aceto ponatur ad solem et diebus duodecim dimittatur et desiccata redigatur in puluerem, hic dentes perforatos et putridos euellit appositus. Cortex mori est tiriaca iusquiami. Folia mori superiecta serpenti feruntur interimere eam vt dicit Rabanus.

Additio: Mora si cibum in stomacho ante acceptum inuenerint, commorante cibo et resistente in corruptionem conuertuntur et stomacho et epati et capiti nocent.

Der gleiche sagt: Wenn man die Schalen in Wein kocht und trinkt, so lassen sie Eingeweide- und Spulwürmer bei Menschen und Hunden tot aus dem Leibe abgehen. Ihre Blüte, die Balaustina genannt wird, ist verstopfender und trockener als alles Vorgenannte. Man muß sie ein wenig trocknen und in einem Glasgefäß aufbewahren. Sie ist nämlich kalt und trocken im zweiten Grade und hält sich zwei Jahre lang in großer Wirksamkeit. Sie ist auch wirksam gegen Gallenerbrechen. Man zerreiße die Blüten und koche sie in Essig und lege einen eingetauchten Schwamm auf die Rippen. Und gegen den Blutfluß koche man sie in Regenwasser und mache einen Umschlag. Avicenna sagt, daß die Rinde des Granatapfelbaumes und seine Blüten beide jeden Blutfluß zum Stehen bringen, Wunden und alte Geschwüre schließen und wackelnde Zähne festigen.

Beifügung: Der süße Granatapfel ist für Fiebernde nicht zuträglich, weil sich das Fieber rasch in die rote Gallenruhr verwandelt.

Der *Maulbeerbaum* heißt auf Griechisch morus, lateinisch ruber, weil seine Früchte rot sind. Dieser Baum ist sehr eng mit der Weinrebe befreundet, er liebt ein warmes und gemäßigtes Klima, ein kaltes aber lehnt er ab. Er verlangt nach sandigen Standorten und meistens kommt er in Gegenden am Meer und auf mäßig lockeren Böden vor, aber auf Tuff und Lehm faßt er kaum Fuß. Dünger oder fettes Erdreich liebt er sehr und deshalb steht er gern zwischen Gebäuden in Siedlungen, wo es viel Fettigkeit gibt, und wird dort groß und kräftig. Seine Früchte zeigen durch Schwarzfärbung und Zartheit ihre Reife an. Es gibt zwei Sorten von Maulbeeren: saure, die nicht vollkommen reif sind, und süße mit völliger Reife. Die saueren sind kalt und trocken. Sie haben eine stringierende Kraft für den Magen und die Fähigkeit, die Eingeweide zu kräftigen, und sie verstopfen den Leib. Daher sind sie, wenn ihr Saft eingetrocknet ist, wirksam bei Durchfall und Ruhr, besonders, wenn sie durch choleraartiges Fieber verursacht sind. Ebenso wirkt ihr Saft sehr gut bei Schmerzen im Hals, Rachen und in der Blase, besonders, wenn man ihn mit Most und ein wenig Zucker kocht. Die reifen und süßen Beeren aber gehören ein wenig zum Warmen, viel aber zum Feuchten. Daher gehen sie schnell aus dem Magen ab, befeuchten den Bauch und regen das Wasserlassen an. Wenn man die Wurzel des Maulbeerbaumes in Wasser kocht und trinkt, so befeuchtet sie den Leib und treibt Spulwürmer aus. Kocht man aber seine Blätter zusammen mit der Wurzel und behält man das Wasser davon im Munde, so wirkt es bei Zahnschmerzen. Wenn man sie aber mit Wein kocht und damit gurgelt, so ist das wirksam gegen Säfte, die zum Zäpfchen im Halse und zur Kehle hinabsteigen. Wenn man eine zerstampfte Wurzel des Maulbeerbaumes in Essig legt und zwölf Tage an der Sonne stehen läßt und sie nach der Trocknung pulverisiert, so reißt dieses Pulver hohle und faulige Zähne aus, wenn man es auf diese bringt. Die Rinde des Maulbeerbaumes ist ein Heilmittel gegen das Bilsenkraut. Man sagt, daß Maulbeerblätter, wenn man sie auf eine Schlange wirft, diese tötet, wie Rhabanus behauptet.

Beifügung: Wenn Maulbeeren im Magen eine vorher eingenommene Speise vorfinden, geraten sie, wenn die Speise verbleibt, in einen verdorbenen Zustand und schädigen den Magen, die Leber und den Kopf.

Mespilus siue nespilus est arbor nota. Cuius fructus nespila siue estula vocata frigida sunt et sicca in primo gradu. Proprietates habent stomachum confortandi et colericam egestionem ac vomitum auferunt, vrinam prouocant magisque ad medicinam pertinent quam ad cibum. Parum enim nutriunt et grossum faciunt cibum. Meliora sunt, si ante cibum sumantur quam post, quod stomachi sunt confortatiua et neruositati eius non nociua.

fol.23^r Nux dicitur a nocendo, quod umbra eius nocet aliis arboribus. Hec arbor nullum recusat aerem neque genus terre, licet in pingui soluto latior et maior efficiatur. Letior fiet, si sepius transferatur. Nuces virides minus sunt calide siccis, aliquantulum enim humorem habent. Sicce vero nuces calide sunt secundum Auicennam in tercio gradu et sicce in principio secundi. Nuces vilis stomachi sunt contrarie, nisi cum inuenerint stomachum temperatum aut tantam habentem frigiditatem, que calori nucum valeat repugnare, idcirco tali stomacho finit boni nutrimenti boneque digestionis. Nuces cum ficibus et foliis rutte antea simul contritis et incisis et commixtis ante alios cibos sumpta medicamen est contra omne venenum. Et dicit magister Michel Srick, quod hac simplici medicina preseruauerit se Padue a pestilencia, cum multi ex sociis suis morentur. Et dicit idem, vt diucius conseruetur, potest confici cum melle dispumato. Item nuces cum cepis, melle et sale proficient morsui canis rabidi. Rursus cataplasma factum ex eis cum rutta et melle supra apostemata ex colera nigra ea mire dissoluit. Que etiam cum suis trite corticibus et super vmbilicum posite destruunt apostema instrinsecus corpori manens. Corticis quoque vel frondium siue arboris vinum exagium esui datus cum vino strangurie optime subuenit. Et cum aceto potetur repugnat febris rigorem habentibus. Auicenna dicit, quod folia et cortex nucis sunt constringentia fluxum sanguinis. Et eius cortex adustus est desiccatus sine moderatione. Et eius medulla masticata aut nucleus viridis ponitur super apata melancolicum ulcerosum et confert.

fol.23^v Additio: Nuces sicce in habentibus stomachum calidum in colericos mutantur humores et furiosos capitique | dolorem faciunt et oculorum vertiginem. Sed vt ab eis hoc nocumentum auferatur, ponantur prius mundate per noctem in aqua calida, vt partem humiditatis aque acquirant. Oleum nucum antiquum facit ameniorem dolorem gutturis. Nux nociua est pectori, vocem tollit et raucam facit, sed emendatur ficibus et foliis rutte ana simul sumptis.

Die *Mispel* ist ein bekannter Baum. Seine Früchte heißen Mispeln und sind kalt und trocken im ersten Grad. Sie haben die Eigenschaft, den Magen zu stärken, beseitigen Auswurf und Gallenerbrechen und regen das Wasserlassen an. Sie gehören mehr zur Medizin als zur Ernährung; denn sie nähren nur wenig und verdicken die Speisen. Es ist besser, wenn sie vor als wenn sie nach dem Essen genommen werden, weil sie ein Mittel zur Kräftigung des Magens sind und seinen Nerven nicht schaden.

Die *Nuß* hat ihren Namen von ‚nocere‘, weil ihr Schatten anderen Bäumen schadet. Dieser Baum lehnt kein Klima und keine Bodenbeschaffenheit ab, mag er auch in fetten und lockerem Erdreich breiter und höher werden. Fruchtbarer wird er werden, wenn er öfter umgesetzt wird. Grüne Walnüsse sind weniger warm als trockene; denn sie besitzen ein wenig Feuchtigkeit. Trockene Walnüsse aber sind nach Avicenna warm im dritten Grad und trocken im Anfang des zweiten Grades. Nüsse sind für die Zotten des Magens ungünstig, außer wenn sie den Magen in guter Verfassung vorfinden und in solcher Kühle, die der Wärme der Nüsse Widerstand leisten kann. Daher sind sie für einen solchen Magen von gutem Nährwert und leicht zu verdauen. Wenn man Nüsse, die man zuvor zusammen mit Feigen und Rautenblättern zerkleinert, zerschnitten und vermischt hat, vor den übrigen Speisen zu sich nimmt, so ist das ein Mittel gegen jegliches Gift. Und Magister Michel Schrick sagt, daß er sich mit dieser einfachen Medizin in Padua vor der Pest bewahrt habe, während viele seiner Freunde starben. Und der gleiche sagt: Damit diese Medizin sich länger hält, kann man sie mit abgeschäumtem Honig zubereiten. Ebenso werden Nüsse in Verbindung mit Zwiebeln, Honig und Salz von Nutzen sein beim Biß eines tollen Hundes. Und wiederum: Macht man aus ihnen mit Raute und Honig einen Umschlag und legt ihn auf Geschwüre, die von der schwarzen Cholera stammen, so löst er dieselben in wundersamer Weise auf. Auch wenn man sie mit ihren Schalen zerreibt und über den Nabel legt, beseitigen sie ein Geschwür, das sich im Innern des Körpers befindet. Wenn man den Saft der Rinde, der Blätter oder des Baumes zusammen mit dem Saft der Strangurie (Harnwinde) als Abführmittel dem Essen beigibt, so hilft das sehr gut. Und trinkt man ihn mit Essig, ist er ein Gegenmittel für solche, welche die Fieberstarre haben. Avicenna sagt, daß Blätter und Rinde des Nußbaumes Mittel sind zur Stillung des Blutflusses. Und seine angesengte Rinde ist austrocknend ohne Einschränkung. Sein zerkautes Mark oder grünen Kern legt man über die schwarzgallige und geschwürige Leber und es wird helfen.

Beifügung: Trockene Nüsse wandeln sich bei Leuten, die einen warmen Magen haben, zu cholерischen und rasenden Säften und machen Kopfweh und Schwindel der Augen. Damit ihnen aber diese schädliche Wirkung entzogen wird, lege man sie zuvor die Nacht über gereinigt in warmes Wasser, damit sie einen Teil der Feuchtigkeit des Wassers in sich aufnehmen. Altes Nußöl macht Schmerzen im Hals erträglicher. Die Nuß ist schädlich für die Brust, nimmt die Stimme und macht sie heiser, doch kann man das verbessern, wenn man zugleich Feigen und Rautenblätter zu sich nimmt.

Oliua, vt dicit Ysidorus, arbor est, cuius fructus oliua, succus vero oleum dicitur. Oliue nigre calide sunt et temperate humide. Oliue condite cum sale et feniculo vel cum oleo pauco et aceto, si sumentur ante cibum, excitant appetitum, si post, iuuant digestionem et prohibent fumos ascendere a stomacho ad cerebrum. Oleum oliue viride suave et pingue, lumen praebens oculis, amicum infirmis. Prima eius gutta dulcissima, secunda minus, tertia amara satis et insipida gustu. Oleum corporibus nostris comodum, nam sanat mordificationem, sedat vulnera, sanat mordicationem a squilla et vrtica prouenientem. Oleum calefacit corpus sicut cibum, cum quo comeditur inter res, que calefaciunt et infrigidant. Oleum iuuat lassos, quia penetrans interiora lenit indurata. Oleo aqua fortiter conquassata prodest multum membris lassis quod operatio aque calide tunc longe moratur in illis. Oleum nautis mare subintranibus, si in ore teneatur et effundatur, mare deorsum illustrat. Aristoteles: Oleum foraminibus serpentis infusum inhibet exitu. | Siquis quando minuitur vngat brachium suum oleo communi, scilicet oliuarum, sanguis expedicius exhibit. Corpus inunctum oleo reddit ipsum aptum exercitio futuro. In omni clisteri oleum ponendum est. Archa linita amurca olei conseruat vestes secure a tineae. Omnis suppelectilis lignea, si vngatur oleo, non putrescit. Nec enea vasa prius extersa et post inuncta conseruentur a rubigine.

fol.24^r

Additio: Oleum recens ex oliuis nigris et maturis calidum et humidum est, mediocriter stomachi mollificatiua et ventris citoque in coleram rubeam conuertitur. Quod vero longe ab oliuis maturis fluit, omni carebit malitia, que ad aliquid retinebit ponticitatis. Sed ablata penitus ponticitate fit nocibile citoque in malos humores conuertibile. Quod si multo magis inueterauerit, vt saporis fiat asperioris et horribilioris, inconueniens erit esui, tamen vtile medicine.

Pirus arbor nota et eius diuersitates infinite sunt. Assidua gaudet fossione et letaminis vbertate pinguescere. Pira, que in fine autumpni maturantur, per hyemem seruantur, octobris mense legantur sicco tempore et in lune descensu. Et si legantur apparentibus primis maturitatis indiciis, pluribus seruantur diebus ad vsum, quam si sint vltima maturatione collecta. Vinum fit de piris, si concussa et sacco rarissimo condita ponderibus comprimantur vel prelo. Hoc in hyeme durat, sed prima acescit estate, alias etate. Acetum | fit de piris sic: Pira siluestria vel asperi generis in cumulo seruantur matura per triiduum. Demum mittantur in vasculum. Cui fontana uel pluuialis aqua miscetur et opertum vas per triginta dies relinquatur. Subinde quantum sublatum fuerit ad vsum aceti, tantum aque ad reparacionem reddatur. Liquamen de piris sic fit: Pira maturissima cum sale calcantur. Vbi carnes eorum fuerint resolute, vel

fol.24^v

Die *Olive* ist, wie Ysidor sagt, ein Baum, dessen Frucht Olive, dessen Saft aber Öl genannt wird. Schwarze Oliven sind warm und maßvoll saftig. Würzt man Oliven mit Salz und Fenchel oder mit ein wenig Öl und Essig und nimmt sie vor der Mahlzeit zu sich, so regen sie den Appetit an, nimmt man sie nach dem Essen, so unterstützen sie die Verdauung und verhindern, daß Dämpfe aus dem Magen zum Gehirn emporsteigen. Das grüne, süße und fette Öl der Olive gewährt den Augen Leuchtkraft und ist ein Freund der Kranken. Seine erste Pressung ist sehr süß, weniger süß die zweite und die dritte ist recht bitter und wenig schmackhaft. Das Öl nützt unserm Körper, denn es heilt den Juckreiz, beruhigt Wunden und beseitigt das Brennen, das von Brennessel und Meerzwiebel herrührt. Öl erwärmt den Körper wie die Speise, mit der es verzehrt wird zwischen Dingen, die warm und kalt machen. Es hilft bei Ermüdung, weil es eindringt und lockert, was im Innern verhärtet ist. Öl, das tüchtig mit Wasser zusammengeschüttelt wurde, ist von großem Nutzen für müde Glieder, weil die Wirkung des warmen Wassers dann in ihnen länger anhält. Seeleuten, die ins Meer tauchen, macht Öl, wenn sie es im Munde halten und ins Meer ausspucken, sichtbar, was unter ihnen ist. Aristoteles behauptet: Öl, das man in die Höhle einer Schlange gießt, hindert diese am Herauskommen. Wenn einer beim Aderlaß seinen Arm mit gewöhnlichem Öl, d. h. von Oliven, salbt, wird das Blut ungehinderter herausfließen. Reibt man den Körper mit Öl ein, so macht man ihn geeignet für eine bevorstehende Leibesübung. Jedem Klistier muß man Öl begeben. Eine Truhe, die mit Ölschaum bestrichen ist, bewahrt Kleider sicher vor Motten. Kein hölzernes Hausgerät wird morsch, wenn es mit Öl bestrichen wird. Auch Metallgefäße, die man zuvor gereinigt und dann eingeölt hat, werden vor dem Rosten geschützt.

Beifügung: Neues Öl aus schwarzen und reifen Oliven ist warm und feucht, hat die Eigenschaft, in mäßiger Weise den Magen und Leib zu erweichen und wandelt sich schnell in die rote Gallenruhr. Öl aber, das schon lange aus reifen Oliven geflossen ist, ist ohne jede schlechte Eigenschaft, wenn es teilweise seine Schärfe behält. Wenn es aber völlig seine Schärfe abgelegt hat, wird es schädlich und geneigt, sich in schlechte Säfte zu verwandeln. Wenn es aber viel älter geworden ist, so daß es einen scharfen und garstigen Geschmack bekommt, ist es zum Verzehr ungeeignet, jedoch brauchbar für die Heilkunst.

Der *Birnbaum* ist ein bekannter Baum und seine Abarten sind unendlich zahlreich. Er liebt häufiges Umgraben und reichliche Düngung. Die Birnen, die am Ende des Herbstes reif werden, lassen sich den Winter über aufbewahren. Man soll sie im Oktober bei trockener Witterung und bei abnehmendem Monde einsammeln. Erntet man sie, wenn sich die ersten Anzeichen der Reife bemerkbar machen, werden sie sich länger zum Gebrauch halten, als wenn sie in ihrem letzten Reifezustand geerntet werden. Wein wird aus Birnen hergestellt, indem man sie zerquetscht, in einen sehr durchlässigen Sack füllt und mittels Gewichten oder mit einer Kelter auspreßt. Er hält sich im Winter, doch wird er sauer zu Beginn des Sommers, andernfalls, wenn er alt wird. Essig wird aus Birnen wie folgt bereitet: Man läßt reife, wilde Birnen oder solche von herber Art drei Tage lang auf einem Haufen liegen. Schließlich bringe man sie in ein kleines Gefäß. Es wird Quell- oder Regenwasser beigemischt und man lasse das Gefäß zugedeckt 30 Tage lang stehen. Soviel Essig von Zeit zu Zeit zum Gebrauch entnommen wurde, werde Wasser in der gleichen Menge zur Ergänzung nachgefüllt. Birnensaft wird so hergestellt: Sehr

in capsellis vel in vasis fictilibus paratis clauduntur. Post mensem terciam suspense hee carnes liquorem dimittunt saporis iucundi et coloris albiduli. Electarium in bolis solidum de piris sic fit: Pira excorticentur mundenturque a superfluitatibus. Demum ponantur vase eneo vel fictili cooperto per noctem in furno, postquam panes extracte sunt. Post hoc transducantur cribro cupreo vel panno. Demum coquantur lento igne in patella super prunas donec optime inspissetur in tantum, quod post in frigidationem statim possit diuidi in bolos, sed antequam deponatur ab igne addatur quarta pars mellis despumati et incorporentur simul super ignem. Demum deposito ab igne addentur species perparum. Que secundum Michaellem Schrick sic fiunt: Recipe scrupulum anisii, feniculi carici cini ana liquericie ad pondus omnium predictorum. Istud electarium optime valet post cibum. Nam deprimit cibos, confortat stomachum et terminat ventositates a stomacho ad cerebrum ascendentes. Ex ligno piri pulchre assides et tabule fiunt, que optime leuigantur, ex quibus multa opera congrue fiunt. Pira quedam domestica, quedam siluestria. Siluestria frigidiora, duriora et sicciora et magis pontica sunt domesticis. Rursus pira quedam sunt acerba pontica et quedam matura dulcia. Acerba pontica omnia sunt de natura siluestria et stomachum confortant, ventremque constipant. Et sunt frigida et sicca medicine, non nutrimento conuenientia. Ideoque oportet ingeniari, vt mollescant et asperitatem amittant, vt videlicet elixentur aut super aque fumum suspendantur aut operta pasta assentur aut cum melle condantur. Aliqui dicunt, quod pira omnia, siue cocta siue cruda ventrem constipant, sed oppositum patet. Nam pira cruda sepe multum laxant, et hoc propter nimiam aquositatem. Item, si pira cocta in aqua pluuiali ponantur super os stomachi, comescunt vomitum ex colera. Et super pectinem posita fluxum ventris constringunt. Pira dulcia matura temperate complexionis sunt, quod minus ceteris frigida sunt, quapropter calefaciunt et augent digestionem. Valentque in his quoque, quorum stomachi frigidi sunt et sicci. Habent eciam pira hanc proprietatem, quod, si cum fungis coquantur, omnem auferunt lesionem, precipue, siluestria sunt propter ponticitatem suam. Cinis arboris piri agrestis bibitus in his, qui fungorum sunt comestione suffocati, multum valet. | Frondes pirorum et rami stiptica solummodo, sed pirorum stipticitas cum aquosa dulcedine mixta est. Auicenna dicit, quod pira siluestria exsiccata consolidant vulnera. Dyas dicit: Radix piri portata a muliere et ligata conceptum impedit quamdiu portatur. Si pariens super se habuerit pira, difficulter parit.

Additio: Frequens vsus pirorum colicam causat passionem, maxime, si sint cruda, nisi cum seminibus caliditatis virtute vt anisio et feniculo multo comedantur, vel, quod melius est, cum tragea multum aromatizata, vt dicit Auicenna secundo canone et Serapio de simplicibus.

reife Birnen werden mit Salz eingestampft. Sobald sich ihr Fleisch gelöst hat, schließt man sie in bereitgestellte irdene Gefäße ein. Nach drei Monaten hänge man diese Masse auf und sie läßt einen Saft von angenehmem Geschmack und weißlicher Farbe ausfließen. Eine feste Birnenlatwerge in Würfelform entsteht so: Man schäle Birnen und reinige sie von überflüssigen Bestandteilen. Dann stelle man sie in einem zugedeckten ehernen oder irdenen Gefäß eine Nacht hindurch in den Backofen, nachdem das Brot herausgenommen worden ist. Danach führe man sie durch ein kupfernes Sieb oder ein Tuch. Schließlich koche man sie über den glühenden Kohlen auf langsam brennendem Feuer, bis sie sehr gut eingedickt sind, so daß sie nach dem Erkalten sofort in Würfel geteilt werden können. Bevor sie jedoch vom Feuer genommen werden, gebe man ein Viertel abgeschäumten Honig hinzu und füge es ihnen ein. Nachdem man sie schließlich vom Feuer abgesetzt hat, gebe man ganz wenige Gewürze hinzu. Das geschieht nach Michel Schrick auf folgende Weise: Nimm ein Skrupel Anis, Fenchel, Feigen, Hagebutten und zu gleichen Teilen Süßholz auf ein Pfund von allem Vorgenannten. Diese Latwerge hat eine sehr gute Wirkung nach dem Essen. Denn sie hält die Speisen nieder, kräftigt den Magen und begrenzt die Blähungen, die aus dem Magen zum Gehirn emporsteigen. Aus dem Holz des Birnbaumes macht man schöne Bretter und Tafeln, die sich sehr gut glätten lassen. Aus ihnen werden viele Kunstwerke geschaffen. Von den Birnen sind manche veredelt, manche wild. Die wilden sind kälter, härter und trockener und herber als die veredelten. Wiederum sind manche sauren Birnen herb und manche reife Birnen süß. Alle sauren herben sind von Natur aus wild und kräftigen den Magen und verstopfen den Bauch. Und die kalten und trockenen sind für die Medizin nützlich, nicht für die Ernährung. Daher muß man sich etwas einfallen lassen, daß sie weich werden und ihre Herbheit verlieren dadurch, daß man sie kocht oder über Wasserdampf aufhängt oder sie zugedeckt röstet oder mit Honig einmacht. Einige sagen, daß alle Birnen, ob gekocht oder roh, den Leib verstopfen. Doch es zeigt sich das Gegenteil. Denn rohe Birnen sind oft sehr abführend und zwar wegen ihres großen Wassergehaltes. Wenn ferner in Regenwasser gekochte Birnen über den Mageneingang gelegt werden, so unterdrücken sie das Erbrechen infolge der Cholera. Und legt man sie über das Schambein, so zügeln sie den Ausfluß aus dem Leib. Süße reife Birnen sind von gemäßiger Beschaffenheit, weil sie weniger kalt sind als die übrigen. Daher erwärmen sie und fördern die Verdauung. Sie wirken auch bei denen, deren Magen kalt und trocken ist. Birnen haben auch die Eigentümlichkeit, daß sie, wenn man sie zusammen mit Pilzen kocht, jede Verletzung beseitigen, besonders wenn es wilde Birnen sind, wegen ihrer Herbheit. Das Trinken der Asche des wilden Birnbaums hat eine starke Wirkung bei denen, die durch das Essen von Pilzen Atembeschwerden haben. Blätter und Zweige des Birnbaumes sind bloß verstopfend, doch die stringierende Wirkung seiner Früchte ist mit saftreicher Süße gemischt. Avicenna sagt, daß getrocknete wilde Birnen Wunden schließen. Dyas sagt: Eine Wurzel des Birnbaums, die von einer Frau getragen wird und an ihr festgebunden ist, verhindert eine Empfängnis, solange sie getragen wird. Wenn eine Gebärende Birnen über sich hat, so hat sie eine schwere Geburt.

Beifügung: Der häufige Genuß von Birnen verursacht eine Kolik, vor allem wenn sie unreif sind, außer wenn man sie mit viel warmen Samen von Anis und Fenchel verzehrt oder, was besser ist, mit sehr schmackhaft gemachtem Tragant, wie Avicenna im zweiten Canon sagt und Serapion ‚de simplicibus‘.

Pomus arbor nota. Eius diuersitates innumerabiles. Huius fructus vocatur pomum. Et sicut pira sumenda sunt post cibum, sic poma maxime assa ante cibum, nam facillime egeruntur. Ex his potest fieri electarium in bolis sic: Poma prius excorticata, diuisa et inundata ponantur in olla, que verso orificio ponatur super aliam ollam aque bullientis interposito asside pleno foraminibus, et sic sinantur stare, donec poma mollificentur. Deinde transducantur cribro etc. Reliqua omnia fiant vt supra dictum est de piris, demptis pulueribus, loco quorum addantur hee pulueres videlicet: Recipe . . . Cinamoni . . . foliorum sene . . . Et expediret, si electarium de piris et pomis anamiscerentur, vel si de piris et pomis ana conficeretur tale electarium. Nam si de solis pomis
fol.26^r conficitur, erit nimis molle, | si de solis piris minus placet gustui. Habet hoc electarium vim confortandi, digerendi et mundificandi. Et ponantur in quinque libris vncia vna de speciebus vel quantum vis.

Prunus arbor nota. Et eius quidem diuersitates sunt, quod quedam est domestica, quedam siluestris. Domestice quedam faciunt pruna alba, quedam nigra, quedam rubea et rursus quedam mollia, quedam callosa et dura. Et iterum quedam grossa, quedam parua. Aerem desiderant tepidum principaliter et frigidum satis commode sustinere possunt. Loco gaudent leto et humido et similiter lapidoso et glareoso iuuantur loco. Letamen recusant, quod ex hoc fructus vermiculosos et caducos faciunt. Auicenna dicit, quod sunt frigida in primo secundi gradus et humida in fine tercii. Stomachum humectant, ventrem molliunt, coleram rubeam soluunt et proiciunt. Et quidam ea matura colligunt et scindunt per medium et ad solem siccant, aceto aspergunt et in vase reponunt. Et haec magis siccam habent virtutem infrigendi et intestina leniendi. Vnde valent in acutis egritudinibus ad ventris constipationem ex humore colerico. Et si sunt viridia, dentur ad edendum. Si sicca coquantur in aqua et pruna comedantur et aqua bibatur. Eligibilia sunt dura et nigra, maxime damascena. Ex prunis damascenis fit dyaprunis secundum Nicolaum sic: Recipe prunorum viridum damascenorum et ponantur in stagnato vase cum tanto aque vt bene cooperiantur et bulliant donec dissolui videantur. Tunc ab igne deponantur. Et cum aliquantulum tepefactum fuerit ab aqua extrahantur et in cribulo super catinam posito tam diu manibus fricentur vt nihil preter ossa et cortices in cribro remaneat. In illa aqua, vbi pruna cocta
fol.26^v sunt, ponatur . . . violarum et iterum | bullire permittatur. Et in hac aqua fiat syrupus cum libris duabus zuccari. In quo syrupo libra vna de pulpa

Der *Apfelbaum* ist ein bekannter Baum, dessen Abarten unzählig sind. Seine Frucht heißt Apfel. Und wie man Birnen nach der Mahlzeit verzehren soll, so Apfel, am besten gebraten, vor dem Essen, denn sie werden sehr leicht verdaut. Aus ihnen kann man eine Latwerge in Würzelform herstellen wie folgt: Die zuvor geschälten, geschnittenen und gewässerten Äpfel lege man in einen Topf, den man mit der Mündung nach unten über einen anderen Topf mit siedendem Wasser stellt, nachdem man ein Brett voller Löcher zwischen beide geschoben hat, und lasse sie so stehen, bis die Äpfel weich geworden sind. Dann führe man sie durch ein Sieb. Alles übrige geschehe so, wie oben von den Birnen gesagt wurde, unter Weglassung der Gewürze, an deren Stelle man folgende Pulver begeben möge: Nimm Zimt, Sennesblätter. Es wäre ratsam, Birnen- und Apfelmus zu mischen oder aus Birnen und Äpfeln zu gleichen Teilen ein solches Mus herzustellen. Denn, wenn es nur aus Äpfeln bereitet wird, wird es zu weich sein, wenn nur aus Birnen, weniger schmackhaft. Ein solches Mus hat stärkende, die Verdauung fördernde und reinigende Kraft. Und man bringe zu fünf Pfund eine Unze von den Gewürzen oder soviel wie man will.

Der *Pflaumenbaum* ist ein bekannter Baum und seine Varianten bestehen darin, daß der eine veredelt, der andere wild ist. Manche, die veredelt sind, bringen helle, manche dunkelfarbige, manche rote und wieder manche weiche, andere dickhäutige und harte Pflaumen hervor und wiederum die einen große, andere kleine Früchte. Sie verlangen hauptsächlich ein mildes Klima, können aber auch ein kaltes recht gut vertragen. Sie lieben einen fruchtbaren, feuchten Standort und in gleicher Weise nehmen sie vorlieb mit einem steinigen und kiesigen Platz. Sie haben etwas gegen Dünger, weil sie dadurch wurmige und leicht fallende Früchte hervorbringen. Avicenna sagt, daß sie kalt sind im ersten des zweiten und feucht am Ende des dritten Grades. Sie befeuchten den Magen, machen den Leib weich und vertreiben die rote Cholera. Manche Leute sammeln sie wenn sie reif sind, teilen sie in der Mitte, trocknen sie an der Sonne, besprengen sie mit Essig und bewahren sie in einem Gefäß auf. Und weil sie trockener sind, haben sie die gute Eigenschaft, abzukühlen und die Eingeweide zu beruhigen. Daher sind sie wirksam bei akuten Krankheiten und bei Verstopfung infolge choleraischer Säfte. Wenn die Pflaumen frisch sind, gebe man sie zum Essen, sind sie trocken, koche man sie in Wasser, esse die Früchte und trinke das Wasser. Vorzuziehen sind harte und dunkle, besonders damaszenische Pflaumen. Aus Damaszenerpflaumen stelle man nach Nikolaus ein Pflaumenmus auf folgende Weise her: Nimm frische Damaszenerpflaumen und bringe sie in ein verzinntes Gefäß mit soviel Wasser, daß sie gut bedeckt werden, und lasse sie kochen bis man sieht, daß sie zerfallen. Dann nehme man sie vom Feuer. Und wenn sie ein wenig abgekühlt sind, bringe man sie aus dem Wasser und reibe sie mit den Händen solange in einem über eine Schüssel gelegten Sieb, bis nichts im Sieb zurückbleibt außer den Steinen und Schalen. In das Wasser, in dem die Pflaumen gekocht wurden, bringe man Veilchen und lasse es wieder kochen. Und in diesem Wasser bereite man einen

prunorum ponatur et ad spissitudinem coquatur. Incipiente quidem inspissari addatur medulle cassiefloris dissolute et colate cum supradicta decoctione prunorum et alia tamarindorum in ipsa aqua similiter prunis dissolutorum et colatorum per catinam. Memento tamen, quod in aqua prunorum bulliant . . . violarum vt dictum est et coquatur ad perfectionem semper et indesinenter agitando cum spatula. Cumque ad decoctionis perfectionem peruenerit, depone ab igne et semper cum spatula agitando harum specierum puluerem superasperge: Recipe sandalis albe et rubeae, spodii reubarbari, rosae, violae, seminis portulacae, sarcolis berberis, succi liqueris, draganti . . . seminum mele, citrulli cucurbita mundata. Datur omni hora diei sine dyagredio ad modum castanee cum aqua frigida. Si vero laxamentum facere volueris, pone in vnaquaque libra . . . scamonie, quando deponitur ab igne. Si vero in declinatione februm purgare volueris, da laxamentum vt superius dictum est. Et est frigidum, quod dyaprunis frigidum est et humidum. In causis datur calidis ventre non existente soluto. Simplex potest dari cottidie. Parum laxat et digerit materiam in interpolatis et cottidianis. Valet acuatum digesta materia et in declinatione februm. Et si cum . . . reubarbari acuat, valet in calefactione epatis sicut trifera reubarbara. | Auicenna dicit, quod gumma prunorum est subtiliatua et incisua et conglutinatiua et consolidatiua vlcera. Et cum ex foliis prunorum collinitur os, prohibet fluxum et vtramque amigdalam et vnam. Et est bonum pro scriptoribus, vt dicit Ysidorus.

Additio: Prunorum nimius vsus nocet stomacho. Pruna alba dura sunt ad digerendum, stomacho nociua, sed exiguum soluentia. Pruna dura viridia et pontica pessima sunt in medicina et cibo.

Syrup mit zwei Pfund Zucker. In diesen Syrup bringe man ein Pfund vom Fruchtfleisch der Pflaumen und lasse es kochen bis zur Eindickung. Wenn es anfängt dick zu werden, so gebe man von dem aufgelösten und durchgeseihten Mark des Zimtbaumes dazu mit dem genannten Absud der Pflaumen und einem andern von Tamarinden, die im selben Wasser ähnlich den Pflaumen aufgelöst und in den Topf durchgeseiht worden sind. Denke jedoch daran, daß in dem Pflaumenwasser Veilchen kochen sollen, wie ich schon sagte. Und es soll kochen bis zur Vollendung unter ständigem, unaufhörlichem Umrühren mit einem Kochlöffel. Und wenn die Abkochung fertig ist, nimm sie von Feuer und überstreue sie unter ständigem Umrühren mit dem Pulver folgender Gewürze: Nimm weißes und rotes Sandelholz, Rhabarberasche, Rosen, Veilchen, Portulaksamen, Sarcollaweinbeeren, Berberitzen, Süßholzsafte, Tragant, Apfelkerne, Koloquinten Kürbis in einen gereinigten Destillierkolben.

Man gibt es zu jeder Tageszeit ohne den Saft der Purgierwurzel nach Art der Kastanie mit kaltem Wasser. Wenn du aber ein Abführmittel bereiten willst, so bringe zu jedem Pfund Purgierkraut, wenn du es vom Feuer nimmst. Wenn du aber zum Nachlassen des Fiebers purgieren willst, so verabreiche das Abführmittel, wie oben dargelegt worden ist. Und man muß wissen, daß das Pflaumenmus kalt und feucht ist. Bei warmen Fällen gibt man es, wenn der Bauch nicht leer ist. In einfachem Zustand kann man es täglich verabreichen, es führt nur leicht ab und verdaut die Materie bei den alltäglichen Verdauungsvorgängen. Bei gesteigerter Anwendung ist es wirksam nach der Verdauung der Speisen und beim Nachlassen von Fieberanfällen. Und wenn es mit Rhabarber verschärft wird, ist es wirksam bei der Erwärmung der Leber wie der dreimal tragende Rhabarber. Avicenna sagt, daß das Harz des Pflaumenbaumes die Fähigkeit hat, Geschwüre zu schwächen, sie zu beseitigen, zu verkleben und zu konsolidieren. Und wenn man aus den Blättern des Pflaumenbaumes den Mund bestreicht, so verhindert das einen Ausfluß und schützt beide Mandeln und das Zäpfchen. Und es ist gut für Schriftsteller, wie Ysidor behauptet.

Beifügung: Der allzu reichliche Genuß von Pflaumen ist für den Magen schädlich. Hellfarbige Pflaumen sind schwer verdaulich, dem Magen nicht bekömmlich, aber ein wenig abführend. Harte grüne und herbe Pflaumen sind ganz schlecht in der Medizin und als Nahrung.

Persicus est arbor nota, que parua est. Cito tamen crescit et paruo tempore viuít. In locis quibuscumque prouenit. Sed pomis et frondibus et durabilitate precipua sunt, si celum calidum, solum arenosum et humidum sorciantur, frigidis uero et maxime uentosis intereunt, nisi aliquo defendantur obiectu. Persica frigida et humida sunt in secundo gradu. Jeiuno stomacho sunt edenda et post uinum odoriferum est potandum. Item detractis ossibus melle condiuntur et sic saporis iocundi fiunt. Succus foliorum persici in aurem missus uermes interficit. Persica matura bona sunt stomacho et in eis est uirtus faciendi appetitum cibi et sunt multi nutrimenti.

Additio: Persica sumpta post alium cibum corrumpunt ipsum, quod precessit. Non sunt boni nutrimenti, sicca sunt tarde digestionis. Et sicut matura leniunt uentrem, sic immatura constringunt.

Quercus, Rouer et Cerrus sunt arbores magne, que sunt fere eiusdem nature, multamque similitudinem habent in soliditate et duricie lignorum et foliorum forma et fructuum. Nam omnes producunt glandes, omnesque profundas, multas et magnas radices faciunt, sed in arborum forma differunt. fol.27^v Nam quercus breuem facit stipitem et ramos | magnos ab omni parte diffusos. Cerrus est, que stipitem facit longissimum et ualde rectum et paucos ramos. Rouer uero facit stipitem directum et altum cum paucioribus ramis. Hee arbores terram solidam et duram ac mediocrem querunt et montuosam uel montibus propinquam. Resolutam uero et aquosam et precipue sabulosam refugiunt. Omnes predictae arbores laborciis sub terra diu durabiles competunt. Supra terram uero rouer est optima, cerri minus bone. Glandes frigidi sunt in primo gradu, sicci in secundo. Et ualent dissinterie et ucleribus intestinorum et fluxui sanguinis. Vrinam prouocant et corporis sunt nutritiue. Galle ualent contra fluxum menstruorum. Item apozima eorum conuenit intestinorum uulneribus. Puluis eciam eorum combustorum in loco uulneris immissus humores putridos fluentes desiccat. Auicenna dicit, quod earum folia sunt uehementis stipticitatis. Et fructus quidem glandis confert apantibus calidis in principio. Folia preterea glandis faciunt cohercere plagas, cum teruntur et puluerizantur desuper. Et galle ipsarum liniantur cum aceto super impetiginem et auferunt eam. Et puluis earum spargitur super aquam et bibitur ad uulnera intestinorum et ad fluxum antiquum. Et similiter, quando potatur in medicinis, conueniens est ad hanc operationem.

Additio: Glandibus non utimur pro cibo hominum, sed porcorum, quod sunt digestionis inobedientes et uentrium constipatiue. Et quod tarde de stomacho descendunt, dolorem capitis faciunt propter fumum earum ex stomacho ascendentem.

Der *Pfirsichbaum* ist ein bekannter, kleinwüchsiger Baum. Doch wächst er schnell und lebt kurze Zeit. Er kommt an allen möglichen Orten vor. Doch sind die Bäume in ihren Früchten, ihren Blättern und ihrer Lebensdauer besonders ausgezeichnet, wenn ihnen ein warmes Klima, ein sandiger und feuchter Boden zuteil wird. An kalten und besonders an windigen Orten gehen sie zugrunde, wenn sie nicht durch irgendeine Abschirmung geschützt werden. Pfirsiche sind kalt und feucht im zweiten Grad. Man soll sie nüchtern essen und danach einen würzigen Wein trinken. Auch würzt man sie nach Entfernung der Steine mit Honig und so erhalten sie einen angenehmen Geschmack. Träufelt man den Saft von Pfirsichblättern in das Ohr, so tötet er Würmer. Reife Pfirsiche sind gut für den Magen und haben die gute Eigenschaft, Appetit zum Essen zu machen und besitzen viel Nährwert.

Beifügung: Nimmt man Pfirsiche nach einer anderen Speise ein, so verderben sie diese, die ihnen voranging und haben keinen großen Nährwert. Trockene Pfirsiche werden langsam verdaut. Und wie reife Pfirsiche den Leib nachgiebig machen, so verstopfen ihn unreife.

Sommereiche, *Eiche* und *Cerreiche* sind mächtige Bäume, die von fast gleicher Gestalt sind und viel Ähnlichkeit haben in der Festigkeit und Härte ihres Holzes und in der Form ihrer Blätter und Früchte. Denn alle bringen Eicheln hervor und alle bilden tiefe, zahlreiche und mächtige Wurzeln, aber in ihrem Erscheinungsbild sind sie verschieden. Denn die Sommereiche bildet einen kurzen Stamm und große Äste, die sich nach allen Seiten ausbreiten. Eine *Cerreiche* aber ist jene, die einen sehr langen und geraden Stamm und nur wenige Äste bildet. Die *Eiche* aber bildet einen geraden und hohen Stamm mit noch weniger Ästen. Diese Bäume suchen einen festen, harten und geringen Boden, der in den Bergen oder in deren Nähe liegt. Einen lockeren, wasserreichen und besonders einen sandigen Boden meiden sie. Alle vorgenannte Bäume sind unter der Erde mit ihren Wurzeln gleichermaßen langlebig. Über dem Boden aber ist die *Eiche* am besten, weniger gut sind die *Cerreichen*. Die Eicheln sind kalt im ersten, trocken im zweiten Grad. Sie sind wirksam bei Ruhr, Darmgeschwüren und Blutfluß. Sie regen das Wasserlassen an und sind wachstumsfördernd für die Hoden. Die Galläpfel sind wirksam gegen die Monatsblutung. Ein Absud von ihnen ist anwendbar bei Wunden in den Eingeweiden. Streut man ihre Asche auf eine wunde Stelle, so trocknen sie den fauligen Ausfluß. Avicenna sagt, daß die Blätter dieser Bäume sehr große stringierende Kraft besitzen. Die Blätter der Eichel lassen außerdem Wunden sich schließen, wenn man sie über diesen zerreibt und pulverisiert. Galläpfel streiche man mit Essig über einen Ausschlag und sie beseitigen ihn. Und ihre Asche streut man auf Wasser und trinkt sie bei Wunden der Eingeweide und bei chronischem Ausfluß. In ähnlicher Weise ist dies förderlich für die Wirkung, wenn es in Medikamenten getrunken wird.

Beifügung: Eicheln verwendet man nicht als Speise für den Menschen, sondern als Futter für die Schweine, weil sie sich der Verdauung widersetzen und verstopfend wirken. Und weil sie langsam den Magen verlassen, machen sie Kopfweh wegen ihres Dunstes, der aus dem Magen emporsteigt.

fol.28^f Rosaria nota sunt. Ex his quedam alba, quedam rubea. Et iterum quedam domestica, quedam siluestria. Rosa frigida est in primo gradu, sicca in secundo. Viridis et sicca competit vsui medicine. Siccantur autem aliquantum ad solem. Et possunt per triennium seruari. Cum receptio rosarum inuenitur, sicce ponende sunt in medicinis, quod facilius conteruntur. Ex viridibus autem fit mel vel zucarum rosatum, aqua rosata et electarium rosatum.

Mel rosatum sic fit: Primo mel spumatur, deinde coletur. Postea addantur folia rosarum abiectis stipitibus et quibusdam albis que sunt in parte inferiori. Et minutatim incisa ponantur et fiat decoctio aliquantula. Et signum decoctionis eius est odor et color ruffus. In septem libris mellis quinque libre rosarum ponantur. Per quinque annos seruari potest. Et habet virtutem confortandi ex aromaticitate, mundificandi ex melle. Competenter datur flegmaticis, colericis et melancholicis in hyeme et estate, debilitatis cum mulsa facta ex aqua et melle rosato. Datur eciam mel rosatum ad mundificationem stomachi ex frigidis humoribus cum aqua decoctionis seminis feniculi additis tribus granis salis.

Zucarum rosatum sic fit: folia rosarum viridium pistantur, conterantur bene et ponantur in vase vitreo per viginti dies ad solem et quotidie moueantur et bene commisceantur. In quatuor lb.zuccari lb.vna ponatur rosarum. Et potest per triennium seruari. Virtutem habet constringendi et confortandi.

fol.28^v Et valet contra dissinteriam et lienteriam et diarriam ex debilitate virtutis continentie factam. Item valet contra vomitum colericum, contra sincopim et cordiacam passionem, cum fit ex calefactione spinalium detur cum aqua rosata.

Electarium de succo rosarum sic fit: Recipe zuccari, succi rosarum . . . trium granorum sandalis . . . spodii . . . diagredii . . . camphore . . . tempera ad modum electarii cum syrupo facto ex zuccaro et succo rosarum. Et detur cum aqua calida ad modum castanee hora matutinali. Et valet contra guttam calidam et coleram rubeam purgat et conualescentes torianarios quottidie purgat sine molestia et reliquias malorum humorum, que intra remanserunt, potenter educit.

Rosensträucher sind bekannt. Von ihnen sind manche weiß, manche rot, und wiederum die einen veredelt, die andern wildwachsend. Die Rose ist kalt im ersten, trocken im zweiten Grad. Frisch und trocken kommt sie dem Gebrauch in der Medizin zu. Man trocknet sie ein wenig an der Sonne und kann sie drei Jahre lang aufbewahren. Wenn man einen Aufbewahrungsort für die Rosen ausfindig macht, so sind sie trocken zu lagern bei den Heilmitteln, weil sie sich leichter zerreiben lassen. Aus frischen Rosen aber bereitet man Rosenhonig oder Rosenzucker, Rosenwasser und Rosenkompott.

Rosenhonig wird so zubereitet: Zuerst bringt man Honig zum Schäumen, dann seiht man ihn durch, danach gebe man Rosenblätter hinzu, nachdem man die Stiele und das Helle im Innern entfernt hat. Man schneide sie klein, bringe sie so hinein und koche sie kurze Zeit. Das Zeichen für die fertige Abkochung ist ihr Duft und die rote Farbe. Zu sieben Pfund Honig gebe man fünf Pfund Rosen. Der Rosenhonig läßt sich fünf Jahre lang aufbewahren und hat die gute Eigenschaft zu kräftigen aufgrund seiner Würze und zu reinigen durch den Honig. Man gibt ihn in angemessener Weise Phlegmatikern, Cholerikern und Melancholikern im Winter und im Sommer, Geschwächten in einer Mischung aus Wasser und Rosenhonig. Rosenhonig verabreicht man auch zur Reinigung des Magens von kalten Säften mit Wasser aus einem Absud von Fenchelsamen und Beigabe von drei Körnchen Salz.

Rosenzucker stellt man so her: Die Blätter von frischen Rosen stampfe und zerreihe man gut und stelle sie in einem gläsernen Gefäß 20 Tage lang an die Sonne, rühre sie täglich um und vermische sie gut. Zu vier Pfund Zucker gebe man 1 Pfund Rosen. Und er kann drei Jahre lang aufbewahrt werden. Er hat eine verstopfende und kräftigende Eigenschaft und wirkt gegen Ruhr, Magenruhr und Durchfall, der von einer Schwächung des Schließmuskels herrührt. Ebenso wirkt er gegen die Gallenbrechruhr, gegen Ohnmacht und gegen Herzleiden, wenn es aus einer Erwärmung des Rückgrats entsteht, reiche man ihn in Rosenwasser.

Gelée aus dem Saft der Rosen wird so hergestellt: Nimm Zucker, Rosensaft, drei Körner Sandelholz, Asche, Scammoniumharz, Kampfer, mische sie nach Art eines Gelées mit Syrup aus Zucker und Rosensaft. Man gebe es mit warmen Wasser in der Morgenstunde, wie die Kastanie. Es ist wirksam gegen heiße Flecken und die rote Gallenbrechruhr, reinigt und kräftigt die Genesenden, purgiert täglich ohne Beschwerlichkeit und führt wirksam die Reste von bösen Säften, die im Inneren zurückgeblieben sind, aus dem Körper.

Syrupus rosatus sic fit: Quidam decoquunt rosas in aqua, et in tali aqua rosata addunt zucarum et faciunt syrupum. Alii autem faciunt ponentes rosas in alio vase habente strictum orificium et super effundunt aquam feruentem et dimittunt ibi stare, donec aqua fiat rubea et inde faciunt syrupum, et hic est optimus. Et nota, quod syrupus factus ex recentibus rosis prius aliquantulum laxat, postea constringit, factus vero ex siccis in principio et in fine constringit. Contra fluxum ventris et vomitum colericum detur cum aqua pluuiali vel rosata. Febricitantibus post minutionem cum aqua frigida potui detur.

Oleum rosatum sic fit: Quidam decoquunt rosas in oleo communi et colant. Alii terunt rosas virides et in oleo et vase vitreo soli exponunt per dies quinquaginta et hoc est bonum. Sed secundum Nicolaum fit hoc modo: In duabus libris olei communis abluti libra vna viridum rosarum aliquantulum contustarum ponantur in olla plena | posita super ignem in caldario pleno aqua suspenso et tam diu bulliant, donec aque tertia pars inde minuatur. Quod demum album pannum lini immissum torculari deprimatur.

Rosensirup wird so hergestellt: Manche kochen Rosen in Wasser ab und diesem Rosenwasser geben sie Zucker bei und bereiten so Sirup. Andere aber stellen diesen her, indem sie die Rosen in ein anderes Gefäß legen, das einen engen Ausguß hat, gießen kochendes Wasser darüber und lassen sie stehen, bis das Wasser sich rötet und dann stellen sie den Sirup her. Dieser ist der beste. Und merke, daß Sirup, der aus frischen Rosen hergestellt wird, zuerst ein wenig abführt, später aber verstopft. Wird er aber aus getrockneten Rosen gemacht, so verursacht er Verstopfung am Anfang und am Ende. Gegen Durchfall und Gallenbrechen verabreiche man ihn mit Regen- oder Rosenwasser. Fieberkranke lasse man ihn nach dem Aderlaß mit kaltem Wasser trinken.

Rosenöl wird so zubereitet: Manche kochen Rosen in gewöhnlichem Öl und seihen sie ab. Andere zerreiben frische Rosen und setzen sie in Öl in einem Glasgefäß 50 Tage lang der Sonne aus. Und das ist gut. Aber nach Nikolaus wird es so gemacht: In zwei Pfund gewöhnlichen gereinigten Öles lege man ein Pfund frischer, ein wenig zerstoßener Rosen in einen vollen Topf, der über das Feuer gebracht wird in einem darüber aufgehängten, mit Wasser gefüllten Kochtopf, und lasse dieses solange kochen, bis ein Drittel des Wassers verdampft ist. Schließlich wird es in ein weißes Leintuch geschüttet und ausgepreßt.

Aqua rosata distillatur diuersimode. Sed si distilletur per descensum fit substanciosior, si per ascensum subtilior. Et habet virtutem constringendi et confortandi fluxum ventris et vomitum colericum. Detur rosata simplex vel cum aqua decoctionis masticis et gariofilorum et precipue contra fluxum ex debilitate virtutis continentie vel acumine medicine et quando ipsa uis durat, alias ducit. Sincopizantibus et cordiacam patientibus detur in potu et superaspergatur faciei. In coliriis competenter ad oculos ponitur et in ungentis ad faciem, quod abstergit pannum faciei et subtiliat cutem. Ad visum clarificandum et contra omnem maculam: Recipe rosarum rubearum saluie capillaris vel feniculi, rutte, sileris montani . . . ponantur in vino albo per diem naturalem. Secunda die distillentur lento igne per alebicum. Prima aqua, que distillauerit est quasi argentum, secunda quasi aurum, tertia vt balsamus. Cum tertia distillatur et seruatur in vitro. Rose sicce naribus apposite cerebrum confortant et reparant spiritus. Contra vomitum fiat decoctio rosarum in aceto et spongia marina intincta ori stomachi superponatur. Contra sincopim detur puluis rosarum in ouo sorbili vel aqua rosata ad bibendum. Contra ruborem oculorum, si senciantur puncture, valent rose cocte in aqua et cataplasmate: Antea detur flos rose, que interius reperitur, et valet contra fluxum ventris et vomitum. Item puluis eius lino superpositus humiditatem eius consumit. Et nota, quod succus rosarum viridium in vase vitreo potest seruari per annum. Auicenna dicit, quod rosa rectificat fetorem sudoris, quando in balneo administratur. Et emplastrum de rosis coctis et contritis et non expressis positum super apata calida soluit ea.

fol. 29^v Additio: Mel violarum fit sicut mel rosatum. Et valet capiti, l vel capite febricitantibus cum tepida datum. Syrupus violarum et syrupus garofarius fiunt sicut syrupus rosatus. Et valet contra maximos calores in acutissimis egritudinibus.

Rosenwasser wird auf verschiedene Weise destilliert. Doch wenn es destilliert wird von oben nach unten, wird es gehaltvoller, wenn von unten nach oben jedoch feiner. Es hat die gute Eigenschaft, den Stuhl zu festigen und zu kräftigen und das Gallenbrechen zu stillen. Rosenwasser gibt man einfach oder mit einem Absud von Mastix und Nelken, besonders gegen einen Ausfluß, der von der Schwächung des Schließmuskels herrührt oder von der Schärfe einer Medizin und wenn diese Kraft anhält, zieht sie andere nach sich. Ohnmächtigen und Herzleidenden gebe man es zu trinken und befeuchte damit ihr Gesicht. In Augensalben bringt man es zweckmäßig an die Augen und in Salben an das Gesicht, das ein Gesichtstuch reinigt und es macht die Haut geschmeidig. Zur Reinigung des Gesichts und gegen jedes entstellende Mal nimm rote Rosen, Salbei, Fenchel, Raute, welsches Liebstöckl. Lege sie einen Tag lang in Weißwein. Am zweiten Tag destilliere sie über leichtem Feuer. Die erste Flüssigkeit, die her austropft, ist so gut wie Silber, die zweite so gut wie Gold, die dritte wie Balsam. Nach dem dritten Destillieren bewahre es in einem Glase auf. Getrocknete Rosen, die man an die Nase bringt, kräftigen das Gehirn und erneuern die Geisteskräfte. Gegen Erbrechen koche man Rosen in Essig und lege einen eingetauchten Meerschwamm über den Mageneingang. Gegen eine Ohnmacht verabreiche man Rosenpulver in einem rohen Ei oder in Rosenwasser zum Trinken. Gegen die Rötung der Augen, wenn man Stiche fühlt, sind in Wasser gekochte Rosen in einem Umschlag wirksam. Vorher gebe man Rosenblüten, die mehr im Innern des Strauches sich finden. Sie sind wirksam gegen Durchfall und Erbrechen. Ferner beseitigt ihr Pulver, das man auf ein Linnen streut, dessen Feuchtigkeit. Und merke, daß der Saft von frischen Rosen in einem Glasgefäß ein Jahr lang aufbewahrt werden kann. Avicenna sagt, daß Rosen den üblen Schweißgeruch beseitigen, wenn sie im Bad dem Wasser beigemischt werden. Und ein Pflaster aus gekochten Rosen, das man über warme Geschwülste legt, löst diese auf.

Beifügung: Veilchenhonig wird zubereitet wie Rosenhonig, und er ist wirksam für den Kopf, oder wenn man ihn Leuten, die im Kopf Fieber leiden, mit lauwarmen Wasser verabreicht. Veilchensirup und Sirup aus Nelken werden hergestellt wie Rosensirup und sie sind wirksam gegen die größte Fieberhitze in den akutesten Krankheiten.

Savina est arbor satis parua, que semper viridis est et habet folia quasi cipresso similia. Hec arbor satis comode uiuit in omni aere et loco. Et libenter plantatur in viridariis et in claustris religiosorum, quod circulis et porticis circa ea positis ramos vndique conuenienter expandit. Plantatur autem non solum virgultis a radice matris euulsis, sed etiam ramus denudatis frondibus in terram affixus. Hec arbor calida et sicca est in tercio gradu. Cuius sola folia competunt medicine. Per biennium seruari possunt. Vinum decoctionis eius valet contra dolorem stomachi et intestinorum et contra dissinteriam et stranguriam. Cataplasmata valent etiam contra yliacum dolorem. Est enim diaforetica et diuretica. Fomentatio autem ex aqua decoctionis eius in vino valet contra predicta. Et etiam menstrua prouocat et fetum mortuum educit. Item decocta cum oleo et superposita idem melius operatur. Contra tenasmonem ex frigida causa valet, si fiat decoctio eius in aceto et vino et fumum paciens recipiat.

fol.30^r Sambucus est arbor quedam, que in sepibus nascitur et ramis in terram affixis plantatur et facillime comprehendit. Ex cuius ligno grosso et mediocri fiunt arcus et ex grossiori non nodoso fiunt optime sagitte. Item ex eius ligno fiunt canelle tinaciorum et vegetum. Virtus eius est calida et sicca in secundo gradu. Medicine competit principaliter cortex eius, secundo flores et folia. Virtutem habet diureticam, attractiuam et purgatiuam. Contra cottidianam precedentem purgationem ante horam accessionis detur vinum decoctionis corticis medie sambuci. Item succus sambuci per se datus vel cum melle lumbricos interficit. Ad menstrua prouocanda succus corticis eius persarigetur vel folia cataplasmentur. Fomentum ex aqua salsa decoctionis eius corticum tumorem pedum soluit et dolorem exteriorum parcium. Aqua florum sambuci causat bonam digestionem, purgat flatum, confortat cor, valet capiti, reparat memoriam, confert loquele, valet contra maculas ex adustione solis etc.

Tamariscus est arbor calida et sicca in secundo gradu. Vinum decoctionis eius valet ad oppilationem splenis et epatis. Item stranguriam dissoluit et plus in cibo cocta. Ad idem valet frequens bibitio cum vase ex tali ligno facto. Cortices autem maioris sunt efficacie quam folia.

Der *Sadebaum* ist ein recht kleiner Baum, der immergrün ist und Blätter hat, die denen der Zypresse ähnlich sind. Dieser Baum fühlt sich recht wohl in jedem Klima und an jedem Ort. Gern pflanzt man ihn in Grünanlagen und in Klöstern an, weil er auf den diese umschließenden Ringmauern und Säulengängen überall passend seine Zweige ausbreitet. Er wird nicht nur mit Schößlingen, die man von der Wurzel der Mutterpflanze abreißt, angepflanzt, sondern auch in Zweigen, die, vom Laubwerk befreit, in den Boden gesteckt werden. Der Baum ist warm und trocken im dritten Grad. Nur seine Blätter eignen sich für die Medizin. Man kann sie zwei Jahre lang aufbewahren. Wein aus ihrem Absud ist wirksam gegen Schmerzen im Magen und in den Eingeweiden, gegen Ruhr und Harnzwang. Umschläge mit ihnen helfen auch gegen Darmverschlingung; denn sie sind schweiß- und harntreibend. Ein warmer Umschlag mit dem Wasser ihres Absuds in Wein ist wirksam gegen das Vorgenannte. Auch die Monatsblutung ruft er hervor und entfernt einen abgestorbenen Fötus aus dem Leib. Das gleiche bewirkt noch besser ein Absud mit Öl, wenn man ihn auflegt. Gegen den Krampf der Schließmuskeln auf Grund einer Erkältung ist es wirksam, wenn man einen Absud in Essig und Wein herstellt und der Patient den Dampf einatmet.

Der *Holunder* ist ein Strauch, der an Zäunen hervorwächst und durch in den Boden gesteckte Zweige angepflanzt wird und sehr leicht einwächst. Aus seinem dicken und mittleren Holz macht man Bogen und aus dickerem, das ohne Knoten ist, sehr gute Pfeile. Ebenso werden aus seinem Holz Röhren für Weinkeller und Fässer gemacht. Seine Eigenschaft ist warm und trocken im zweiten Grad. Für die Medizin kommt hauptsächlich seine Rinde in Betracht, in zweiter Linie seine Blätter und Blüten. Er hat eine harntreibende, anziehende und reinigende Kraft. Angesichts der täglich vor sich gehenden Purgation gebe man vor der Stunde des Stuhlgangs die Flüssigkeit eines Absuds von der mittleren Rinde des Holunders. Ferner tötet Holundersaft für sich allein oder mit Honig verabreicht, Eingeweidewürmer. Um die Monatsblutung herbeizuführen, verwendet man den Saft seiner Rinde oder legt seine Blätter als Umschlag auf. Ein Umschlag mit dem gesalzenen Wasser eines Absuds seiner Rinde befreit von geschwellenen Füßen und nimmt den Schmerz von äußeren Körperteilen weg. Ein Absud von Holunderblüten bewirkt eine gute Verdauung, räumt Blähungen fort, kräftigt das Herz, ist gut für den Kopf, frischt das Gedächtnis auf, fördert die Beredsamkeit, ist wirksam gegen die entstehenden Spuren eines Sonnenbrandes. etc.

Die *Tamariske* ist ein Baum, der warm ist und trocken im zweiten Grad. Der Wein aus seinem Absud ist wirksam bei Verstopfung von Milz und Leber. Ebenso beseitigt er den Harnzwang und besser, wenn man ihn mit dem Essen kocht. Das gleiche bewirkt ein häufiges Trinken aus einem Gefäß, das aus ihrem Holz gemacht ist. Ihre Rinde ist von größerer Wirksamkeit als ihre Blätter.

Terebintus, vt dicit Ysidor, arbor est nobilis foliis graciosa et pulchra nimisque exerta in auras liberas eleuatur. Hec arbor resinam generat omnium resinarum prestantiorem ac odore iocundiorem. Palladius: ad rumpenda apata fiat emplastrum ex ea et farina ordeï. Generat autem thus valde odoriferum. Ex resina eius fit balsamus artificialis.

fol. 30^v (Leerseite)

fol. 31^r Vitis, vt dicit Petrus de Crescenciis, est quedam humilis arbustula, multum tortuosa, nodosa et scabiosa, latissimos habens poros et magnam medullam et frondes latas et intercisas. Que sine putatione et palorum aut arborum auxilio diu viuere et commode stare non potest. Et eius quidem fructus est uua. Ex cuius succo fit vinum, preciosissimus liquorum. Folia vitis sunt multum medicinalia. Nam vulnera mundant et sanant. In aqua decocta calorem febrilem refrigerant. Estuationem et tumorem stomachi cataplasmata mire sedant. Pregnantem adiuuant, sompnum prouocant, et cerebrum confortant. Eius lacrima potata sepe calculos frangit, vt dicit Dyas. Visum acuit, lippitudinem oculorum tollit, morsibus venenosis succurrit et ventrem sistit. Cinis eius valet ad predicta cum succo rutte vel nuce et oleo admixtus. Plinius autem dicit, quod folia vitis dolorem capitis amputant, inflationem sedant. Et cum farina ordeï calidam arteticam curant. Dissintericos valde iuuant, si eorum succum bibant patientes. Cortex vitis et folia arida vulnerum sanguinem sedant, ipsumque vulnus conglutinant et sanant. Cinis corticis per se pilos ablatos restaurat et multiplicat.

Der *Terpentinbaum* ist, wie Isidor sagt, ein edler Baum, anmutig und schön in seinen Blättern und allzu kräftig erhebt er sich in die freien Lüfte. Dieser Baum erzeugt ein Harz, das vorzüglicher und in seinem Geruch angenehmer ist als jedes andere Harz. Palladius: Um Geschwüre aufzubrechen mache man aus ihm und Gerstenmehl ein Pflaster. Er erzeugt einen sehr wohlriechenden Weihrauch. Aus seinem Harz stellt man künstlichen Balsam her.

Der *Weinstock* ist, wie Petrus de Crescentiis sagt, ein kleinwüchsiges, vielfach gewundenes Bäumchen voller Knoten und Schrunken, das sehr weite Röhren und viel Mark hat, sowie breite und eingeschnittene Blätter. Es vermag ohne Beschneiden und ohne die Unterstützung durch Pfähle oder Bäume nicht lange zu existieren und sich gehörig aufrecht zu halten. Seine Frucht ist die Traube, aus deren Saft der Wein gemacht wird, die kostbarste aller Flüssigkeiten. Die Blätter des Weinstocks sind sehr heilkräftig, denn sie reinigen und heilen Wunden. Abgekocht in Wasser lindern sie die Hitze des Fiebers. Umschläge mit ihnen beseitigen in wundersamer Weise die Wallung und das Anschwellen des Magens. Sie helfen den Schwangeren, bringen den Schlaf und kräftigen das Gehirn. Das Trinken seines ausgeschwitzten Saftes zertrümmert oft Blasensteine, wie Dyas behauptet. Er schärft das Sehvermögen, beseitigt Triefäugigkeit, ist eine Hilfe bei giftigen Bissen und beruhigt den Magen. Seine Asche ist wirksam bei den vorgenannten Übeln, wenn man sie mit dem Saft der Raute oder mit Nuß und Öl mischt. Plinius aber sagt, daß Weinblätter Kopfweh beseitigen, Blähungen beruhigen. Und in Verbindung mit Gerstenmehl heilen sie den heißen Gelenkschmerz. Für Menschen, die an Ruhr leiden, sind sie eine große Hilfe, wenn die Kranken ihren Saft trinken. Die Rinde des Weinstocks und seine trockenen Blätter stillen das Blut von Wunden und verkleben und heilen die Wunde selbst. Asche aus der Rinde stellt verlorenen Haarwuchs wieder her und vermehrt ihn.

De aere, qui vitibus conuenit et situ et terra vinearum

fol.31^v Celum mediocris qualitatis tepidum magis quam frigidum esse debet, sic-
cum potius quam umbrosum. Sed ante omnia vitis l procellas ventosque for-
midat. Aquilo tamen vites sibi subiectas fecundat, auster vero nobilitat. Ideo-
que in arbitrio nostro est, si plus de vino habeamus an melius de situ vinearum.
Est etiam sciendum, quod campi a montibus remoti et valles non aquose lar-
gius vinum ferunt, colles vero et campi iuxta eos existentes et naturam eorum
habentes nobiliter vinum faciunt. Vtilem vero vineis terram per hec signa
cognosces, si coloris et corporis rari aliquatenus et resoluti est. Virgulta, que
protulit leuia, nitida, proceras et fecundas sunt vt pirus siluestris, prunus, rubus
etc. huiusmodi, neque intorta neque sterilia neque scabiosa nec macra exilitate
languentia.

Additio: In locis frigidis et in montibus vineta ad septentriones ponere
respue!

De virtute uuarum

Vua acerba frigida est in tercio gradu, sicca in secundo, vnde plus competit
medicines quam esui.

Vua matura, que est in sua completa dulcedine, sanguinem laudabilem facit.
Eius cortex et ossa frigida sunt et sicca. Et si cum eis edatur, indurat egestio-
nem et inflationem et ventositatem generat et humores longinquos a sanguine
laudabili. Appense et ab humoribus superfluis desiccate ceteris visus sunt lau-
dabiliores et subtilibus dietis conuenientes, ab inflatione longe sunt et fumosi-
tate nec stiptice sunt nec solubiles. Vua, cuius sapor est dulcis et grossus mel-
fol. 32^r lique vicinus, calidior est sitimque generat et ad digerendum l durior, inflatio-
nem faciens ac rugitum et opilationem splenis et epatis.

Vua, cuius sapor est subtilis aquosus, frigidior est et digeri leuior stomacho,
confortatiua et mundificatiua a colericis humoribus, sitis mitigatiua et conue-
niens complexionibus temperatis.

Vua, cuius sapor est medius inter predictas, est leuis nutriture et medie
potencie.

Vom Klima, das dem Weinstock zuträglich ist, und von der Lage und dem Erdreich der Weingärten

Das Klima soll gemäßigt sein, eher mild als kalt, besser trocken als schattig. Aber vor allem fürchtet die Weinrebe Sturm und Wind. Doch macht der Nordwind die Reben, die ihm ausgesetzt sind, fruchtbar, der Südwind aber veredelt sie. Daher liegt es in unserem Ermessen, ob wir aus der Lage der Weingärten mehr oder besseren Wein erhalten. Man muß auch wissen, daß Flächen, die vom Gebirge entfernt liegen, und Täler, die nicht wasserreich sind, reichlicher Wein bringen, daß aber Hügel und Ebenen, die sich in deren Nähe befinden und ihre Natur haben, edleren Wein erzeugen. Das Erdreich aber, das für Weingärten tauglich ist, wirst du an folgenden Merkmalen erkennen: Wenn es in einem gewissen Grade farblos locker und nicht tiefgründig ist, wenn das Buschwerk, das es wachsen ließ, gering, üppig, hochwüchsig und fruchtbar ist, wie wilde Birnbäume, Schlehen, Brombeere und anderes dieser Art, und wenn es nicht verkümmert, unfruchtbar und krätzig ist und nicht in magerer Schwächigkeit dahinwelkt.

Beifügung: Verschmähe es, Weingärten in kalten Gegenden und im Gebirge nach Norden zu anzulegen!

Vom Wert der Trauben

Die saure Traube ist kalt im dritten, trocken im zweiten Grad, daher kommt sie mehr für die Medizin in Betracht als für den Verzehr.

Die reife Traube, die im Besitze ihrer vollen Süße ist, macht gutes Blut. Ihre Haut und ihre Kerne sind kalt und trocken. Wird sie mit diesen gegessen, so macht sie die Stuhlentleerung hart, verursacht Blähungen und erzeugt Säfte, die weit entfernt sind von gutem Blut. Hängt man sie auf und trocknet sie von überflüssigen Säften, so sind sie besser als die anderen Trauben und gründlicher Diät bekömmlich. Sie verursachen keinerlei Blähungen und kein Aufstoßen und sind weder verstopfend noch abführend. Die Traube, deren Geschmack süß, voll und dem Honig ähnlich ist, ist wärmer, erzeugt Durst, ist ziemlich schwer verdaulich, indem sie Blähungen bewirkt, Kollern im Leib und Verstopfung von Milz und Leber.

Die Traube, deren Geschmack leicht wässrig ist, ist kälter und für den Magen leichter zu verdauen; sie hat die Fähigkeit, ihn zu kräftigen und von cholерischen Säften zu reinigen, den Durst zu stillen und ist zuträglich für einen ordentlichen Zustand des Körpers.

Die Traube, deren Geschmack die Mitte hält zwischen den vorgenannten, hat geringeren Nährwert und mittlere Wirksamkeit.

Alba vua clara et aquosa facile digeritur et leuiter nutrit, venas cito perforat et vrinam prouocat.

Nigra grossa est digeri dura, sed confortatiua stomachi et si bene digeratur, nutrimentum bonum prestat.

Ruffa vel citrina est media predictorum.

Vua passa sicca est ad comparationem viridis. Et ex ea quedam est dulcis, que calidior est et humidior, maxime, si nigra sit. Hec valet ad dolorem pectoris et pulmonis et tussim mitigat. Que vero acerbitatem habet, minus nutrit et frigidior est et siccior dulci, ideoque stomachum confortat, calorem extinguit et ventrem constipat.

Additio: Vue, si comedantur in hora, qua de vite accipiuntur, si stomachum inueniant malis humoribus plenum vel cibis et digerere sit imbecillis, in eo morantur et inflationem generant et rugitum et in humores malos conuertuntur et fumum noxium plurimum creant. Oppositum faciunt, si oppositum inueniant. Appense in mustum misse vel sappa grosse diete sunt, ventositatem et inflationem producant.

fol. 32^v

De tempore vindemie

Sciendum est, si uve colliguntur post terciam rore consumpto, aere calido et sereno, vinum erit potentius et melius duraturum. Contraria vero contrarium operantur. Uve nimis mature vinum faciunt dulcius, sed minus potens minusque durable. Uve nimis acerbe faciunt vinum subtile et infirmum non permanens. Mediocres faciunt vinum potens et melius duraturum. Uve in augmento lune collecte vinum minus seruabile faciunt, in detrimento magis. Oportet ergo vindemiare maxime luna existente in cancro, leone vel scorpione vel aquario. Ea vero finiente et subterranea existente festinare oportet vindemiam facere, vt ait Burgundius.

Additio: Dolia antequam immittatur mustum, aqua salsa puni spongia ablui oportet et incenso aut thure albo fumigare.

Die weiße und saftige Traube ist leicht verdaulich und nährt nur wenig, dringt rasch durch die Adern und regt das Urinieren an.

Die schwarze, dicke Traube ist schwer verdaulich, jedoch den Magen kräftigend, und wenn sie gut verdaut wird, bildet sie ein gutes Nahrungsmittel.

Die rote oder gelbe Traube liegt in der Mitte der eben genannten.

Die Rosine ist trocken, verglichen mit der frischen Traube. Davon ist eine süß, die wärmer und saftiger ist, besonders wenn sie schwarz ist. Sie ist wirksam bei Schmerzen in der Brust und Lunge und lindert den Husten. Jene aber, die einen herben Geschmack hat, nährt weniger und ist kälter und trockener als die süße. Daher kräftigt sie den Magen, löscht die Hitze und verstopft den Leib.

Beifügung: Ist man Trauben in der Stunde, in der sie vom Weinstock genommen werden, und finden sie den Magen voll von üblen Säften oder Speisen, und ist dieser schwächlich bei der Verdauung, so bleiben sie in ihm liegen, verursachen Blähungen und Magenknurren, verwandeln sich in üble Säfte und verursachen viel schädlichen Dunst. Das Gegenteil bewirken sie, wenn sie das Gegenteil vorfinden. Hängt man sie auf und legt sie dann in Most oder Mostsirup, so sind sie schwer verdaulich und rufen Blähungen hervor.

Die Zeit der Weinlese

Man muß wissen, daß der Wein, wenn die Trauben nach drei Uhr, nachdem der Tau getrocknet ist, bei warmem und heiterem Wetter geerntet werden, stärker und haltbarer sein wird. Gegenteiliges Handeln hat eine entgegengesetzte Wirkung. Allzu reife Trauben ergeben einen süßeren, aber weniger starken und dauerhaften Wein, allzu saure Trauben ergeben einen dünnen, schwachen Wein, der sich nicht hält. Trauben, welche die Mitte davon halten, ergeben einen starken und besser haltbaren Wein. Trauben, die bei zunehmendem Mond geerntet werden, ergeben einen weniger haltbaren Wein, wenn man sie bei abnehmendem Mond erntet, einen haltbaren. Man soll also die Weinlese am besten vornehmen, wenn der Mond im Zeichen des Krebses, des Löwen, des Skorpions oder des Wassermanns steht. Geht dieses aber zu Ende und ist Neumond, so muß man sich mit der Weinlese beeilen, wie Burgundius sagt.

Beifügung: Bevor man den Most in die Fässer bringt, muß man diese mit Salzwasser reinigen, mit einem Schwamm auswaschen und mit Räucherwerk oder weißem Weihrauch ausräuchern.

De transvasatione vini

Oportet vinum transvasare in borealibus ventis, nequaquam in australi. Et imbecilliora quidem in vere, fortiora autem in estate. Vina, que sunt in aridis locis post solsticium brumale, et hoc cum luna augetur et subterra. Nam si vinum transvasetur in luna plena, fiet acetum. Scire oportet, quoniam, cum vinum a fece separatur, subtilius et imbecillius fit. Affirmant expertissimi viri, quod, si circa festum omnium sanctorum, cum vinum ebullire cessauerit et fex ad fundum descenderit, ipsum remoueatur a fece grossa faciet in hyeme materiam subtilem, cum qua melius conseruabitur | et post hyemem facilius clarificabitur tempore veris. Item dicunt, quod, si vinum diu cum fece moretur, adueniente calore ei adeo incorporabitur, quod eius sapore inficietur et non poterit aliquibus clarificari modis, nisi coquatur vsque ad principium ebullitionis lento igne et claro et in vase mundo ponatur cum saluia habente in fundo duos baculos vel vnam tegulam mundam inuersam et mantellum de grosso panno.

Signum cognoscendi vinum durabile

Discooperto vase vinum, quod est in tegmine, gusta. Si quidem vinosum est, optimum est vinum, si vero aquosum, non.

Additio: Nec ieiuno stomacho nec post vltimam potationem et comestionem precipue rerum salsarum et amararum vina gustanda sunt, nec post gustum casei et nucum.

Über das Umfüllen des Weines

Man muß den Wein umfüllen bei nördlichen Winden, keineswegs aber bei Südwind, und zwar die schwächeren Weine im Frühjahr, die stärkeren aber im Sommer. Weine, die sich an trockenen Orten befinden, nach der Wintersonnenwende und zwar bei zunehmendem Mond und bei Neumond. Füllt man nämlich den Wein bei Vollmond um, so wird er zu Essig. Man muß wissen, daß der Wein, wenn er von der Hefe getrennt wird, feiner und schwächer wird. Sehr erfahrene Leute behaupten, daß der Wein, wenn er um das Fest Allerheiligen nach vollendeter Gärung und wenn die Hefe auf den Grund gesunken ist, von der dicken Hefe entfernt wird, im Winter einen feinen Stoff ausbildet, durch den er sich besser hält und nach dem Winter im Frühjahr sich besser klärt. Ebenso sagen sie, daß der Wein, wenn er lange auf der Hefe bleibt, sich mit dieser bei beginnender Wärme so sehr verbindet, daß er sich mit ihrem Geschmack vermischt und sich auf keine Weise klären läßt, außer man kocht ihn, bis er anfängt zu sprudeln, auf leichter und heller Flamme und bringt ihn zusammen mit Salbei in ein sauberes Gefäß, das auf seinem Boden zwei Stäbe oder einen sauberen, umgekehrten Ziegel hat und eine Umhüllung mit grobem Tuch.

Kennzeichen für einen dauerhaften Wein

Öffne das Faß und verkoste den Wein, der sich darin befindet. Schmeckt er unstreitig wie Wein, so ist es sehr guter Wein. Nicht aber, wenn er wie Wasser schmeckt.

Beifügung: Weder bei nüchternem Magen, noch wenn man zuletzt vor allem gesalzene und bittere Dinge getrunken und gegessen hat, darf man Wein verkosten, auch nicht nach dem Genuß von Käse und Nüssen.

De nocumentis, que vino accidunt

fol. 33^v Accidit vino propter aquositatem corruptibilem in vite vel postea sibi admixtam, vt corrumpatur et vertatur propter varias causas extraneo calore in ipsa agente. Quod si fex vel modicum talis vini eodem dolio extracto relinquatur in vase nec aperiatur vas et mundetur, conuertitur in muffam, que vas inficit. Deinde quodlibet in eo positum consequenter corrumpitur. Et si ex vino tali in sanum dolium vel aliud vinum miscetur aliquid seu imponitur, ipsa inficit et in suam corruptam naturam conuertit. Item vinum forte et l potens et precipue dulce grossum, si tempore calido dimittatur in vase non pleno nec desuper clauso, evaporat calidum et humidum vini, remanet frigidum et siccum, quod in aecessitatem conuertitur. De quorum omnium cura dicendum est.

Quibus temporibus vinum faciliter versetur

Omne vinum vertitur circa pleiadis occasum et circa solstitium estiuale et circa canem estiuum, quod vulgariter currus vocatur et generaliter circa omnes ventos annuales et in estu et in gelu et in largis imbribus vel propter violentum ventum aut terremotum vel propter durum tonitruum vel quando florescunt rose vel vinee, vt Burgundius ait.

Von schädlichen Einflüssen auf den Wein

Es passiert dem Wein, daß er wegen eines verderblichen Wassergehaltes im Weinstock oder infolge späterer Beimischung verdirbt und aus verschiedenen Gründen, wenn Wärme von außen auf ihn einwirkt, umkippt. Wenn aber Hefe oder ein kleiner Rest von solchem Wein, wenn er aus dem Faß entfernt wurde, darin zurückbleibt und wenn man das Faß nicht öffnet und reinigt, so verwandelt er sich in Schimmel, der das Faß infiziert. Was immer später in es hineingebracht wird, verdirbt folgerichtig. Und wenn mit solchem Wein anderer Wein in einem gesunden Faß vermischt oder in es gebracht wird, so infiziert er ihn und verdirbt ihn. Wenn man ferner starken, kräftigen und vor allem süßen Wein in der warmen Jahreszeit in einem Faß stehen läßt, das oben nicht völlig verschlossen ist, so verdunstet das Warme und Feuchte des Weines, zurück bleibt das Kalte und Trockene, das sich in Essig verwandelt. Über die Obsorge bei all diesen Dingen ist zu reden.

Zu welchen Zeiten der Wein leicht umkippt

Jeder Wein kippt um zur Zeit des Untergangs der Pleiade, der Sommersonnenwende, des sommerlichen Hundsterns, der im Volksmund ‚Wagen‘ genannt wird und allgemein bei allen Winden des Jahres, bei Hitze, bei Frost und bei lange anhaltendem Regen oder wegen eines Sturmes, Erdbebens, starken Gewitters oder wenn die Rosen blühen oder die Weinberge, wie Burgundius sagt.

Qualiter prouideri possit, ne vinum versetur

Recipe sulphuris . . . thuris albi, seminis eruce albe . . . vel quantum vis. Dissoluatur sulphur lento igne et thus et eruca prius puluerisata sulphuri misceantur. Deinde in hac mixtura adhuc supra ignem posita inuolue ligni tilie astulas tenues et crispas vel circulares quotquot vestire poteris tunicis huius confectionis. Et cum operari volueris: Recipe predictarum astularum quinque pro vno ternario et paruum vasculum capiens vnam urnam. In quo vasculo prius accensis astulis tenendo cum thuribulo ferreo intus in vasculo fac suffumigationem et obstrue os vasculi cum panniculo madefacto, ne fumus exeat, pro-
fol. 34^r iectisque carbonibus ex astulis factis l immitte per clesodram ex ternario vinum vasculo fumigato, donec impleatur et interim os vasculi circa clesodram diligenter obstrue cum panniculo madido, ne fumus exspiret. Demum recipe id vinum sic fumigatum et repone ternario claudendo os vasis post infusionem. Et erit vinum permanens. Ad idem aliud: Si vinum fuerit expressum ex putridis botris aut recemis aut alias dispositum ad corruptionem, tum transuasetur a matre sua. Et post nimiam motionem, quemadmodum dicitur de vino terre amene, infundantur ei feces alie siccefacte. Recipe pro vno ternario farine similaginis lb.sex vini sublimati mensuras monacenses tres, misce simul in vase stagneo vel vitreo et sic infunde predicto vino. Et si post infusionem statim incipit ebullire per os vasis ad modum olle ebullientis ad ignem, signum certum habebis, quod huiusmodi vinum optime reformabitur et erit permanens in finem.

Qualiter vinum album in alium colorem transmutetur

Recipe succi morusarum recencium partes tres, mellis dispumati et vini sublimati ana partem vnam mistis. Aliter: Recipe pro vna vrna vini croci . . . dissoluatur in eo. Item predicta mixtura succi morusarum potest per quinque annos et ultra conseruari. Et valet eciam pro reformatione vini rubei acescentis. Probatum est. Et hoc, si in vase italico ponantur tres mesure monacenses.

Wie man Vorsorge treffen kann, daß der Wein nicht umkippt

Nimm Schwefel, weißen Weihrauch, Samen der weißen Rauke, löse den Schwefel auf an langsam brennendem Feuer und mische den Weihrauch und die Rauke, die du zuvor pulverisiert hast, mit dem Schwefel. Dann umhülle mit dieser Mischung, die noch auf dem Feuer steht, so viele zarte krumme oder gebogene Ästchen von Lindenholz wie du mit ihr zu umkleiden vermagst. Und wenn du ans Werk gehen willst, so nimm von den genannten Ästchen fünf für einen Ternar und ein kleines Gefäß, das einen Krug faßt. Dieses Gefäß räuchere mit den vorher angezündeten Ästchen aus, indem du diese im Innern des Gefäßes mit einer eisernen Räucherpfanne hältst, und verschließe die Öffnung des Gefäßes mit einem angefeuchteten Tuch, damit der Rauch nicht entweiche. Wirf die Kohlen, die aus den Ästchen entstanden sind, fort und gieße durch eine Clepsychra aus dem Ternar Wein in das ausgeräucherte kleine Gefäß, bis es voll ist und verschließe dabei die Öffnung rings um die Clepsychra sorgfältig mit dem feuchten Tuch, damit der Rauch nicht entweiche. Schließlich nimm diesen so beräucherten Wein und bringe ihn in den Ternar zurück, wobei du die Öffnung des Fasses nach der Eingießung verschließt. Und der Wein wird sich halten. Für den gleichen Zweck ein anderes Rezept: Wenn der Wein aus faulen oder nachgelesenen Trauben gekeltert wurde oder sonstwie zur Verderbnis veranlagt ist, so fülle man ihn um aus seinem ursprünglichen Behältnis, und nachdem man ihn gründlich umgerührt hat, wie beim Wein aus einem anmutigen Land gesagt werden wird, schütte man fremde, getrocknete Hefe in ihn. Nimm für einen Ternar 6 Pfund Weizenmehl, drei Münchner Maß Sublimatwein, mische sie in einem zinnernen oder gläsernen Gefäß und gieße sie in den vorgenannten Wein. Und wenn er nach dem Eingießen sogleich anfängt durch die Öffnung des Fasses hervorzusprudeln nach Art eines am Feuer siedenden Topfes, so hast du ein zuverlässiges Zeichen, daß sich ein solcher Wein aufs beste erneuern und bis ans Ende haltbar sein wird.

Wie Weißwein in eine andere Farbe umgeändert wird

Nimm drei Teile Saft von frischen Maulbeeren. Mische ihn mit ein Teil abgeschäumtem Honig und Sublimatwein. Ein anderes Rezept: Nimm für einen Krug gelben Wein. Löse es darin auf. Ferner: Die vorgenannte Mischung mit dem Maulbeersaft kann man fünf Jahre und darüber aufbewahren. Sie ist auch wirksam für die Verbesserung von Rotwein, der zu Essig wird. Das ist erprobt, und zwar, wenn in ein italienisches Faß drei Münchner Maß gebracht werden.

Recipe farine triticee pro vno ternario tricenarios sex vnus metrete, vini reformandi mensuras quatuor aut lb.octo, fermenti mensuras duas. Et ponatur vinum predictum in cantaro ad aquam calidam, vt calefiat. Illoque calefacto misce farine predicte et fermento. Sicque dimittatur stare in loco calido per horam vel vltra videlicet quousque est in cremento. Deinde adde vini sublimati odoriferi vnam vel duas mensuras, si vinum est devile et minus substantiosum, et sic infundatur vino reformando. Et scias, quod prius oportet te extrahere ex vase vini reformandi quasi quartale vnus vrne. Demum immergatur canna ferrea plena foraminibus et per violentam ligni competentis canne intrusionem et extractionem diu quassetur vinum reformandum. Deinde moueantur eciam feces vini a fundo sursum. Post iterum immergatur canna ferrea et quassetur, donec vinum incipiat ebullire per os vasis. Et demum infundatur temperatura fermenti predicti, deinde vinum extractum de vase prius quassatum fortiter cum canna vt supra addito sale, si placet . . . Et scias, quod vinum reformabitur eciam sine temperatura predicta per solam quassationem et motionem vt supra, licet melius sit, si addatur temperatura etc.

Extrahe primo de vase vini clarificandi quasi vnum quartale vnus vrne. Deinde immergatur per orificium vasis spatula foraminibus plena attingens vsque ad fundum vasis et sursum vltra orificium ita, vt manibus bene teneri possit. Et sic cum predicta spatula moueatur vinum fortiter et continue vbilibet spacio vnus hore ad minus. Interim verberentur oua noua, videlicet clara cum vitellis ouorum in scaffa cum scobula vel spatula quadridentina in tantum, vt vertantur in spumam vel quovsque vas, in quo verberantur, repleatur ex eorum spuma et dissoluatur omnis eorum viscositas. Deinde colentur panno lineo et mundo. Post addantur predictis ovis due mesure monacenses vini clarificandi et misceantur cum spatula, vt simul incorporentur. Dehinc effundantur alte et impetuose alternatis decem vicibus de vna scaffa in aliam

Wie zweifelhafter Wein gebessert wird

Nimm für einen Ternar sechs Tricenarien einer Metrete Weizenmehl, aus dem Faß des zu bessernden Weines vier Maß oder sechs Pfund und zwei Maß Gärungsmittel. Stelle den genannten Wein in einer Kanne in heißes Wasser, damit er sich erwärme. Nach seiner Erwärmung mische ihn mit dem vorgenannten Mehl und dem Gärmittel. So lasse ihn an einem warmen Ort eine Stunde lang oder länger stehen, solange er nämlich am Gären ist. Dann gib ein Maß vorzüglichen, wohlriechenden Weines hinzu oder zwei Maß, wenn es ein schwacher und weniger gehaltvoller Wein ist, und gieße ihn so in den Wein, der gebessert werden soll. Und wisse, daß du vorher aus dem Fasse des zu bessernden Weines etwa das Viertel eines Kruges abziehen sollst. Schließlich tauche ein eisernes Rohr, das voller Löcher ist, hinein und durch kräftiges Hineinstoßen und Herausziehen eines zu dem Rohr passenden Holzes rühre tüchtig den zu bessernden Wein durch. Dann bringe auch die Hefe des Weines vom Boden aus in die Höhe. Danach tauche wieder das Eisenrohr ein und rühre, bis der Wein durch die Öffnung des Fasses zu sprudeln beginnt. Und schließlich gieße die vorgenannte Mischung des Gärmittels hinein, dann den zuvor aus dem Fasse abgezogenen Wein, nachdem du ihn mit dem Rohr, wie oben gesagt, tüchtig durchgerührt hast, unter Beifügung von Salz, wenn du magst. Und wisse, daß der Wein sich auch bessern wird ohne die genannte Mischung durch bloßes Schlagen und Rühren, mag es auch besser sein, wenn die Mischung beigegeben wird.

Wie herbe Weine aus Tramin geklärt werden

Ziehe zuerst aus dem Fasse des zu klärenden Weines ungefähr das Viertel eines Kruges ab. Dann senke durch die Öffnung des Fasses einen Rührlöffel, der voller Löcher ist und bis auf den Boden des Fasses reicht und oben so über die Öffnung hinausragt, daß er gut mit der Hand gehalten werden kann. Und so bewege den Wein mit dem Rührlöffel kräftig und ununterbrochen überall wenigstens eine Stunde lang. Inzwischen schlage man frische Eier, und zwar das Eiweiß und den Dotter, in einem Gefäß mit einem kleinen Besen oder einem vierzinkigen Rührlöffel so lange, bis sie sich in Schaum verwandeln oder bis das Gefäß, in dem sie geschlagen werden, mit ihrem Schaum gefüllt ist und ihre ganze Klebrigkeit sich aufgelöst hat. Dann seihe man sie mit einem sauberen Leintuch ab. Danach gebe man zu den genannten Eiern zwei Münchner Maß des zu klärenden Weines und vermische sie mit einem Rührlöffel, damit sie sich miteinander verbinden. Hierauf schütte man sie abwechselnd zehnmal hoch herab und heftig aus dem einen Gefäß in ein anderes, nachdem man ein drittes geräumiges und längliches Gefäß darun-

supposita tertia scaffa ampla et longa. Post adde iterum duas mensuras vini clarificandi predictis ouis et effunde ex vna | scaffa in aliam vt prius alternatis decem vicibus. Et continua sic addendo semper duas mensuras, donec decem mensuras addidisti. His completis recipe de illa temperatura ouorum et vini quasi duas mensuras et infunde vasi clarificando et interim continue moueatur. Sed emitte per vasariam ex predicto vase alias duas mensuras vini et adde

fol. 35^v predictis ouis in scaffa remansis vino mixtis et effunde ex vna | scaffa in aliam decies vt prius. Et iterum recipe de ista temperatura duas mensuras et infunde vasi. Sed et alias duas mensuras iterum emitte ex vase et adde ouis predictis sic continuando donec decem mensuras emisieris, quod accidit quinta vice et semper effundatur ex vna scaffa in aliam vt supra. Et post demum tota mixtura insimul infundatur vasi. Et semper et continue moueatur vinum vasis ita, vt ante admixtionem temperature motus continuatus sit spacio vnus hore et in admixtione temperature similiter vnus hore. Et in fine percutiatur moderate superior pars vasis malleo ligneo, vt spumositatis resideat. Et si vas non sit plenum, repleatur vino primum ex vase extracto ita, vt vltimo aqua frigida vnus mensura infusio finiatur modicumque salis benedicti per os vasis spargatur desuper et sic in modum crucis spicis calamo claudatur cum cespite, ne diabolica incursione turbetur. Item his ita dispositis et preparatis, ne predictum vinum versetur et vt perfecte clarificetur, recipe terre albe, vulgariter dachen, pro vna vrna lb. semis, puluerizetur et cribretur et infundatur aqua clara et recenti et frigida, moueaturque cum spatula, deinde permittatur residere. Et post aliquot horas abiciatur colatione supernatans immunditia. Et post iterum infundatur aqua recenti vt prius et iterum coletur vt prius. Et hoc fiat ter vel quater in die. Et continuetur sic per octo vel quatuordecim dies. Ex hinc

fol. 36^r octaua vel quatuordecima die recipiatur terra predicta | sic lota et preparata et ex vase de predicto vino cum ouis preparato mensura septem vel decem misceantur et effundantur simul de vna scaffa in aliam, vt supra dictum est de ouis. Et demum infundatur per clepsodram vino vasis et moueatur vinum interim vsque ad medium vasis. Et consumatum est. Item pro vna vrna vini dentur recipi quatuor oua ad minus et quinque ad maius. Item aliqui experimentatores recipiunt vitella et claram ouorum tantum vt supra. Alii recipiunt vitella ouorum tantum. Et post octo vel quatuordecim dies loco terre albe, vulgariter dachen, addunt harenam prius bene lotam. Et si ex post predictum vinum fuerit pendulum, addunt etiam pastam fermentatam ex siligine vernali factam ponentes pro vna vrna lb. vnam. Alii vero recipiunt pro vno vase capiente 15 vrnas oua 75 cum clara et vitellis et lactis vaccini recentis remoto prius butiro mensuras viginti et dachen libras viginti preparantes oua vt supra, deinde admiscentes lac ouis et effundentes de vna scaffa in aliam, vt supra dictum est de vino et ouis et addunt terram albam, vulgariter dachen immediate post

tergestellt hat. Darauf gebe man wiederum zwei Maß des zu klärenden Weines zu den vorgenannten Eiern und gieße sie abwechselnd wie vorher zehnmal aus dem einen Gefäß in ein anderes. Und man fahre damit so fort, immer zwei Maß hinzuzufügen, bis man zehn Maß beigegeben hat. Sind diese voll, so nimm von jener Mischung aus Eiern und Wein ungefähr zwei Maß und gieße sie in das zu klärende Faß und rühre dabei unaufhörlich um. Entnimm aber aus dem genannten Faß weitere zwei Maß Wein und gib sie zu den Eiern, die mit Wein gemischt in dem Gefäß zurückgeblieben sind, und gieße sie wie zuvor zehnmal von dem einen Gefäß in das andere. Und entnimm wiederum von dieser Mischung zwei Maß und gieße sie in das Faß. Entnimm aber wiederum zwei Maß aus dem Faß und füge sie zu den Eiern, indem du so fortfährst, bis du zehn Maß entnommen hast, was beim fünften Mal der Fall ist, und gieße immer aus dem einen Gefäß in das andere wie oben. Und zum Schluß wird die ganze Mischung zugleich in das Faß gegossen. Und rühre stets unaufhörlich den Wein des Fasses dergestalt, daß vor der Beifügung der Mischung das Rühren eine Stunde lang dauerte und bei der Beimischung ebenfalls eine Stunde. Und am Schluß schlage maßvoll den oberen Teil des Fasses mit einem hölzernen Hammer, damit der Schaum sich setze. Und sollte das Faß nicht voll sein, so fülle es mit dem zuvor abgezogenen Wein so, daß zuletzt das Eingießen eines Maßes kalten Wassers den Abschluß bildet. Und streue ein wenig geweihtes Salz durch die Öffnung des Fasses und schließe es mit einem Getreidehalm in Form eines Kreuzes und mit einem Grasbüschel, damit der Wein nicht durch das Eindringen des Teufels getrübt werde. Damit ferner vorgenannter Wein nach diesen Maßnahmen nicht umkippe und daß er vollkommen geklärt werde, nimm weiße Erde, im Volksmund ‚dachen‘ genannt, für einen Krug ein halbes Pfund, pulverisiere und siebe sie und gieße sie mit klarem, frischem und kaltem Wasser hinein und rühre sie mit einem Rührlöffel um, dann lasse sie sich setzen. Und nach etlichen Stunden entferne durch Absehen den an der Oberfläche schwimmenden Schmutz. Und dabei gieße sie wieder mit frischem Wasser hinein und seihe ab wie zuvor. Und das geschehe drei- oder viermal am Tage und fahre damit acht oder vierzehn Tage fort. Und dann nimm am achten oder vierzehnten Tage die vorgenannte Erde, nachdem sie so gereinigt und vorbereitet worden ist, und mische aus dem Faß von dem vorgenannten, mit Eiern präparierten Wein sieben oder zehn Maß dazu und gieße sie von einem Gefäß in ein anderes, wie oben von den Eiern gesagt worden ist. Und schließlich gieße sie durch eine Klepshydra in den Wein des Fasses und rühre dabei den Wein bis zur Mitte des Fasses um. Und damit: Fertig!

Für einen Krug Wein muß man wenigstens vier und höchstens fünf Eier nehmen. Manche versuchen es mit dem Dotter und dem Eiklar wie oben, andere nehmen nur den Eidotter. Und nach acht oder vierzehn Tagen fügen sie anstelle der weißen Erde, im Volksmund ‚dachen‘, vorher gut gewaschenen Sand hinzu. Und wenn besagter Wein hinterher von zweifelhafter Haltbarkeit sein sollte, so geben sie auch einen gesäuerten Mehlbrei aus Frühlingsweizen dazu, wobei sie für einen Krug ein Pfund nehmen. Andere nehmen für ein Gefäß, welches fünfzehn Krüge faßt, fünfundsiebzig Eier mit dem Eiklar und dem Dotter und zwanzig Maß frische Kuhmilch nach dem Entfernen der Sahne und zwanzig Pfund ‚dachen‘, indem sie die Eier, wie oben behandeln. Dann vermischen sie die Eier mit der Milch und gießen sie von einem Gefäß in ein anderes, wie oben von den Eiern und dem Wein gesagt wurde, und fügen unmittelbar nach dem Ein-

immissionem lactis et ouorum modo predicto. Sed a fide dignis percepi, quod fieri debeat post octo vel nouem dies. Et si post hoc predictum vinum versetur, extrahunt idem in aliud vas novum aut vetus prius ab intra diligenter rasum. Et addunt secundam temperaturam ponentes pro vna vrna clara trium ouorum. Et post aliquot dies addunt dachen modo predicto et per omnia agentes, vt primo dictum est. | Alius experimentator propter diuersas condiciones vrnarum tali experimento utebatur antequam addebat vino clarificando temperaturam: Prius colligebat de huiusmodi vino in tria vel quatuor vitra et cuilibet vitro addebat specialem temperaturam et sic probans, que magis competeret sibi, secundum hanc totum vinum vasis reformabat. Idem dicebat: Si vinum de terra amena post clarificationem pluries transuasetur, multo meliorabitur. Item vinum huiusmodi, si sit rubeum, facilius recipiet temperaturam. Alius dicebat, si statim post inuentionem ierit in curru per multa miliaria temperatura ad clarificandum adhuc fesso addatur, facilius recipiet illam.

Vt vina noua fiunt clariora et permanentiora, eciam vinum vetus pendulum reformabitur sic:

Recipe ydriam habentem in fundo foramen, cui subtus infixam sit canna. Cooperi intus fundum et foramen panno lineo et desuper imple idriam vsque ad medium vel vltra sabulo mundo prius loto. Et per hanc in vindemia funde mustum vasibus. Valet hoc eciam, si vinum vetus fuerit pendulum.

gießen der Milch und der Eier weiße Erde zu deutsch ‚dachen‘ hinzu auf die oben genannte Weise. Von glaubwürdigen Leuten habe ich vernommen, daß dies nach acht oder neun Tagen geschehen muß. Und wenn danach der Wein umkippt, bringen sie ihn in ein anderes neues, oder altes, vorher sorgfältig gereinigtes Faß und fügen eine zweite Mischung hinzu, indem sie für einen Krug das Klare von drei Eiern nehmen. Und nach einigen Tagen geben sie ‚dachen‘ auf die oben genannte Weise dazu und handeln in allem so, wie zuerst gesagt worden ist.

Ein anderer Tüftler machte wegen der Verschiedenheit der Krüge folgendes Experiment, bevor er die Mischung dem zu klärenden Wein beigab: Er schöpfte von diesem Wein in drei oder vier Gläser und fügte jedem Glas eine besondere Mischung hinzu, indem er ausprobierte, welche ihm besser entsprach. Mit dieser verbesserte er den ganzen Wein des Fasses. Der gleiche Mann sagte: Wenn Traminer Wein nach seiner Klärung öfter umgefüllt wird, wird er um vieles verbessert. Ferner: Wenn ein solcher Wein rot ist, wird er die Mischung besser annehmen. Ein anderer meinte, wenn der Wein sofort nach der Einfüllung auf einem Wagen über viele Meilen gefahren wird und ihm, wenn er noch ermüdet ist, die Mischung beigegeben wird, so nimmt er sie leichter an.

*Wie neue Weine klarer und dauerhafter werden.
Auch alter zweifelhafter Wein wird so gebessert*

Nimm einen Krug, der auf seinem Boden ein Loch hat, dem von unten ein Rohr angefügt ist. Bedecke im Innern den Boden und das Loch mit einem Leintuch und fülle den Krug bis zur Mitte oder darüber hinaus mit sauberem, vorher gewaschenem Sand. Und durch diesen gieße bei der Weinernte den Most in die Fässer. Dies ist auch wirksam, wenn alter Wein zweifelhaft sein sollte.

Aqua ardens faciens vinum odoriferum sic fit: Recipe sulphuris, thuris albi . . . vini sublimati fortissimi lb.septem. Thus et sulphur prius puluerizata ponantur in vino sublimato per novem dies in vitro bene clauso, postea sublimentur. Et post sublimationem adde vino sublimato hos pulueres: Recipe cinaconi, gariofilorum, anisii, zuccari . . . radice gariofilate . . . Species puluerizentur et radix incidatur minutim. Et sic serua in vitro ad vsum bene clauso. Et quanto species predictae diutius iacuerunt in tali vino sublimato, tanto melius. Et cum uti volueris, recipe aque ardentis sic preparate . . . pro vno ternario vini et infunde vasi. Et finitum.

Vt vinum debile et acerbum fiat delectabile

Recipe florum sambuci, vuarum passarum, mellis dispumati, vini sublimati ana libram vnam pro vna vrna. Confice sic: Mel et vinum sublimatum simul misceantur, flores vero et uve simul illigentur in panno lineo. Et omnia imponantur vino in vase stagneo, vulgariter stantner. Et finitum.

Wie Wein wohlriechend gemacht wird

Eine stark wirksame Flüssigkeit, die den Wein wohlriechend macht, wird auf folgende Weise hergestellt: Nimm Schwefel, weißen Weihrauch, sieben Pfund sehr starken Sublimatwein. Weihrauch und Schwefel werden pulverisiert und dann neun Tage lang in einem gut verschlossenen Glas in den Sublimatwein gelegt, hernach sublimiert. Danach gib dem Sublimatwein folgende Pulver bei: Nimm Kümmel, Gewürznelken, Anis, Zucker, Nelkenwurz. Pulverisiere die Gewürze und schneide die Wurzel in kleine Stücke und bewahre sie so zu Gebrauch in einem wohlverschlossenen Glase auf. Und je länger die genannten Gewürze in solchem Sublimatwein liegen, desto besser ist es. Und wenn du sie verwenden willst, nimm von der so vorbereiteten wirksamen Flüssigkeit für einen Ternar Wein und gieße sie in das Faß, und fertig!

Wie schwacher und saurer Wein lieblich gemacht wird

Nimm Holunderblüten, getrocknete Weinbeeren, abgeschäumten Honig, Sublimatwein, ein Pfund für einen Krug. Mache es wie folgt: Mische den Honig mit dem Sublimatwein. Die Holunderblüten und Weintrauben aber binde zusammen in ein leinenes Tuch. Und so verbringe alles in den Wein in einem zinnernen, im Volksmund ‚Stantner‘ genannten Gefäß. Und fertig!

Recipe piperis libram vnam, vini mensuras duas, bulliantur simul ad spacium medie hore. Deinde infunde vinum adhuc bulliens vino fetido et piper bullitum suspende in sacculo vsque ad medium vasis per diem et noctem. Et perfectum est. Ad idem aliud: Recipe radices gariofilatam, benedictinam et valerianam suspende ad medium vasis. Et est sciendum, quod huiuscemodi vinum, antequam ei aliquid imponatur, debet transuasari. Ad idem aliud: Transuasato prius vino et clarificato recipe pro vna vrna mellis despumati, succi feniculi recentis, vini sublimati, in quo prius posita sunt saluie, folia melisse et flores sambuci, micarum panis albi tosti . . . Confice sic: Mel et succus feniculi dissolutis simul ad ignem incorporentur et infrigidentur. Deinde additis vino sublimato et micis panis omnia simul incorporentur. Et sic demum infundantur vasi.

Contra acerbitem vini

Recipe pro vna vrna mellis vnam mensuram monacensem aut libras tres, aque dulcis mensuras quinque aut libras quindecim. Coquantur ista duo simul vsque ad consumptionem tercie partis et despumantur. Et post perfectam decoctionem colentur et sic infundantur vasi. Et si placet, adde vini sublimati . . . Possunt eciam in hac decoctione poni res aromaticæ vtpote gariofilis floris, nucis muscate, lignum aloes etc. vel flores sambuci, salvia, melissa etc. et hoc post despumationem, que statim transit. Item ad conficiendum de nouo vinum dulce: Recipe predictæ aque mellis partes nouem, vini sublimati partem vnam misce. Et si vis, vt eciam fiat odoriferum, pone prius in vino sublimato res aromaticas et erit preciosum et delectabile, sanum et conseruabile.

Gegen Schimmel oder üblen Geruch des Weines

Nimm ein Pfund Pfeffer, zwei Maß Wein und koche sie zusammen eine halbe Stunde lang. Dann gieße den noch sprudelnden Wein in den übelriechenden Wein und hänge den gekochten Pfeffer in einem Säckchen einen Tag und eine Nacht bis zur Mitte des Fasses. Fertig! Zum gleichen Zweck ein anderes Rezept: Nimm Nelkenwurz, Benediktenkraut und Baldrian und hänge sie bis zur Mitte des Fasses. Und man muß wissen, daß solcher Wein, bevor man etwas in ihn hineinbringt, umgefüllt werden muß. Zum gleichen Zweck ein anderes Verfahren: Für den zuvor umgefüllten und geklärten Wein nimm für einen Krug abgeschäumten Honig, frischen Fenchelsaft, Sublimatwein, in den zuvor Salbei, Melissenblätter, Holunderblätter, Holunderblüten und Stückchen von geröstetem Weißbrot gelegt worden sind. Verfahre so: Den Honig und Fenchelsaft löse man zusammen am Feuer auf, verbinde sie miteinander und lasse sie erkalten. Dann gebe man sie zu dem Sublimatwein und den Brotstückchen und verbinde alles miteinander. Und so gieße man es zuletzt in das Faß.

Gegen die Herbheit des Weines

Nimm für einen Krug ein Münchner Maß oder drei Pfund Honig, fünf Maß oder fünfzehn Pfund süßen Wassers. Beides koche zusammen, bis ein Drittel verdampft ist und schäume ab. Und nach vollendeter Abkochung seihe ab und gieße es so in das Faß und nach Belieben füge Sublimatwein hinzu. In diesen Absud kann man auch wohlriechende Dinge bringen, wie etwa Nelkenblüte, Muskatnuß, Holz der Aloe etc., oder Holunderblüten, Salbei, Melisse etc. und zwar nach dem Abschäumen, das schnell vorbei ist. Desgleichen, um den Wein aufs neue süß zu machen: Nimm vorgenanntes Wasser, mische es mit neun Teilen Honig und einem Teil Sublimatwein. Und willst du, daß der Wein auch wohlriechend wird, so bringe zuvor in den Sublimatwein wohlriechende Dinge, und der Wein wird kostbar und lieblich, gesund und haltbar sein.

Cinerem de vite alba aut vitalba pone in vino et non fiet acetum, vt quidam dicunt. Melius tamen precauetur, ne vinum fiat acetum, si teneatur in cella frigida plenis doliis et clausis optime, ne respiret. Quodsi vas non est plenum et est in loco calido et de acetositate futura timetur, accipiatur frustum lardi grossi optimi et in alba et subtili pacia lini seruetur et ab vno capite ligato funiculo per vendonem immitatur et in medium ventris vini descendat. Et si vinum bibendo minuetur, ipsius lardi fiet descensus et desuper vas claudatur et sic teneatur donec vinum consumptum fuerit. Et quanto plus lardi fuerit, tanto melius preseruabitur. Vt acetum mutetur in vinum, in eum semen porri debetur immitti. Alii dicunt, quod de acetositate iuuatur, super vendone frondibus vitis positis et sepius permutatis lapide semper aliquo superius existente. Alii dicunt, quod si oleum oliue ponatur in vase, tantum quod operiat superficiem vini, optime ab acetositate defenditur et cum vltima parte vini exhibit oleum et potest colligi.

Qualiter fiat acetum

Acetum fit hoc modo: Ponatur bonum vinum ita, quod semiplenum sit vas et precipue vinum dulce in loco calido et in vase aceto infecto et discooperto, et fiet acetum. Item si ponas vinum clarum vel turbidum in grapsis, vnde sit fol. 39^f vinum extractum, et paruam quantitatem superaddis aceti l et dimittas per vnam mensem vel amplius, optimum fiet acetum. Item, si radices raffani siccantur et puluerizentur et in vase ponantur, fiet statim acetum. Item acciptrina acetosa siccetur et puluerizetur et ex ea cum forti aceto fiat et siccetur et in vino ponatur, statim fiet acetum. Quod eciam in mensa fieri poterit. Et idem dicitur de radice raffani.

Wie man Vorsorge trifft, daß der Wein nicht zu Essig wird, und wie er von seiner Säure befreit wird

Bringe die Asche einer weißen Rebe oder Waldrebe in den Wein und er wird nicht zu Essig werden, wie manche behaupten. Besser jedoch hütet man sich davor, daß der Wein zu Essig wird, wenn man ihn in einem kühlen Keller, in vollen und wohlverschlossenen Fässern aufbewahrt, damit er nicht Luft bekommen kann. Wenn aber das Faß nicht voll ist und an einem warmen Ort steht und man fürchtet, der Wein werde zu Essig werden, nehme man ein Stück sehr guten Speck, verwahre es in einem feinen weißen Stück Leinen, befestige an einem Ende daran eine Schnur und lasse es durch das Spundloch in die Mitte des Weines hinab. Und wenn der Wein durch Trinken weniger wird, wird der Speck weiter hinabsinken und das Faß bleibe darüber geschlossen, bis der Wein aufgebraucht ist. Und je größer das Stück Speck ist, umso besser wird er sich halten.

Damit Essig sich in Wein verwandelt, soll man in ihn Lauchsamen bringen. Andere sagen, daß dem Essiggeschmack abgeholfen werden kann durch Weinlaub, das man über das Spundloch legt und öfter erneuert, wobei sich darüber stets ein Stein befindet. Andere behaupten, wenn man Olivenöl in das Faß bringe, das nur die Oberfläche des Weines bedeckt, werde dieser sehr gut vor dem Essigwerden geschützt. Mit dem letzten Teil des Weines wird das Öl herausfließen und kann aufgefangen werden.

Wie Essig gemacht wird

Essig entsteht auf folgende Weise: Man stelle guten Wein so auf, daß das Faß halbvoll ist, und vorzugsweise süßen Wein an einem warmen Ort und in einem Faß, das mit Essig infiziert und nicht verschlossen ist, und es wird Essig entstehen. Ebenso, wenn man klaren oder trüben Wein in ein Gefäß bringt, aus dem der Wein abgezogen worden ist, und eine kleine Menge Essig dazu tut und ihn einen Monat lang oder länger stehen läßt, so wird es ein sehr guter Essig werden. Ebenso, wenn man Rettichwurzeln trocknet, sie pulverisiert und in das Faß bringt, wird sofort Essig entstehen. Ebenso trockne man das saure Habichtskraut und pulverisiere es, und wenn man es in Wein bringt, wird sofort Essig entstehen. Das kann auch bei Tisch gemacht werden. Das gleiche wird von der Rettichwurzel behauptet.

De virtutibus aceti

Acetum frigidum et siccum est in secundo gradu. Penetratiuam virtutem habet et diuisiuam ex sui substantia et constrictiuam ex suis qualitatibus. Contra vomitum et fluxum sanguinis bulliant in aceto galle vel rose vel similia. In tali aceto ponatur lana vel si sit vomitum supra stomachum, si fluxus ventris supra renes et vmbilicum. Syrupus acetosus, qui fit de aceto, valet ad simplicem tercianam et quottidianam de flegmate salso et ad omnes acutas, si mane detur cum aqua calida, diuidit enim naturam colericam. Fiet autem sic: Zuccarus debet resolui in aqua et aceto et coquatur donec adhereat catine. Item oximel valet contra omnem materiam calidam. Hoc sic similiter fit de aceto quandoque simplex quandoque compositum. Simplex fit ex duabus partibus aceti et tertia mellis. Compositum hoc modo: Recipe radices apii, feniculi et petrosili et tere aliquantulum et per diem et noctem iaceant in aceto et coque secundo simul et postea cola et cum aceto pone mel ad terciam partem et coque vt supra. Salsa ex aceto saluia, petrosillo et menta et pipere appetitum confortat. Item si carnes comedantur solummodo cum aceto, appetitus confortatur. Idem vero, si acetum inuenit stomachum plenum, laxat ventrem, si vero inueniat vacuum, tunc constipat. | Item valet contra debilitatem ex egritudine, si in eo ponatur assus (panis) et ex eo pane mollificato tingantur os et nares patientis et vene pulsatiles in brachio et super ipsis venis ligetur panis predictus. Plus ad hoc valet panis intinctus in succo mente. Valet eciam acetum contra litargiam et frenesim, si fiat fricatio circa volas manuum et plantas pedum cum aceto et sale.

fol. 39^v

Additio: Oximel squilliticum sic fit: Recipe squillam et dimitte per diem et noctem in aceto stare et coque et cola. Et oportet interiora et exteriora abici et mediana admisceri. Deinde admisce mel et coque vt supra. Si vero non habes squillam, loco eius pone radices raffani et similiter fac de eis.

Von den guten Eigenschaften des Essigs

Essig ist kalt und trocken im zweiten Grad und hat die Fähigkeit einzudringen und zu trennen auf Grund seines Wesens und zu verbinden auf Grund seiner Eigenschaften. Gegen Erbrechen und Blutfluß koche man Galläpfel, Rosen oder ähnliche Dinge in Essig. In solchen Essig lege man Wolle und bringe sie bei Erbrechen über dem Magen, bei Blutfluß über den Nieren und dem Nabel an. Sauerer Syrup, der aus Essig hergestellt wird, ist wirksam bei einfachem Dreitages- und Alltagsfieber auf Grund von salzigem Phlegma und bei allen akuten Fieberanfällen, wenn man ihn am Morgen mit warmem Wasser darreicht, denn er teilt die cholerische Natur. Man stellt ihn so her: Man löse Zucker in Wasser und Essig auf und lasse ihn kochen, bis er am Tiegel kleben bleibt. Ebenso ist Oximel wirksam gegen jede warme Materie. Er wird auf ähnliche Weise aus Essig hergestellt je nach Belieben einfach oder zusammengesetzt. Einfach wird er hergestellt aus zwei Dritteln Essig und einem Drittel Honig, zusammengesetzt auf folgende Weise: Nimm die Wurzeln von Eppich(Sellerie), Fenchel und Petersilie, reibe sie ein wenig, lasse sie einen Tag und eine Nacht in dem Essig liegen und koche sie zusammen am zweiten Tag. Hernach seihe sie durch, füge zu dem Essig ein Drittel Honig und koche sie wie oben. Mit Essig gewürzter Salbei stärkt mit Petersilie, Minze und Pfeffer den Appetit. Ebenso wird der Appetit gestärkt, wenn Fleischspeisen nur mit Essig gegessen werden. Wenn dieser Essig aber einen vollen Magen antrifft, erleichtert er den Stuhlgang, findet er ihn aber leer, so bewirkt er Verstopfung.

Ebenso ist er wirksam gegen einen Zustand der Schwäche infolge einer Krankheit, wenn man trockenes Brot in ihn hineinlegt und mit dem in ihm aufgeweichten Brot Mund und Nase des Patienten benetzt, sowie die Schlagadern am Arm, und wenn das besagte Brot über die Adern gebunden wird. Wirksamer zu diesem Zweck ist Brot, das man in Minzsaft getaucht hat. Essig ist auch wirksam gegen Schlafsucht und Wahnsinn, wenn man mit Essig und Salz eine Abreibung an den Höhlungen der Hände und an den Fußsohlen vornimmt.

Beifügung: Oximel squilliticum wird so bereitet: Nimm eine Meerzwiebel und lasse sie Tag und Nacht in Essig stehen, koche sie und seihe sie ab. Die inneren und äußeren Teile muß man wegwerfen, die mittleren beimischen. Dann füge Honig hinzu und lasse es kochen wie oben. Wenn du aber keine Meerzwiebel hast, nimm an ihrer Stelle Rettichwurzeln und verfare mit ihnen in ähnlicher Weise.

De qualitatibus et condicionibus vini melioris

fol. 40^r Vinum laudabilius et sanius, quo ad omnes complexiones est idem quod nascitur in terra extensa inter montes et valles, cuius racemus est bone dulcedinis, perfecte maturitatis, subtilis aeris, quod non vindemiatur, donec egressa fuerit fortitudo sue substancie, humiditas corticis, insipitudo palmitum et granorum. Cuius color est aureus et ruffus, sapor acutus et delectabilis. Cuius fex in profundo depressa. Cuius partes subtiles sunt et clarescentes. Quando itaque tale reperitur, sume de ipso temperate iuxta etatem corporis et qualitatem temporis. Nam virtutem digestiuam confortat tam in stomacho quam in epate, calorem corroborat naturalem, iuat digestionem, conseruat a corruptione et ducit cibum, decoquit et perducit ipsum purificatum ad omnia membra, que reguntur et decoquit ipsum cibum in eisdem membris, donec conuertatur in sanguinem | substantialem, tunc ascendit ad ceruicem cum calore temperato et reddit caput securum ab infortuitis casibus. Insuper cor letificat, colorem rubificat, linguam reddit expeditam, liberat a curis et hominem facit audacem et excitat ad omnia, appetitum et multa alia bona facit.

De diuersitate vinorum

Preterea sciendum, quod etas, color, sapor, odor et liquor, debilitas et fortitudo diuersificat vinum in eius qualitate et actione. Unde diuersitas vini in etate generaliter est triplex, videlicet recens, mediocre et vetus.

Von der Beschaffenheit und den Eigenschaften eines besseren Weines

Ein besserer und gesünderer Wein hinsichtlich aller Eigenschaften ist der, welcher in einem Gebiet wächst, das sich zwischen Bergen und Tälern erstreckt. Sein Saft ist von edler Süße, vollkommener Reife, feinem Duft, er wird nicht geerntet, bis die Kraft seiner Substanz, die Feuchtigkeit seiner Schale, die Geschmacklosigkeit seiner Zweige und Kerne sich gezeigt hat. Seine Farbe ist golden und rot, sein Geschmack kräftig und lieblich, seine Hefe ist auf den Boden abgesunken. Wenn du also einen solchen Wein findest, so genieße ihn in maßvoller Weise entsprechend deinem Alter und dem rechten Zeitpunkt. Denn er kräftigt das Verdauungsvermögen sowohl im Magen wie in der Leber, erhöht die natürliche Wärme, hilft der Verdauung, bewahrt die Speise vor Verderbnis und lenkt sie, verdaut sie und bringt sie gereinigt zu allen Organen und läßt die Speise in diesen Organen vergehen, bis sie sich in Blut verwandelt. Dann steigt er empor zum Gehirn mit mäßiger Wärme und macht den Kopf sicher vor dem Schlagfluß. Außerdem erfreut er das Herz, rötet die Gesichtsfarbe, löst die Zunge, befreit von Sorgen und macht den Menschen unternehmungslustig und ermuntert ihn zu allem, macht ihm Appetit und bringt viel anderes Gute.

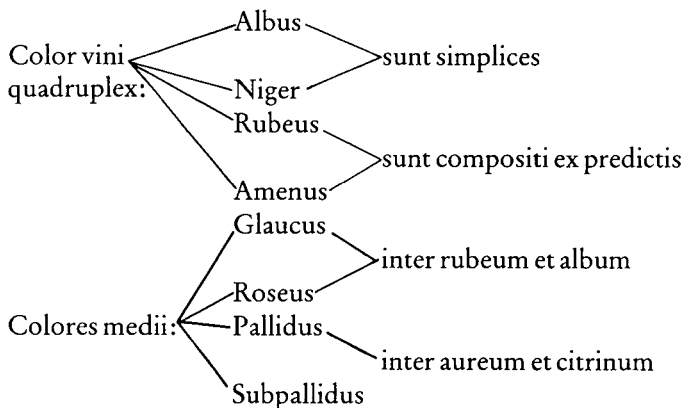
Die Verschiedenheit der Weine

Außerdem muß man wissen, daß Alter, Farbe, Geschmack, Geruch und Klarheit, Schwäche und Stärke den Wein verschieden machen in seiner Beschaffenheit und Wirkung. Dementsprechend ist der Wein seinem Alter nach im allgemeinen von dreifacher Art, nämlich jung, von mittlerem Alter und alt.

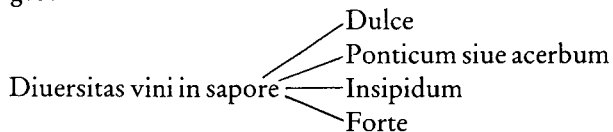
Etas vini

Vinum recens est vinum unius anni. Et est calidum in primo gradu, vnde pertinet humiditati et frigiditati. Idcirco est ceteris nutribilius malosque generat humores, inopinata sompna, ventositates stomachi et intestinorum. Vnde tale vinum quodcumque recens fuerit, non habet vim ducendi cibum per corpus neque urinam prouocandi. Oportet igitur frigidas et humidas habentes naturas id cauere. Ideoque, si necessitas fuerit, eligatur vinum clarissimum, aquosum, diu a torculari expressum. Vinum mediocre est duorum vel trium annorum. Et est calidum et siccum in secundo gradu. Et illud pro vsu communi habendum, in quo terrestre ad locum suum descendit et aereum ad superiora ascendit, liquorque eius mundificatus lucidissimus apparet.

fol. 40^v Vinum vetus est quatuor annorum et vltra. Et est calidum et siccum in quarto gradu. Vinum huiusmodi habet quandam amaritudinem, parum nutrit, caput cito ascendit et mentem percutit | pro sui punccionis acumine, maxime, si ex eo multum bibatur et ei parum aque misceatur. Propter hoc ergo caueant illud debiles neruos habentes et qui sensus acutos habent, magnum eis nocumentum prestat, nisi multam in suis corporibus humiditatem habeant, que ei resistat. Vnde Galenus: „Multum est“, inquit, „vinum vetus conueniens his, in quorum vasis multitudo humorum crudorum est accumulata.“.



Ibi aduertendum: vinum album et nigrum minus ceteris apta, sed album magis quam nigrum humiditati et aquositati pertinet. Nigrum vero terrestritati et grossiciei.



Das Alter des Weines

Junger Wein ist Wein, der ein Jahr alt ist. Er ist warm im ersten Grad und gehört daher der Feuchtigkeit und Kälte an. Darum ist er nahrhafter als die übrigen Weine und erzeugt üble Säfte, unvermutete Träume, Blähungen im Magen und in den Eingeweiden. Daher hat jeder Wein dieser Art, der jung ist, nicht die Kraft, die Speisen durch den Körper zu führen, noch den Urin hervorzurufen. Leute, die eine kalte und feuchte Natur haben, müssen sich also vor ihm in acht nehmen. Wenn aber die Notwendigkeit besteht, wähle man einen sehr klaren, wasserreichen und schon lange gekelterten Wein.

Ein mittlerer Wein ist zwei oder drei Jahre alt. Er ist warm und trocken im zweiten Grad. Ihn soll man für den gewöhnlichen Gebrauch nehmen. In ihm ist das Irdische an seinen Platz herabgestiegen und das Luftige hat sich zum Überirdischen erhoben, und seine gereinigte Klarheit erscheint voll ausgebildet.

Alter Wein hat ein Alter von vier Jahren und darüber und ist warm und trocken im vierten Grad. Wein dieser Art hat einen gewissen bitteren Geschmack, nährt nur wenig, steigt rasch zu Kopfe und erschüttert den Verstand hinsichtlich seiner Schärfe, besonders, wenn man viel von ihm trinkt und ihm zu wenig Wasser beimischt. Deswegen sollen sich nervenschwache Leute vor ihm hüten, und er schadet denen sehr, die scharfe Sinne haben, wenn sie nicht viel Feuchtigkeit in ihrem Körper besitzen, die ihm Widerstand leistet. Daher sagt Galenus: ‚Alter Wein ist sehr zuträglich denen, in deren Gefäßen eine Menge unverbrauchter Feuchtigkeit angehäuft ist.‘

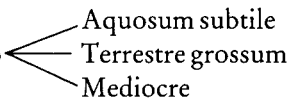
Die Farbe des Weines ist vierfach: Weiß und Dunkel sind einfache Farben, Rot und Rosé sind aus den genannten zusammengesetzt. Zwischenfarben sind: Grünlich und Rosa zwischen Rot und Weiß. Mittlere Farben: Blaß und bläßlich zwischen golden und zitronenfarbig. Es ist hier zu beachten, daß weißer und dunkler Wein weniger geeignet ist als die übrigen Weine, aber weißer Wein gehört mehr zur Feuchtigkeit und Wasserigkeit als dunkler Wein, der dunkle aber zur Erdhaftigkeit und Dichte.

Verschiedenheit des Weines im Geschmack: Süß, Herb, Fad, Stark.

Dulce calidum est in secundo gradu, siccum in primo, aliquantulum humiditati pertinet. Unde est grossum et illaudabile in sua actione, nisi quod ventrem soluit, quod in omni re dulci est vis laxatiua et colatiua. | Quod vinum, si aliquid inuenerit, quod sue actioni sit contrarium et cohibetur ad herendum sibi et calefit et bullit ascenditque ad superiorem partem stomachi et in colericos humores conuertitur, sitim generat et ventositatem inflatumque, oppilationem splenis et epatis et lapidem in renibus creat, maxime, si membra in talibus passionibus preparata inuenerit aut digestiuam virtutem debilem. Propter hoc caueant illud hi, quibus grossa et humida natura donatur, sua enim grossicie facile subtiles venas opilat epatis. Sed pulmone non nocet, quod non transit ad eum, nisi quid de ipso est subtilius, quod venas pulmonis, que valde late sunt, opilare non potest. Sed cum vinum dulce rubori et claritati pertinens bibitum fuerit, quantum oportet et secundum quid nature sufficit, conueniens est egritudinem exercentibus et quibus necessaria est multitudo nutrimenti. Ponticum vero vinum, quod acerbum dicitur, durius, clarius et grauius est, tardiusque digeritur. Venas quoque difficilius perforat quam dulce, quod dulce calidius est et acceptabiliorem habet saporem. Vnde difficile est ad perforandas venas neque digestionem neque sudorem prouocat. Non ergo bonum sanguinem generat, ventrem et intestina confortat. Vinum autem insipidum melius est pontico, quod temperatum est ad comparisonem pontici. Vnde congruit calidas complexiones habentibus maxime stomacho. Parum fol. 41^r tamen nutrit | citoque vrinam eicit.

Vinum fortissimum est cunctis calidius et forcioris actionis, citoque caput ascendit et bullire et feruere facit corporis humiditatem, vnde fumus ascendens a stomacho nocet cerebro mentemque percutit. Necesse est ergo, vt id caueant calidas complexiones habentes, nisi multum fuerit commixtum et quantum oportet et decet accipiatur et secundum quid conuenit etatibus, regionibus et cosuetudinibus laudabilibus, quia grossos humores dissoluit et vias venarum a putrefactione mundificat atque sanguinem clarificat. Senibus autem et qui eorum etatibus vicinantur propter superfluitatum coadunationem in eorum corporibus est huiusmodi vinum oportunum, maxime, si puritati sit vicinum, quia eorum calorem confortat, crudorumque humorum habundantiam dissoluit. Conuenit enim his, quibus grossi humores et crudi collecti fuerint. Vnde ydropicis est summa medicina.

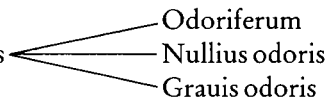
Der süße Wein ist warm im zweiten, trocken im ersten Grad. Ein wenig gehört er zum Feuchten. Daher ist er schwer und nicht löblich in seiner Wirksamkeit, außer daß er abführt, weil in allem Süßen eine verdünnende und reinigende Kraft liegt. Wenn dieser Wein etwas vorfindet, das seiner Wirksamkeit entgegensteht, so wird er gehindert, bei sich zu beharren, er wird warm und wallt auf, steigt empor zum oberen Teil des Magens und verwandelt sich in cholerische Säfte, erzeugt Durst, Blähungen, Verstopfung der Milz und Leber und läßt Nierensteine entstehen, besonders, wenn er die Organe für solche Leiden vorbereitet oder eine schwache Fähigkeit zur Verdauung vorfindet. Daher sollen sich vor solchem Wein diejenigen hüten, denen eine dickflüssige Veranlagung gegeben ist. Denn er verstopft infolge seiner Dickflüssigkeit die feinen Gefäße der Leber. Der Lunge aber schadet er nicht, weil er nicht zu ihr gelangt, außer es wäre in ihm etwas Feineres, das die Adern der Lunge, die sehr weit sind, nicht verstopfen kann. Wird aber süßer Wein, der rot und klar ist, in gehörigem Maße und entsprechend dem natürlichen Bedürfnis getrunken, so ist er Kranken zuträglich und solchen Menschen, die eine reichliche Ernährung nötig haben. Der pontische Wein aber, der herb genannt wird, ist härter im Geschmack, klarer und schwerer und wird langsamer verdaut. Auch dringt er schwerer durch die Adern als süßer Wein, weil dieser wärmer ist und einen angenehmeren Geschmack hat. Daher hat er es schwer, die Adern zu durchdringen und fördert weder die Verdauung, noch ist er schweißtreibend. Deshalb macht er kein gutes Blut. Er kräftigt den Leib und die Eingeweide. Der fade Wein aber ist besser als der pontische, weil er im Vergleich mit diesem ausgeglichen ist. Daher entspricht er denen, die eine warme Konstitution haben, besonders ihrem Magen. Er nährt jedoch nur wenig und befördert rasch den Urin nach außen. Ein sehr starker Wein ist wärmer als andere und von stärkerer Wirksamkeit. Er steigt rasch zu Kopfe und läßt die Feuchtigkeit des Körpers aufwallen und sieden. Daher schadet sein vom Magen aufsteigender Dunst dem Gehirn und erschüttert den Verstand. Es müssen sich deshalb vor ihm Leute in acht nehmen, die eine warme Konstitution haben, außer er ist stark gemischt und wird in einem Maße genossen, das gehörig und schicklich ist gemäß dem, was der Altersstufe, Landschaft und Gewohnheit entspricht. Denn er löst dicke Säfte auf, reinigt die Wege der Adern von Fäulnis und klärt das Blut. Für Greise aber und solche, die sich deren Alter nähern, ist ein solcher Wein dienlich, weil er in ihrem Körper das Überflüssige zusammenführt, besonders, wenn er fast unvermischt ist, weil er ihre Wärme kräftigt und den Überfluß an unverdaulichen Säften beseitigt. Denn er ist denen nützlich, in denen sich dicke und unverdauliche Säfte angesammelt haben. Daher ist er die beste Medizin für Wassersüchtige.

Liquoris diuersitas in vino 

- Aquosum subtile
- Terrestre grossum
- Mediocre

Vinum subtile aquosum semper inuenitur cum albedine et claritate. Vnde facile in stomacho digeritur et venas perforat, vrinam prouocat, ideoque est vtile febricitantibus, quod non fortiter calefacit neque mentem percutit, nullum eciam cerebro vel neruo nocumentum infert. Et si mixtum non fuerit, erit melius maxime ad extenuandam sitim.

fol. 42^r Vinum terrestre et grossum oppositum est subtili aquoso. Vnde stomachum grauat, quod durum est ad digestionem faciendam et difficile ad perforandum venas. Vrinam non prouocat et tarde ad caput ascendit propter sui grauedinem et duriciem, idcirco facit ebrietatem facile. Vinum mediocre medio modo se habet inter aquosum et terrestre.

Odoris diuersitates 

- Odoriferum
- Nullius odoris
- Grauis odoris

Vinum odoriferum suum facit liquorem temperatum esse et subtile, omni foeditate mundificatum penitusque digestum. Vnde clarum sanguinem generat, laudabilem et mundum, cordisque confortatiuum est, animumque letificat, tristitiam et angustiam expellit, quoniam mundificat sanguinem a putredine in corde existente. Propter quod huiusmodi vinum omnibus etatibus et complexionibus conueniens est, si accipiatur secundum quod oportet et secundum quod natura sustinet. Preterea mutat vicium anime in virtutem quia auertit eam ab impietate in pietatem, ab auaritia in largitatem, a superbia in humilitatem, a pigritia ad sollicitudinem, de timore in audaciam, ab ignauiam ad facundiam, astuciam et ingenium. Vinum nullius odoris innuit sue fumositatis grossiciem et grauitatem et indigestibilitatem, idcirco nullius est nutrimenti et turbidum et grossum sanguinem generat et fumum turbidum et obscurum, quare fit causa tristicie, sed non cito l caput ascendit. Vinum autem grauem et horribilem odorem habens pessimum est; nam sui odoris horribilitate et grauitate cerebro nocet et mentem percutit et neruis cerebrique pelliculis lesionem infert et pessimum sanguinem generat et maxime, si est ponticum.

fol. 42^v

Die Verschiedenheit beim Wein in der flüssigen Substanz: Wasserreich dünn, dickflüssig erdig, durchschnittlich. Einen wasserreich-dünnen Wein findet man stets in Verbindung mit heller Farbe und Klarheit. Daher wird er leicht im Magen verdaut, dringt durch die Adern und fördert das Wasserlassen. Darum ist er vorteilhaft für Fieberkranke, weil er nicht stark erwärmt und den Verstand nicht erschüttert, auch dem Gehirn und den Nerven keinen Schaden zufügt. Und es wird besser sein, wenn man ihn nicht mischt, besonders um den Durst zu mindern. Der erdige und dickflüssige Wein ist das Gegenteil des wasserreichen dünnen Weines. Daher beschwert er den Magen, weil er schwer verdaulich ist und Schwierigkeiten hat, die Adern zu durchdringen. Er fördert nicht das Wasserlassen und steigt wegen seiner Schwere und Herbheit langsam zu Kopfe. Darum bewirkt er leicht Trunkenheit. Ein durchschnittlicher Wein hält die Mitte zwischen dem wasserreichen und erdigen.

Die Verschiedenheit im Geruch: Aromatisch, ohne Aroma, widerlich riechend. Ein aromatischer Wein bewirkt, daß seine flüssige Substanz ausgewogen und dünn ist, gesäubert von jeglicher Verunreinigung und völlig durchgoren. Daher macht er gutes Blut, ist lobenswürdig und sauber und hat die Eigenschaft, das Herz zu kräftigen. Er erfreut die Seele, vertreibt Traurigkeit und Beklemmung, weil er das Blut von Fäulnis befreit, die sich im Herzen befindet. Daher ist ein derartiger Wein für alle Altersstufen nützlich, wenn man ihn trinkt entsprechend dem, was sich gehört und was die Natur verträgt. Außerdem verwandelt er schlechte Eigenschaften der Seele in gute, weil er sie abwendet von liebloser Gesinnung zu liebevoller, von Habgier zu Freigebigkeit, von Hochmut zu Demut, von Trägheit zu eifrigem Bemühen, von Furchtsamkeit zu Wagemut, von Schüchternheit zu Redegewandtheit, Schlauheit und Geisteskraft. Wein ohne jedes Aroma kennzeichnet die Dicke, Schwere und Unverdaulichkeit seines Dunstes. Daher besitzt er keinen Nährwert, erzeugt dickes und trübes Blut und einen unruhigen, unsichtbaren Dunst. Deshalb wird er zur Ursache von Traurigkeit, doch steigt er nicht schnell zu Kopfe. Wein aber, der ein widerliches und abstoßendes Aroma hat, ist ganz schlecht; denn infolge der Widerlichkeit seines Aromas und seiner Schwere schadet er dem Gehirn, erschüttert den Verstand, verletzt die Nerven und dünnen Häutchen des Gehirns und macht ganz schlechtes Blut, besonders, wenn es herber Wein ist.

Condiciones vini immoderate sumpti

Additio: Secundum Aristotelem ad Alexandrum magnum vinum, etiam quantumcumque bonum, si immoderate sumatur, hec mala infert corpori humano: Obscuratur intellectus, sensus impeditur, turbatur cerebrum, debilitatur virtus naturalis et animalis, obliuio generatur. Leduntur omnes quinque sensus, quibus regitur et disponitur tota operatio corporalis. Fugaturque appetitus, debilitantur cathene corporis et iuncture. Generatur tremor membrorum et lippitudo oculorum, accenditur calor, destruitur epar, quod redditur eius sanguis grossior. Cordis cruor denigratur, vnde proueniunt timor et horror, tremor, sompni locutio, fantastice visiones, coloris corruptio, debilitatio genitalium, destructio seminis, abhominatio stomachi, distemperatio complexionis et generatio grossitudinis corporis et quod deterius est: lepre inductio et tunc est de genere venenositatis. etc. Et specialiter, quibus sapiens debet sibi cauere, ne ieiunus vinum bibat, si saltem faciliter leditur in capite vel mente ex potu vini. Sed si non lederetur, posset vtiliter sumere ieiunus medium ciatum vini vel parum plus. Et hic potus vocatur delatiuus cibi iam digesti per venas ad membra. Omnis enim creatura data est homini ad vsum a datore omnium, vt bene vtatur ipsa, per quam sine dubio ad portum salutis eterne pervenire queat. Amen.

Konsequenzen eines unmäßigen Weingenusses

Beifügung: Nach des Aristoteles Worten an Alexander den Großen fñgt Wein, wie gut er auch sein mag, falls er unmäßig genossen wird, dem menschlichen Körper folgende Übel zu: Der Verstand wird verdunkelt, die Sinneswahrnehmung behindert, das Gehirn verwirrt. Die natürliche und seelische Kraft wird geschwächt und Vergeßlichkeit erzeugt. Geschädigt werden alle fünf Sinne, durch welche die gesamte körperliche Tätigkeit gelenkt und geordnet wird. Vertrieben wird der Appetit, gelockert werden die Fesseln und Bande des Körpers, Gliederzittern und Triefäugigkeit werden erzeugt, Hitze wird entfacht, die Leber zerstört, weil ihr Blut dickflüssiger gemacht wird. Das Blut des Herzens wird geschwärzt, daraus entstehen Angst und Schrecken, Zittern, Reden im Schlaf, eingebildete Visionen, Verfärbung der Haut, Impotenz, Zerstörung des Samens, Magenverstimmung, verwirrtes Reden und Erzeugung von Dickleibigkeit und, was noch schlimmer ist, Erkrankung an der Lepra, und dann ist es eine Art von Vergiftung. Und, wovor sich speziell ein kluger Mann hñten soll: Er soll Wein nicht trinken, wenn er nüchtern ist, wenigstens dann, wenn er leicht im Kopf oder Verstand infolge des Weingenusses Schaden nimmt. Wenn er aber nicht geschädigt würde, könnte er zu seinem Nutzen auf nüchternen Magen einen halben Becher oder ein wenig mehr trinken. Und diesen Trunk nennt man Geleiter der bereits verdauten Speise durch die Adern zu den Organen. Denn jegliches Geschöpf ist dem Menschen vom Geber aller Dinge zu seinem Gebrauch gegeben, damit er es wohl benütze und mit ihm sicher zum Port des ewigen Heiles gelangen könne. Amen.

Die Visitationen in der Fürstpropstei Berchtesgaden von 1735 bis 1743

Nach den Protokollen der Franziskanerpatres des Klosters Berchtesgaden

Von Alfons Beckenbauer

Im Franziskanerkloster von Berchtesgaden liegt ein 744 Folioseiten umfassender Visitationsbericht, beginnend mit dem 10. Oktober 1735 und endend mit dem 13. Oktober 1743. Die Visitationen wurden durchgeführt im Auftrag des Fürstpropstes Cajetan von Notthaft (1732 – 1752) auf der Grundlage eines von diesem ausgestellten Dekrets vom 6. Oktober 1735.¹ Die Visitatoren waren bis Ende September 1738 die beiden Patres Valentin Traurig und Jukundian Lehner; von da an missionierte Pater Jukundian allein.² Genau in Augenschein genommen wurden die verschiedenen Gnotschaften der Fürstpropstei und die Märkte Berchtesgaden und Schellenberg. Das Wort „Gnotschaft“ hängt zusammen mit Genossenschaft. Ob es niederdeutschen Ursprungs ist, muß dahingestellt bleiben. Es bezeichnet eine Landgemeinde.³ Der Gnotschafter, als Vorsteher einer solchen Landgemeinde, vertritt seine Leute vor der Administration der Propstei.

Die Existenz des hier ausgewerteten Aktes war bisher in der Literatur schon bekannt. Richard Mertz schreibt in seiner Schrift „Entwicklungsgeschichte des Protestantismus im Berchtesgadener Land,“ Berchtesgaden 1933, auf Seite 20, dieser Akt sei ihm von den Franziskanern nicht zur Einsicht überlassen

1 fol. 3

2 Valentin Traurig, geb. 1698 in Neukirchen, Eintritt ins Kloster 1719, Kollektor und Missionar im Franziskanerkloster Berchtesgaden, dann Militärgeistlicher in Straubing, dort gestorben am 7. Mai 1742.

Jukundian Lehner, geboren 1703 in Landshut, Klostereintritt 1723, Missionar in Berchtesgaden, zuletzt Guardian in Kemnath in der Oberpfalz, wo er am 23. September 1764 starb.

3 Andreas Schmeller / Karl Frommann, Bayerisches Wörterbuch,²München 1872, S. 1763

worden. Anton Linsenmayer berichtet in seinem Aufsatz „Die protestantische Bewegung in der Fürstpropstei Berchtesgaden bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts“ (Historisches Jahrbuch 22, 1901, S. 37 – 84) auf Seite 81 – 84 einiges aus dem Inhalt dieses Aktes. Es handelt sich hier aber nur um Äußerlichkeiten, die den einleitenden Berichten zu den einzelnen Gnotschaften entnommen sind. Die eigentlich wichtigen Gravamina hat er offenbar nicht zur Kenntnis genommen. Insgesamt geben die Protokolle nicht nur Aufschluß über die religiösen Zustände, sondern nebenher auch über das sittliche Verhalten der Bewohner und über wirtschaftliche und soziale Verhältnisse im 2. Drittel des 18. Jahrhunderts.

Es ist nicht verwunderlich, daß in den beiden geistlichen Fürstentümern Berchtesgaden und Salzburg, wo die kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen einander so ähnlich waren, die protestantische Bewegung in gleichartiger Weise verlief. Schon das erste für Berchtesgaden verbürgte Zeugnis von einer Zuneigung zur lutherischen Lehre zeigt dies: Ein dem salzburgischen Erzbischof untertäniger neugläubiger Geistlicher sollte im Jahre 1525 ins Gefängnis nach Mittersill gebracht werden und mußte auf diesem Weg durch Berchtesgadener Gebiet geführt werden. Bei Schellenberg befreiten ihn Bauernburschen. Der Fall eskalierte immer mehr; es kam zu einer Rebellion, die die Kapitularen des Stiftes zwang, in St. Bartholomä am Königssee Zuflucht zu suchen.⁴ In der Folgezeit war die Landesleitung der Propstei mehr darauf bedacht, Bücher zu konfiszieren und die Auswanderung von Neugläubigen zu verhindern, als darauf, durch seelsorgerische Aktivitäten die katholische Lehre wieder attraktiver zu machen. Die Beteiligung am katholischen Gottesdienst ließ immer mehr zu wünschen übrig; dafür nahmen die geheimen Zusammenkünfte der Lutherischgesinnten stetig zu. Auf diesem Hintergrund wurde 1659 die 1. Visitation angeordnet.

Von 1686 an wandern immer wieder Berchtesgadener Lutheraner ebenso wie ihre Salzburger Gesinnungsgenossen in andere Länder aus. Das Recht dazu hatte ihnen der Westfälische Friede eingeräumt. Viele von ihnen fanden in Nürnberg Aufnahme, wo man sich vorsichtigerweise vorher versichert hatte, daß sie tüchtige Handwerker waren, die die Stadt nicht mit Betteln zu belästigen brauchten. Kurfürst Max Heinrich, Erzbischof von Köln und zugleich von 1650 – 1688 Propst von Berchtesgaden, ergriff seine Gegenmaßnahmen. Am 15. Dezember 1687 ließ er durch seinen Berchtesgadener Administrator anordnen, daß alle Auswanderungswilligen zu arrestieren seien und ihre Güter aufgezeichnet werden sollen. Zugleich sollte wieder eine Visitation durchgeführt werden. Die Glaubensverdächtigen wurden examiniert. Wenn

4 Linsenmayer, S.39

sie nach dem neuen Salzburger Ritual das Glaubensbekenntnis ablegten, sollte es dabei sein Bewenden haben. In der Gemeinde Au wurden 156 Personen vorgeladen, in Schellenberg über 40.⁵ Die Ausgewanderten stritten um ihr zurückgelassenes Vermögen, vielfach ohne Erfolg. Im Jahre 1699 wurden 6000 Gulden dem erst vor fünf Jahren gegründeten Franziskanerkloster von Berchtesgaden „ad pias causas“ übergeben. Das Geld stammte aus dem Vermögen der Ausgewanderten.⁶ Die in Berchtesgaden zurückgebliebenen Glaubensgenossen erhielten von den Ausgewanderten immer wieder Briefe, in denen es um Glaubenssachen ging. Hier muß nun der Name Joseph Schaitberger fallen, ehemals Bergknappe zu Dürrnberg bei Hallein, also salzburgischer Untertan, von seinem Landesherrn schon 1686 ausgewiesen und seither in Nürnberg ansässig. Seine Mutter und seine Gattin stammten aus dem Berchtesgadener Gebiet, und so fand seine religiöse Agitation auch in der Reichspropstei ihren Nährboden. Seine Sendschreiben lassen sich noch in den 30er Jahren des kommenden Jahrhunderts hier nachweisen. Um diesen Einflüssen entgegenzuarbeiten und die heimliche Emigration zu erschweren, wurde unter dem 17. Dezember 1706 eine neuerliche Visitation in der Au und in der Scheffau angeordnet. Jetzt konnten zum ersten Mal die Berchtesgadener Franziskaner ihren Glaubenseifer entfalten, nachdem das Angebot der Regensburger Jesuiten in dieser Sache abgewiesen worden war. Der Erfolg der zwei tätigen Franziskaner scheint nicht sehr beeindruckend gewesen zu sein.⁷

Als es zu Beginn der 30er Jahre im Salzburgischen ebenso wie im Berchtesgadischen zu gewaltigen religiösen Streitigkeiten gekommen war, begann man in Salzburg mit Zwangsausweisungen. Der Salzburger Erzbischof Leopold Anton von Firmian erließ am 31. Oktober 1731 ein Emigrationspatent, durch das alle Personen, die sich zur Augsburgischen oder zur reformierten Religion bekannten, des Landes verwiesen wurden und bei Strafe nicht mehr zurückkehren durften. Damit war auch die Berchtesgadener Administration in Zugzwang gekommen, zumal Jesuitenmissionare, die vom 6. August bis 3. September 1732 in Dürrnberg wirkten, zu der Erkenntnis gelangt waren, es sei für Dürrnberg solange nichts Gutes zu erhoffen, bis nicht auch im Berchtesgadischen die Emigration erzwungen und durchgeführt sei. Jedoch der „neue Mann“ in Berchtesgaden, Fürstpropst Cajetan von Notthaft, dachte weniger an eine religiöse Purifizierung seines Territoriums als an die Erhaltung der Wirtschaftskraft seines Landes. Das bedeutete, daß er die Auswanderung nach Möglichkeit verhindern mußte. So ließ er an allen Pässen Blockhäuser

5 a.a.O., S. 43

6 a.a.O., S. 47

7 a.a.O., S. 54

errichten und Soldaten dort unterbringen.⁸ Andererseits waren die 900 – 1000 Personen, die sich in der Fürstpropstei zur Augsburger Konfession bekannten, im Gegensatz zu ihren salzburgischen Glaubensgenossen eher bereit, das Land freiwillig zu verlassen, da sie sich durch ihre berufliche Qualifikation wirtschaftlich besser abgesichert glaubten. Zu dieser Haltung hatten sie sich freilich erst durchgerungen, nachdem der Fürstpropst ihr Verlangen, in der Kirche zu Gern ihre Religion frei und öffentlich auszuüben, unter Berufung auf die entgegenstehenden Bestimmungen des Westfälischen Friedens abgeschlagen hatte. Ihr Denken und Trachten legten die Lutheraner von Gern und Bischofswiesen nieder in einer Anfang September 1732 an das Corpus Evangelicorum gerichteten Bittschrift⁹: Heucheln wollten sie jetzt nicht mehr; sie würden nun ihren Glauben öffentlich bekennen. Mit ihrer Bitte um Ausreise seien sie immer wieder abgewiesen worden. Sie bezeichneten sich selbst als „untertänige und gehorsame Handwerker“ und bäten die Reichsräte um Hilfe; eigenmächtiges, gewaltsames Handeln lehnten sie ab.

In dieser Lage erließ Cajetan von Notthaft am 26. Oktober 1732 ein Patent, demzufolge die Lutheraner innerhalb von drei Monaten das Land verlassen sollten. Die Festsetzung dieses Termins widersprach den Bestimmungen des Westfälischen Friedens, der den Auswanderungswilligen drei Jahre Zeit ließ, ihr Vorhaben ins Werk zu setzen. Eine Fristenverlängerung bis April 1733 hatte der Fürstpropst nicht ungerne bewilligt, da er hoffte, einige Lutheraner würden einsehen, daß sie ihren Entschluß übereilt getroffen hätten; vielleicht würden sie sich umstimmen lassen und ihre Wirtschaftskraft dem Lande erhalten. Die Lutherischgesinnten in der Au und Scheffau erklärten aber in einem Schreiben an das Corpus Evangelicorum unter dem Datum des 31. Januar 1733, sie würden von den Behörden schikanös behandelt, wofür sie konkrete Fälle zum Beweis anführten; darum sei es ihr „inbrünstiges Verlan-

8 Richard Mertz, Entwicklungsgeschichte des Protestantismus im Berchtesgadener Land, Berchtesgaden 1933, S. 26

9 abgedruckt bei Mertz, S. 26 ; vom Kaiser und den katholischen Mitgliedern des Reichstages wurde das Corpus Evangelicorum stillschweigend geduldet, aber nicht offiziell anerkannt. In Konsequenz dessen wollte das Corpus Catholicorum auch nicht offiziell in Erscheinung treten. Immerhin war das Corpus Evangelicorum eine feste Institution, die in vielen Fällen als Beschützerin protestantischer Untertanen andersgläubiger Landesherren, in Erscheinung trat. Die Corpora hatten ihren Sitz am Tagungsort des Reichstages, der seit 1665 in Regensburg tätig war. Vgl. dazu Fritz Wolff, Corpus Evangelicorum und Corpus Catholicorum auf dem Westfälischen Friedenskongreß, Münster 1966, besonders S. 3 und S. 207

gen, je eher je lieber ausziehen zu dürfen“.¹⁰ Die auswanderungswilligen Berchtesgadener Handwerker wurden von verschiedenen Seiten stark umworben. Einige Protestanten aus Bischofswiesen wanderten ins Brandenburgische aus. Das von Kurfürst Georg II. August von Hannover gemachte Angebot war so verlockend, daß viele Gerner ihm folgten. Den Werbungen der Nürnberger arbeitete die Berchtesgadener Administration offen entgegen, da Nürnberg so nahe war, daß die zurückbleibenden einheimischen, mit der Holzverarbeitung beschäftigten Handwerker unter einen ruinösen Konkurrenzdruck zu kommen drohten. Von den im April und Mai 1733 ausgewanderten Berchtesgadenern gelangten dann doch mehrere nach Nürnberg, freilich auf dem Umweg über das hannoveranische Münden, wo es ihnen gar nicht zusagte. Der Aufschwung der Nürnberger Produktion von Holzspielwaren ist auch ein Verdienst der im Jahre 1733 in Altdorf bei Nürnberg angesiedelten Berchtesgadener Handwerker.¹¹ Bei 1000 Seelen sollen es gewesen sein, die damals emigrierten. So weiß es Pater Jukundian zehn Jahre nach dem großen Exodus¹². Viele hundert davon seien in „erbärmlichen Ruin“ gelangt, was auch immer man darunter verstehen mag.¹³

Noch im Jahre 1733 ließ Propst Cajetan von Notthaft zu Ehren der Jungfrau Maria in der Ramsau das Wallfahrtskirchlein Maria Kunterweg erbauen. Das allegorische Deckengemälde, das den Sieg der Kirche über das Luthertum zum Thema hat, trägt die Inschrift: „Per intercessionem intactae Virginis et Genetricis pestifera haeresis expulsa ab isthac ecclesia“. War die verderbliche Häresie wirklich ausgerottet? Die nun zu bewertende Missionstätigkeit der Franziskanerpater gibt darauf eine Antwort.

10 abgedruckt bei Mertz S. 29f. Im Westfälischen Frieden wird in IPO (Instrumentum pacis Osna-brugense) Art V, § 34 ausdrücklich festgelegt: „Die Andersgläubigen sollen aber nachsichtig geduldet und nicht gehindert werden, sich mit freiem Gewissen zu Hause ihrer Andacht ohne Nachforschung und Beunruhigung privat zu widmen, in der Nachbarschaft aber, sooft sie es wollen, am öffentlichen Gottesdienst teilzunehmen, oder ihre Kinder auswärtigen Schulen ihrer Religion oder zu Hause Privatlehrern zur Erziehung anzuvertrauen.“ Die 3-Monatsfrist im Auswanderungspatent des Berchtesgadener Fürstenpropstes war nach den Bestimmungen des Westfälischen Friedens IPO Art VII, § 2 nicht rechtmäßig. Dort wird für eine vom Landesherrn angeordnete Auswanderung eine Frist von 3 Jahren festgesetzt. Daran hat sich freilich kaum ein Landesherr gehalten.

11 Die ganzen Vorgänge sehr ausführlich bei Linsenmayer, S. 59 – 79

12 fol. 734

13 fol. 696

Der Zweck der Mission und die Art ihrer Durchführung

a) Die Absicht des Fürstpropstes und der Missionare

Was in den hochfürstlichen Dekreten und in den Bekundungen der Franziskaner über den Sinn der Mission gesagt wird, ist das gleiche: Das „Ziel und Ende“ seien „die noch da und dort von der heilsamen Weide der wahren christkatholischen Lehr in die Höhlen und Gestäude der Ketzerei und Irrlehren verirrtten, unglückseligen Schäfflein durch Vortragung der christlichen Lehr, durch gründliche Auflösung der falschen Lehr wiederum in den Schafstall Christi Jesu zu führen, die Schwachen zu stärken und die noch Reinen und Gesunden bei vollkommenem Stand zu erhalten.“¹ Eine Mission wie jede andere sollte es also sein, nur mit dem Unterschied, daß sie hier besonders geboten erschien. Nach dem Auszug der Lutheraner in den vorhergegangenen Jahren sollte nun die religiöse Purifizierung bis in den letzten Winkel durchgeführt werden. Die Mittel einer Mission sind Predigt und Gespräch. Es freute natürlich die Patres, wenn sie die Früchte ihrer Arbeit sehen konnten. Im Markt Berchtesgaden war ihr Erfolg besonders augenfällig. Bei den Christenlehren, die vom Hochaltar aus gehalten wurden, drängten die Zuhörer mächtig nach vorne bis in die Nähe des Altares. Sie standen auf in ihren Sitzbänken und Leute mit kleinerer Statur stiegen auf die Betschemel. Die Meinung der Zuhörer war: „Wir danken Gott und unserem gnädigsten Herrn, daß sie uns diese zu unserem Seelenglück erspriessliche Gnade zukommen lassen. Oh, wie gut wäre es gewesen, wenn vor 40 Jahren dergleichen Mission wäre eingestellt worden; so würde es in unserem Land nicht so weit kommen sein. Anjetzo erkennen wir, daß unsere Furcht, so wir auf die Mission und die Missionarios nicht wenig gehabt, wohl umsonst gewesen sei.“²

Schon ein erster Durchblick des Aktes läßt vermuten, daß noch anderes mit im Spiel war. Die Protokolle über die einzelnen Hausbesuche zeigen deutlich, daß es sich hier nicht um wohlmeinende Glaubensgespräche handelte. Es waren regelrechte Verhöre, bei denen die Angesprochenen wie Angeklagte sich vornehmen mußten. Noch läßt es sich mit missionarischem Eifer vereinbaren, wenn die bohrenden Fragen darauf abzielten, lutherische Bücher aufzustöbern. Immer wieder aber ging es um die Emigration: Wer hat Verwandte, die emigriert sind? Wer will selbst emigrieren? Wer hat noch Verbindung zu den Emigrierten? Besonders interessant wird der zuletzt genannte Sachverhalt dann, wenn solche

1 fol. 3f.; mit ganz ähnlichen Worten im Verlängerungsdekret vom 25. November 1737, fol. 669

2 fol. 538

Kontakte verbunden waren mit wirtschaftlichen Aktivitäten. Dies läßt vermuten, daß der Fürstpropst die Position wieder aufgenommen hat, die er ursprünglich bei der Übernahme der Regierung und vor der großen Auswanderung mit so viel Energie vertreten hatte: durch Absperrung seines Gebietes zu verhindern, daß die wirtschaftlich sowieso schon angeschlagene Fürstpropstei neuerdings durch eine Emigration einen Aderlaß hinnehmen mußte. Darum sind in den Fällen, in denen dies bedeutsam erschien, die Berufe der Verdächtigen angegeben: 5 mal werden Drechsler genannt, 4 mal Schnitzer und ebenso oft Tischler. Vereinzelt kommen unter den Verdächtigen auch Tabakröhrmacher, Flötenmacher und Gattlmacher vor. Die Branche der Holzverarbeitung präsentiert sich als Haupterwerbszweig. Jäger, Sattler, Maurer und Tagewerker treten ganz zurück. Die kunstvollen Erzeugnissen der Berchtesgadener Drechsler und Schnitzer – meist waren es Spielwaren – gingen oft seltsame Wege. Die Berchtesgadener „Verleger“ vermarkteten ihre Waren vielfach in Nürnberg, wo deren Herkunft bewußt verleugnet wurde. Diese Erzeugnisse wurden zusammengeworfen mit jenem „Tand“, der „in alle Land“ ging, nach Spanien, Frankreich, Holland und England zum Beispiel. Die Berchtesgadener Waren hatten also das gut eingeführte Nürnberger Firmenzeichen bekommen. Der Handel von Berchtesgaden und Nürnberg dauerte auch nach der Emigration noch an, obwohl die Reichsstadt Nürnberg in ihrem Landstädtchen Altdorf Berchtesgadener Spielzeugmacher, die als Exulanten ursprünglich nach Hannover ausgezogen waren und von dort wieder südwärts wanderten, im Jahre 1735 ansiedeln konnten. Guggenbichler, Plänitscher und Renoth hießen sie z. B. Das waren Familien, deren Verwandte nach Ausweis unseres Aktes sich immer noch in Berchtesgaden befanden und hier wegen lutherischer Ketzerei sich verdächtig machten. Michael Guggenbichler betätigte sich in der Gnotschaft Gern als Holzdrechsler,³ Adam Plänitscher war Schnitzer in der Gnotschaft Bischofswiesen.⁴ Es hieße einen Goldesel aus dem Stall lassen, wenn man diese noch in Berchtesgaden verbliebenen Drechsler und Schnitzer hätte ausziehen lassen. Darum mußten sie überwacht werden. Die Mission der Jahre 1735 – 1743 hatte also auch einen wirtschaftlichen Grund. In diesem Sinne waren die Aktivitäten der Franziskaner nicht nur eine Mission, sondern auch eine Visitation.

3 fol. 680

4 fol. 159; vgl. den Aufsatz von Hanns Seibold, Die Reichsstadt Nürnberg siedelt i. J. 1735 in ihrem Landstädtchen Altdorf Spielzeugmacher aus Berchtesgaden an, in *Fränkische Heimat* 1937, S. 227f.

b) Der Ablauf der Mission

Zwei Franziskanerpatres nahmen die ihnen vom Fürstpropst übertragene Arbeit auf sich; vom 1. Oktober 1739 an führte nur mehr ein Pater, Jukundian Lehner, die Visitationen durch. Sein Amtsbruder Valentin Traurig war nunmehr offensichtlich als Militärgeistlicher in Straubing eingesetzt. Der Glaubenseifer der Patres nährte sich von der Angst vor der „unausbleiblichen, scharfen Strafe göttlicher Gerechtigkeit, welche unfehlbar, wann eine einzige Seel aus Ermangelung eines obtragenden Amtes sollte zum Verlust kommen, zu befürchten wäre, gemäß dem Ezechielischen erschrecklichen Ausspruch: Sanguinem eius de manu tua requiram“.⁵ Zu allererst suchten sich die Franziskaner in jeder Gnotschaft ein Missionshaus aus.⁶ In Bischofswiesen kam es dabei zu Anfeindungen gegen die Hausmutter. Diese hatte in Abwesenheit ihres Mannes die Missionare in ihr Haus, das Maltner-Lehen in Oberruppen, aufgenommen. „Du bist alleweil gesprungen und gelaufen, bis Du sie bekommen hast“, warf man ihr vor. „Wenn wir hätten zusammengehalten, so hätten die Missionare nicht herausdürfen.“⁷ Diese Missionshäuser waren vor allem die Orte für Predigten verschiedenster Art, für Kontroverspredigten, für Christenlehren und solche Predigten, die teils kontrovers dogmatische Fragen behandelten, teils moralische Exhortationen waren. Für sieben Jahre liegen Zahlen vor; nur für das 8. fehlen sie: Es wurden wenigstens 100 Kontroverspredigten gehalten – in den Akten auch „Wider-spiele“ genannt –, 2922 Christenlehren und 537 Exhortationen gemischter Art. Die durchschnittliche Dauer einer solchen Predigt war zwei Stunden.⁸

Eine gewaltige Arbeitsleistung für die Missionare, aber auch ein gewaltiger Zeitaufwand für die von der Mission Betroffenen! Gegen Ende der Mission wurden die Franziskaner auch immer mehr sich dessen bewußt, daß ein solch extremer Verlust an Arbeitszeit der wirtschaftlichen Produktivität Schaden zufügte, das Bruttosozialprodukt minderte, würden wir heute sagen. Schon im 3. Jahr der Mission hat eine Mutter ihre Kinder angehalten zu stricken, statt die Messe zu besuchen. Ihr Verbot, dem Gottesdienst beizuwohnen, wurde noch dadurch wirksamer gemacht, daß ihnen die Mutter die Kleider wegspernte.⁹ Der Missio-

5 fol. 670; das Zitat bei Ezech. Kap. 3, Vers 18 – 20

6 Die Missionshäuser waren in

Scheffau: Spittlerhof, *Untere Au*: Unterkuchelauer Lehen, *Obere Au*: Krenngut beim Hazen, *Bischofswiesen*: Obere Ruppen, *Stangaß*: Pfannhauslehen in Hochgart, *Strub*: Gaßlehen, *Gern*: Eremitenwohnung bei der Kirche, *Ettenberg*: Mesnerlehen, *Markt Schellenberg und Stein*: Pfarrhof, *Ramsau*: Pfarrhof, *Loipl*: Kollerlehen, *Unter- und Oberschönau*: Starkhenlehen und Mooslehen, *Königssee, Faselsberg und Mitterbach*: Schöb, *Unter-, Obersalzberg, Resten und Bernegg*: Mieslbauer, *Markt Berchtesgaden*: Pfarrhof

7 fol. 153f.

8 fol. 735

9 fol. 606 betreffend den Fall der Katharina Stangastinger in der Hundsreithmühle, Gnotschaft Bischofswiesen

nar Lehner zeigte im Oktober 1740 Verständnis. Wenn im Tal Arbeit anfiel, ging er ins Gebirge. Im übrigen faßte er drei bis vier Häuser zusammen „ mit dem Befehl, daß sie, wann sie auch nicht wollten, ihr Strickerts mit sich bringen und während der Lehre stricken sollten“. Auf diese Weise wurde aus der religiösen Unterweisung ein „nützlicher Haimbgarten“. ¹⁰ Schon wandelte sich die Einstellung der Angesprochenen: Sie haben diesem geistlichen Heimgarten gerne beige-wohnt. ¹¹ In den Predigten kamen Fragen des Glaubensinhalts und der Glaubenspraxis zur Sprache, alles deutlich ausgerichtet auf die Zurückweisung „der lutherischen Häresie“. Über die Ohrenbeichte und das Fegfeuer wurde gehandelt, über die Heiligen- und Bilderverehrung im allgemeinen und über die Jungfrau Maria im besonderen. Immer wieder wurde von den vier Merkmalen der wahren Kirche gesprochen und vom Papst als Oberhaupt dieser Kirche. Anfangs wurden diese Belehrungen auch boykottiert, in der Unteren Au z. B., wo zum ersten Gottesdienst nur vier Familien erschienen. Da wurde dem Landgerichtsamt-mann befohlen, in den Behausungen „einzusagen“. Als sie dann notgedrungen gekommen waren, haben sie „finstere und widerwärtige Gesichter geschnitten“. Da hat der Gerichtsschreiber mit „eindringlichen und herzbrechenden Worten“ ihnen eine Anrede gehalten, in der ihnen Zuckerbrot und Peitsche vorgehalten wurde: Sie sollten doch Liebe und Vertrauen haben, man verlange aber auch „Ehrerbietigkeit und Furcht“. ¹² Die Missionshäuser waren auch der Schauplatz von recht rüden Verhören einzelner Verdächtiger. Zumeist erschienen die Vorgeladenen. Wenn einer auf mehrmalige Aufforderung nicht kam, wurde ihm das schwer angerechnet. Der zweimal vorgeladene Max Guggenbichler aus dem Markt Berchtesgaden hat alles Wohlwollen verwirkt. Er sollte von der fürstlichen Administration streng verhört werden. ¹³ Manche wandten sich der Vorwärtsstrategie zu und kamen ohne Zitierung aus freien Stücken, damit ihre Reue umso echter erscheine. ¹⁴

Die meiste Zeit haben die Franziskaner den Hausbesuchen zugewandt. Schon zu Anfang zeigte sich, daß man nicht in jedes Haus kommen konnte. So wurden benachbarte Häuser zusammengezogen. Nach der Messe im Missionshaus wurde verkündet, welche Häuser jeweils an diesem Tag an der Reihe waren, „damit keiner eine unrichtige Entschuldigung seiner Abwesenheit verwenden möge“. ¹⁵ Eine Zusammenfassung der Häuser erschien den Franziskanern auch

10 fol. 708

11 fol. 727

12 fol. 26f.

13 fol. 544

14 fol. 407 betreffend den Fall des Erhardt Haiß aus Stein bei Markt Schellenberg und fol. 509 betreffend den Fall des Wolf Staudinger aus der Mühle in Resten

15 fol. 204

deswegen geboten, weil sie so Zeit hatten, eindringlich und genau „aus Gelegenheit der christlichen Lehr die widrigen Irrlehren der Ketzer von Grund aus zu widerlegen.“¹⁶ In der Scheffau und in Gern leisteten die Pater geradezu Rekordarbeit. Der Scheffau wurde ein fünfmaliger Durchgang auferlegt, jedesmal mit einem Zeitaufwand von drei Tagen.¹⁷ In Gern mußten 57 Häuser fünfmal die Franziskaner aufnehmen.¹⁸ Bei diesen Hausbesuchen wurde auch der Wissensstand in Glaubenssachen überprüft. Die Fragen, die bei den Gottesdiensten aufgeworfen und dort von den Patres selbst beantwortet wurden, kamen jetzt wieder zur Sprache und sollten nun von den einzelnen beantwortet werden.

16 fol. 33

17 fol. 5 – 7

18 fol. 242

*Tabellarische Übersicht über den Ablauf der Visitationen
vom 10. 10. 1735 – 15. 9. 1737*

Gnotschaft	Fundstelle im Akt	Zeit	Zahl der vorhandenen Häuser	Zahl der verdächtigen Personen	davon weiblich
Scheffau (Schäffau)*)	fol. 3 – 20	10. 10. 35 – 3. 11.	36	16	4
Untere Au	fol. 24 – 85	8. 11. – 1. 12. 35	30	22	10
Obere Au	fol. 86 – 150	1. 12. – 23. 12. u. 29. 12. 35 – 31. 12. 35	42	26	14
Bischofswiesen und Stangaß (Pischofswiesen und Stangast)	fol. 151 – 208	Bischofsw. 23. 1. 36 – 11. 2. u. 15. 2. – 19. 2. Stangaß: 19. 2. – 24. 2., 26. 2. – 4. 3. und 19. 3. – 24. 3.	46	22	10
Strub	fol. 209 – 234	8. 4. – 18. 4. u. 20. 4. – 23. 4.	48	12	5
Gern	fol. 235 – 316	26. 4. – 17. 5. und 22. 5. – 30. 5.	62	39	18
Ertenberg (Edenberg)	fol. 317 – 338	18. 6. – 3. 7.	29	7	3
Markt Schellenberg	fol. 339 – 403	8. 7. – 17. 7. und 21. 7. – 20. 8.	+) 32	39	17
Stein (Stain)	fol. 404 – 432	16. 9. – 3. 10.	32	19	8

Ramsau (Ramsbau)	fol. 433 – 442	8. 10. – 28. 10. und 4. 11. – 10. 11.	134	0	0
Loipl (Loippel)	fol. 443 – 456	13. 11. – 26. 11.	+	8	1
Unter- und Oberschönau	fol. 457 – 480	7. 1. 37 – 14. 2.	49	11	3
Königsee, Faselsberg (Faßberg), Mitterbach	fol. 481 – 492	6. 3. – 24. 3. und 24. 4. – 1. 5.	81	11	3
Unter- und Obersalzberg, Resten und Bernegg	fol. 495 – 526	8. 5. – 29. 5.	55	22	5
Markt Berchtesgaden	fol. 527 – 548	11. 8. – 15. 9. 37	+	6	0

*) Die Klammern gesetzte Schreibweise ist die unseres Aktes

+) Für die beiden Märkte Berchtesgaden und Schellenberg ist die Zahl der Häuser nicht angegeben, ebenso nicht für die Gnotschaft Loipl

Außerdientliche Missionen

- 1.) in Scheffau, Untere und Obere Au, Bischofswiesen fol. 516 – 614 vom 27. 9. 36 – 28. 4. 37
- 2.) in verschiedenen Ortschaften fol. 614 – 666 vom 1. 9. 37 – 1. 9. 38

Jährliche Missionen

- 1.) in verschiedenen Ortschaften fol. 667 – 700 vom 1. 10. 39 – 30. 9. 40 (376 Häuser)
- 2.) in verschiedenen Ortschaften fol. 701 – 721 vom 1. 10. 40 – 30. 9. 41 (412 Häuser)
- 3.) in verschiedenen Ortschaften fol. 722 – 732 vom 1. 10. 41 – 30. 9. 42 (295 Häuser)
- 4.) in verschiedenen Ortschaften fol. 733 – 744 vom 1. 10. 42 – 30. 9. 43 (377 Häuser)

c) Die Taktik bei den Verhören

„Der Teufel bewegt jeden Stein so, daß der Tropfen ihn aushöhlt. Das wissen die am besten, denen die Sorge für die Seelen obliegt. Wieviele Seelen wären schon zugrunde gegangen, wenn der Seelenhirte die irrenden Schafe hätte von sich weisen wollen... Wo bei jemandem keine Hoffnung aufleuchtet, zeigen wir ihn an, daß er hinweggewiesen werden muß. Wenn wir in unseren Berichten da und dort mit solchen Leuten sehr wohlwollend verfahren sind, so haben wir das getan in heiligster Absicht, wir haben es getan in tiefster Überzeugung, wie die Schrift sagt: „Irret nicht, Gott läßt seiner nicht spotten“... Wenn solche Menschen schon beim ersten Mal verstoßen werden, ist ihre Rettung verwirkt. Wenn sie aber zurückgehalten werden, gibt es noch eine Hoffnung auf Bekehrung.“¹⁹ Aus diesen Worten wird klar, daß die Franziskaner, wenn sie schon nicht zu richten hatten – das stand ja nur dem Konsistorium des Fürstpropstes zu –, doch ein Urteil abgaben, das zur Grundlage eines Richterspruchs werden konnte. Wenn der Angeschuldigte nach der Empfehlung der Franziskaner der fürstlichen Gnade für würdig befunden wurde, war weiter nichts zu veranlassen. Lagen aber schwere Verdachtsmomente auf „Häresie“ vor, wurden solche Personen der Glaubenskommission, die Fürstpropst Cajetan Notthaft schon zu Beginn seiner Regierungsübernahme eingerichtet hatte, mitgeteilt und dieser empfohlen, ein Constitutum durchzuführen, d. h. den Beschuldigten vorzuladen und zu examinieren. Das danach zu fällende Urteil konnte verschiedene Möglichkeiten in Betracht ziehen, von dem feierlich und öffentlich abzulegenden Glaubensbekenntnis bis zur Landesverweisung. Dieselbe Person konnte auch mehrere Male konstituiert werden.²⁰ Die Franziskanermission ist also von sich aus im strengen Sinn nicht als Inquisition tätig geworden. Ihre Aufgabe als erste Ermittlungsinstanz haben die Patres aber sehr ernst genommen, wie das oben mitgeteilte Zitat beweist. In ihrer tiefen katholischen Gläubigkeit empfanden sie es so, als ob Gott sie bei ihrer Arbeit für die gerechte Sache unmittelbar beaufsichtige, jener Gott, der freilich auch unter Umständen 99 Schafe zurückläßt und das 100. verirrte Schaf sucht. Nicht zu schnell zu verdammen, war auch einer der Grundsätze der Franziskaner. „Praesumere meliora“, lautete ihre Devise.²¹

19 fol. 475 (Übersetzung des lateinischen Textes)

20 fol. 694: Wolf Thanner aus der Scheffau wurde 8x konstituiert. Die Fragen, die die Glaubenskommission den dem Constitutum Unterworfenen vorlegte, sind als Beischluß wiedergegeben in fol. 79 – 84. Bei den streng zu Examinierenden wurden 58 Fragen gestellt, in leichteren Fällen wurde ein verkürztes Formular mit 25 Fragen zugrunde gelegt. Für diese Examina haben die Franziskaner in ihren Relationen Material geliefert.

21 fol. 124

Schlau muß man allerdings zu Werke gehen; denn diese Lutheraner sind ebenfalls sehr schlau. „Sie lassen keinen Katholiken an sich herankommen.“²² Sie waren sehr verschreckt und warnten sich immer gegenseitig: „Adam, gib acht, daß du dich nicht verredest, daß du nichts herfürlassest. Man muß die Reden jetzt auf die Hand nehmen, die Leut machen es geschwind stärker, als es ist... Adam, wir bleiben die alten.“ So soll Hans Rothknecht aus der Oberen Lerch zu Adam Angerer gesprochen haben.²³

Fast alles kam darauf an, bei Verhören das Gespräch klug und energisch zugleich zu führen. Georg Fux aus der Scheffau wurde mit psychologischer Schläue und viel Ausdauer zu einem Geständnis gebracht. Er mußte wissen, daß man ihn in Verdacht hatte, von einem ausgewanderten lutherischen Freund einen Brief empfangen zu haben. Die Franziskaner warteten aber zunächst zu. Erst „über eine Zeit“ fragte man ihn nach dem Brief. „Auf die Frag, was dringestanden, sagte er, von der Vormundschaft und noch ausstehendem Geld, so mein Vater einbringen und überschicken soll“. Als Georg Fux immer wieder gefragt wurde, ob sonst nichts dringestanden ist und es energisch verneinte, befahl man ihm, den Brief herbeizuschaffen. Dies könne er nicht, meinte Fux, sein Vater habe ihn geheißsen, diesen zu verbrennen. Die Franziskaner entließen ihn und luden ihn wieder vor, einige Male hintereinander. Zuletzt argumentierten sie so: „Weilen er diesen verbrannt, so muß dieser Brief gehandelt haben von wichtigen solchen Sachen, die er in das Geheime hat halten wollen. Er solle deswegen ... bekennen, ob dieser Brief sie in dem sogenannten evangelischen Glauben nicht hat stärken und trösten wollen“. Da ist ihm „das Maul gebrochen“ und „mit weinenden Augen und gebrochener Stimm hat er Ja gesagt.“ Zuletzt aber kehrte das verirrte Schaf reuig zurück: „Ich wollte es (das Glaubensbekenntnis) mit Mund und Herzen redlich ablegen und mich völlig bekehren, im katholischen Glauben leben und sterben.“ Tränen und feierliche Versprechungen stimmten die Franziskaner immer milde; sie waren keine triumphierenden Sadisten. Fux wurde der hochfürstlichen Gnade für würdig gehalten: „Wenn er nämlich falschen und heuchlerischen Sinnes wäre, so hätte er die Geheimnisse seines Herzens nicht gestanden, sondern geleugnet und immer wieder geleugnet nach der Art der anderen hartnäckigen Häretiker.“²⁴ Neben der Gesprächsführung sind auch die Grundsätze wichtig, nach denen die Missionspatres urteilten, und diese waren keineswegs von wohlwollender Liberalität. Da hat der verdächtige Erhardt Holz aus der Gern „sein Sach vermänteln können“. Damit aber waren die Franziskaner nicht zufrieden und so klammerten sie sich an den Grund-

22 fol. 363

23 fol. 596f.

24 fol. 557ff.

satz: *Noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se*. Er hat eben oft Besuch gemacht bei Max Summerauer, der „in Grund und Boden nichts nutz“ war.²⁵ Daß dies ein gewichtiger Grundsatz der beiden Franziskaner war, zeigt seine vielfache sprachliche Abwandlung: *qui tetigerit picem, inquinabitur ab ea*, was auch in der deutschen Formulierung vorkommt: Wer mit Kohle umgeht, macht sich rußig.²⁶ Der *socius ex socio*-Grundsatz wurde oft stark überdehnt. Er geht weiter als der in den Psalmen niedergelegte Satz von der guten Wirkung des guten Beispiels und der schlechten des schlechten: *Cum bono bonis eris, cum perverso perverteris*.²⁷ Wenn einem nachgewiesen werden konnte, daß er mit einem Emigranten schon vor der Emigration freundschaftlich verkehrte, war er schon verdächtig.²⁸ In letzter Konsequenz führte das natürlich zur Diskriminierung einer ganzen Sippe. Georg Millner aus Markt Schellenberg „kann und muß konstituiert werden“, weil seine Mutter und seine beiden Brüder, die gar nicht zu seiner Hausgemeinschaft gehörten, stark graviert waren.²⁹ Ein schlauer Mensch (*astutus*) konnte weniger leicht das Wohlwollen der beiden Franziskaner gewinnen als ein Mensch mit bildungsfähigem Geist (*tractabile genium*). Ein solcher ist „consequenter etiam bonae spei“.³⁰ Andererseits ist Schlauheit nach Meinung der Franziskaner oft genug ein Mittel, um damit das Festhalten an der Häresie zu verdecken.

Höchst peinlich berührt das Denunzieren, zu dem die Franziskaner immer wieder und so nachdrücklich aufforderten. Höchst bedauerlich ist der große Erfolg, den diese Bemühungen hatten. Es gibt kaum eine Niederschrift über eine verdächtige Person, in der nicht aufgeführt wäre, daß der oder die das oder jenes an Belastung über einen anderen vorgebracht hat. Ob das unfeine Spiel von den Franziskanern erfunden und von der Glaubenskommission übernommen wurde oder umgekehrt, läßt sich nicht mehr feststellen. Eindeutig ist, daß in den Niederschriften der Franziskaner und denen der Glaubenskommission zu gleicher Zeit immer wieder Fragen an Nichtbelastete protokolliert wurden, durch die Namen und religiöse Gewohnheiten von Verdächtigen herausgebracht werden sollten.³¹ Die Franziskaner rechtfertigen sich: „Wir wollen mit anderen Theologen pro certo halten, daß ein jeder schuldig sei unter einer Todsünde, Ketzer, ja auch die in materi der Ketzerei Verdächtigen aus Liebe zu Gott und den Nächsten anzugeben, seien sie, wer sie wol-

25 fol. 287

26 fol. 449 und 523

27 Dieser Satz (vgl. Sir 13,1) wird auch von den Franziskanern zitiert in fol. 523

28 fol. 449 betreffend den Fall des Max Treichel aus der Gnotschaft Loipl

29 fol. 392; ähnlich auch fol. 388

30 fol. 523 betreffend den Fall des Jakob Guggenbichler aus der Gnotschaft Gern, der bei sachlich sehr gravierenden Anschuldigungen einfach als Verführter hingestellt wird.

31 In den Interrogatorien der Glaubenskommission Fragen 33 u. 34, bzw. 22, fol. 81 u. 84

len. Wenn uns das Gegenteil bewiesen wird, geben wir sehr gerne nach. Wir sind nämlich nicht hartnäckig darauf versessen, vielmehr sind wir voll Eifer für Gott und die Seelen. Was hat denn die versteckten Häretiker, die sich sehr fromm gaben, ans Tageslicht gebracht? Das Versprechen von reichen Belohnungen? Keinesfalls, sondern nur die heiligste Verpflichtung zur Denunziation. Welch großes Elend hätte sich innerhalb weniger Jahre dem Auge dargeboten, wenn nicht die Denunziation entlarvt hätte die mit dem Schafspelz der Heuchelei und der Verstellung bekleideten Häretiker.“³² In dem religiösen Vortragsprogramm der Franziskaner gab es eine eigene Exhortatio de gravissima obligatione denunciandi suspectos in haeresi.³³ Nach der ersten Messe wurde Tag für Tag im Missionshaus den Denunzianten die Tür geöffnet und sie drängten sich herbei, besonders zahlreich in der Unteren Au und in Markt Schellenberg.³⁴ Manchmal hatten die Denunzianten auch einen ideellen Gewinn davon: Wenn ein reuiger Ketzer sich bekehrt hatte, wurde seine Konversion dann besonders bereitwillig geglaubt, wenn er zusätzlich noch einen anderen Sünder angab.³⁵ Freilich, es waren nur die halbherzigen Lutheraner, die sich mit diesem unsauberen Geschäft abgaben. Die eingefleischten Lutheraner „lassen sich ehenter schinden und verlierten eher Hab und Gut, ehe sie einen ihresgleichen abgeben.“³⁶

Wenn aber nun die Denunziation „das notwendigste Mittel, ja schier das einzige Remedium ist, einer verdeckten Ketzerei auf ihre boshafte Ränke und Schwänke zu kommen“³⁷, dann heiligt also der Zweck das Mittel. Daß es kein sehr gutes Mittel war, haben die Franziskaner wohl selbst gespürt. Es ist eine schiere Unmöglichkeit, klar zu unterscheiden die Denunzianten aus Glaubenseifer von denen, die Neid, Haß oder gar persönliche materielle Interessen als Triebfeder hatten. Im ersten Fall verstanden sich die Denunzianten als Seelenretter, die anderen aber waren Gefangene ihrer eigenen niederen Triebe und ihre Aussagen enthielten darum oftmals Phantastereien, die die Wahrheit verfälschten. Einige Male merkten die Franziskaner in der Tat, daß etwas faul war mit den Denunziationen, so bei den Anschuldigungen des Josef Schwiger gegen Catherina Eder aus Götschen bei Markt Schellenberg. Es war „eine nicht geringe Feindschaft“ erkannt worden zwischen dem Angeber und der angegebenen Person. Die Franziskaner haben die Anklage deswegen nicht einfach in den Papierkorb geworfen, vielmehr haben sie „weitere

32 fol. 577, teilweise Übersetzung aus dem Lateinischen

33 fol. 204

34 fol. 30, 35, 346

35 fol. 221, betreffend den Fall der Catharina Landthaller aus der Gnotschaft Strub und allgemein als Grundsatz in fol. 575

36 fol. 575

37 fol. 30

Nachfrag gehalten“ und der Verdacht der Ketzerei ließ sich verifizieren.³⁸ Daß die Denunziation auch moralisch anfechtbar sein mußte, haben die Franziskaner zu verdrängen versucht. Sie mußten es sich aber ein paarmal ins Gesicht sagen lassen: „Das heißt ja nicht seinen Nächsten lieben, wenn man einen angibt,“ meinte Catherina Gadenstetter, Bäuerin auf einem Lehen bei Markt Schellenberg. Bezeichnenderweise reagierten die Missionare sozusagen mit geballter Faust: Das Protokoll vermerkt aber keine substanziierten Vorwürfe. Das Urteil der Pater war aber eindeutig: Die Beschuldigte ist jeder Gnade unwürdig.³⁹ Es war doch wirklich keine feine Sitte, wenn ein Sohn verhört wurde, daß er seine Mutter belaste.⁴⁰ Warum haben die Franziskaner in diesem Fall nicht den von ihnen sonst so geachteten Grundsatz angewandt, daß lutheranische Eltern eben keine katholischen Kinder erziehen können; denn *corvus non progenerat columbam*?⁴¹ Das hätte sie dann doch abhalten müssen, Kinder über ihre Eltern auszuhorchen. Welch tiefen Einbruch in eine Familie mußte es geben, wenn Eheleute gegeneinander ausgespielt wurden. Die Franziskaner verwahren sich gegen einen solchen Vorwurf: Wenn man auch anerkennen wolle, daß Eheleute sich lieben sollen, dürfe das doch bei einer Denunziation in Glaubenssachen nicht gelten. Hier sei es „eine sehr heilige, sehr nützliche und sehr notwendige Sache“, daß eine Denunziation erfolge. „Denn man ist schuldig, Gott mehr zu lieben als Vater und Mutter, als Weib und Kind, ja als sich selbst. Sagt denn nicht Christus „Wer Vater und Mutter, Weib und Kinder mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert“? Daß aber die Ehre Gottes entsetzlich leide bei der Ketzerei, wann sie in ein Land einreißt, erkennt jedermann, wann er anderst nicht blind sein will.“⁴²

38 fol. 389f. Andere Fälle dieser Art fol. 112 u. 378

39 fol. 357

40 fol. 565 betreffend den Fall der Ursula Malter aus der Scheffau

41 fol. 563

42 fol. 577; in dieser Sache wird Papst Gregor als Zeuge angerufen mit *hom. 37*

Die Ergebnisse der Befragungen

a) der religiöse Wissensstand

Die simpelste Art, die „lutherische Häresie“ zu erklären, ist natürlich die, zu meinen, alles habe sich aus Unkenntnis des wahren Glaubens zum Schlechteren entwickelt. Es ist freilich etwas anderes, Wissenslücken aufzufüllen oder gegen eingeschliffene lutherische Glaubenssätze zu argumentieren. Wenn die Patres von Unwissenheit reden, meinen sie meist das erstere. Da wissen die einen gar nichts von der Heiligen Dreifaltigkeit,¹ andere kennen sich beim Sakrament der Buße nicht recht aus, besonders, was die Gewissenserforschung und die Reue angeht.² Da plappert einer einfach Unsinn herunter, wenn er sein Glaubensbekenntnis betet: „Hat gelitten Pontius Pilatus“ und „ist geboren außer Maria“.³ In der Oberen Au wußte einer zwar, daß es sieben Sakramente gab; er meinte aber nur drei davon habe Gott eingesetzt, die übrigen Moses.⁴

Mit ihren Predigten wandten sich die Patres nicht nur denen zu, die nichts wußten oder herumrieten, sondern auch denen, die Falsches wußten. Wenn sie sich dann nach der Christenlehre ans Examinieren machten, schauten die Bewohner der Unteren Au sie zunächst an, als ob sie „spanisch redeten“.⁵ Harte Knochenarbeit gab es auch in der Gnotschaft Ettenberg: „Wir haben noch keine Gnotschaft gehabt, die so hart die Sach ergreifen.“⁶ Einen Nürnberger Trichter hätten sie halt gebraucht, meinten die Patres, vornehmlich bei den Alten. „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr, dies wird halt wahr.“⁷ Ganz anders bei den Jungen! In der Gnotschaft Gern haben „die jungen erwachsenen Leut und die mehresten der Kinder alle Fragen, so doch weit über 200 erstreckten, trefflich beantwortet, ja es war eine rechte aemulation und heilige Eifersucht unter den jungen Leuten, daß ein jeder wollte gefragt werden. Ja, wann einer nicht gleich stante pede flüchtig antwortete, haben die anderen gleich daringeschrien.“⁸ Es schmeichelte natürlich den Missionaren, wenn ihnen etliche Berchtesgadener, die in der Schönau die Antworten der Kinder anhörten, versicherten: „Man dürfte jeden Studenten fra-

1 fol. 460, betreffend die Gnotschaft Ober- und Unter-Schönau im allgemeinen

2 fol. 6, betreffend die Gnotschaft Scheffau im allgemeinen

3 fol. 5, vorgekommen in der Gnotschaft Scheffau, keine Namensnennung

4 fol. 599, betreffend den Fall des Michael Kuen

5 fol. 36

6 fol. 320; auch in der Gnotschaft Strub gab es Klagen über mangelnde Auffassungsgabe: fol. 212

7 fol. 462

8 fol. 242; großen Eifer zeigten auch die jungen Leute im Markt Berchtesgaden: fol. 532

gen, wäre ein Zweifel, ob er so expediert würde, durchaus alle, und zwar so viele – bei dreihundert – Fragen beantworten möge.“⁹ So getrauten sich die Franziskaner ihre pädagogischen Erfolge in der Schönau folgendermaßen zusammenzufassen: „Da war ein solcher Unterschied zwischen den Antworten, so absonderlich die jungen Leut diese zwei Tag gegeben, und so sie am Anfang der Mission gegeben, zu ersehen, daß, wer sie zuvor gehört hätte und zuletzt auch gegenwärtig gewesen wäre, gewiß gesprochen hätte: Dies sind nicht jene, sondern andere Leut.“¹⁰

b) das sittliche Verhalten

Im Markt Berchtesgaden gingen die drei Hauptsünden Hoffart, Geiz und Unkeuschheit „in Schonung“, d. h. sie wurden als Kavaliersdelikte angesehen. Überhaupt sei in diesem Land das wucherische Geldausleihen sehr verbreitet.¹¹ Einige Wirtshäuser Berchtesgadens seien Lasterhöhlen für Säufer und Spieler gewesen, da sei es hoch hergegangen bis über die erlaubte Zeit hinaus, in einem Fall sogar noch bis nach Mitternacht.¹² Am Sonntag fiel ihnen dann das Arbeiten ein: „Wenn die faulen Berchtesgadener an den Werktagen ehenter aufstünden und etwas länger in die Nacht hinein arbeiteten, bedürften sie auf keine Weise, die Sonn- und Feiertage unerlaubterweis zu Hilfe rufen.“ Das schrieben die Patres besonders den Einwohnern der Gnotschaft Strub ins Stammbuch.¹³ So bleibt natürlich der Sonntagsgottesdienst auf der Strecke. Andere gingen sonntags statt zur Messe in die Wirtshäuser zum Bier oder in die Kramerläden zum Branntwein.¹⁴ Wenn verschiedene Bauern aus dem wilden Moos in der Oberen Au sich beklagen, daß ihre Dienstboten schon um 4^h oder 5^h nachmittags in die nur 3 km entfernte Stadt Hallein zum Tanzen gehen, so buchen sie das als einen wirtschaftlichen Verlust.¹⁵ Die Missionare sahen im Tanzen ein moralisches Übel. Der Tanz, „auch beim Tag schon gefährlich“, werde oft weit in die Nacht ausgedehnt, und das brachte auch den Wirtsleuten eine Strafrede ein: „Wegen einem zeitlichen Gewinn... müssen göttliche und menschliche Rechte auf die Seite stehen... Täten sie, was sie schuldig, wäre bald alles gehebt.“¹⁶ Tanzen und nächtliches Herumstreunen

9 fol. 465; ähnlich auch fol. 37 (Untere Au) und fol. 110 (Obere Au), wo der nunmehrige Wissensstand der Bauersleut der Überheblichkeit der Städter und „Märktler“ gegenübergestellt wird.

10 fol. 463

11 fol. 537

12 fol. 546

13 fol. 231

14 fol. 425

15 fol. 149

16 fol. 424, besonders betreffend die Gnotschaft Stein

schiene den Missionaren wie Vorder- und Rückseite derselben Medaille. Den Dienstboten solle vom Landgericht mit einer scharfen Strafandrohung aufgetragen werden, daß sie nicht ohne wichtige Ursache über das Gebetläuten hinaus sich außerhalb ihres Hauses aufhalten sollen, „weil durch solches nächtliches Aufhalten viel Sünd und Laster begangen werden. Die Prob liegt klar am Tag wegen so viel in diesem Land sich befindlichen unehelichen Kinder.“¹⁷ Wegen der „Nachtreisen“ werden besonders die Schellenberger ins Gebet genommen: „Wir haben uns verstaunet, daß in einem so kleinen Distrikt so viele uneheliche Kinder befunden worden, sind ja etliche Manns- und Weibsbilder dreimal gefallen. Unde? Occasio prima, praesertim tempore nocturno, est in causa.“¹⁸

Männer und Frauen sollen noch eigene Lasterhaftigkeiten gezeigt haben. Die Holzknechte in der Ramsau redeten „entsetzlich ärgerlich wider die Ehrbarkeit und Tugend der Reinigkeit“. Ihres Spottes und ihrer Possenreißerei wegen haben die Missionare hier eine scharfe Moralpredigt in ihre Tagesordnung aufgenommen, und es haben „sich schier alle bis auf einen gebessert.“¹⁹ Schließlich waren ja die Ramsauer „gut katholische, willige und leitsame Christen“.²⁰ Aber die „Weibsbilder“! Sie waren „Strick und Garn des Teufels“, wie die Missionare in ihrem Zelotismus meinten, besonders in ihrer aufreizenden Kleidertracht: Die „Weibsbilder“, gleichviel ob verheiratet oder ledigen Standes, schnürten sich oben nicht ein, sondern hefteten nur oben den Brustfleck an, „folgsam alles heraushanget“. Sie trugen auch so kurze Röcke, daß diese kaum die Knie erreichten. Auch hier haben die Franziskaner „darwider geblitzt und gedonnert... und doch nichts ausgerichtet“.²¹ Der Einwand, ihre harte Arbeit im Freien verlange eben eine bequeme Kleidung wird von dem aus Neukirchen im Wald stammenden Pater Valentin mit einem Gegenbeispiel aus seiner Heimat zurückgewiesen: „Die Waldler Weibsbilder haben auch weit schwerere Arbeit zu verrichten als die Weibsbilder in diesem Land, in dem ja schier alle stricken.“ Die Röcke der Frauen im Bayerischen Wald seien aber länger und würden dann bei der Arbeit „aufgeschürtzt“. Es fehlt natürlich auch in diesem Zusammenhang nicht der Hinweis, daß solch liederlicher Aufzug „eine nicht geringe Ursach der in diesem Land angetroffenen vielen unehelichen Kindern“ sei.²²

Bei der Kindererziehung lag auch manches im Argen. Die Eltern ließen ihre Kinder oft bis in die späte Nacht in anderen Häusern und Orten „herumpir-

17 fol. 77

18 fol. 424

19 fol. 439f.

20 fol. 441

21 fol. 17

22 fol. 148f.

schen“. Dann „geht zur Nachtzeit die Frag... häufig in Schwund: Ist das Vieh alles zu Haus? Selten aber hört man...: Sind die Kinder alle da? Geht keines ab?“²³ Kein Wunder, daß die Kinder frech wurden, wenn ein Vater versuchte, sie zu bestrafen. Da sagten sie den Eltern keck ins Gesicht: „Vater, ich muß bei Dir nicht sein, ich kann in einen Dienst gehen und mein Brot verdienen.“ Hier könnte doch die gnädige Herrschaft abhelfen mit einem Verbot, daß Kinder ohne höchste Genehmigung „von Vater, Mutter oder Zucht Vater in was für immer einen Ort wandern.“²⁴

Ein interessantes sozialpolitisches Thema sind die Selbstler und Selbstlerinnen.²⁵ Sie hatten eine eigene Lebensweise und vertraten eine eigene Wirtschaftsform: Die Selbstler lebten für sich und verdienten ihr Brot durch Heimarbeit. Bewußt gliederten sie sich aus dem bäuerlichen Wirtschaftsprozeß aus: Sie fühlen sich „zum Dienen untauglich, teils aus Schwachheit der Leibeskräfte, teils aus wahrhaft anhaltender Unpäßlichkeit, teils Alters halber... Allermaßen es schon ein Sprichwort worden: Was brauchts, daß ich dien und mich abmatt, kann ich doch stricken bei meiner selbst und kann tun, was ich will, darf mir niemand einreden.“ Das „bonum publicum“, so meinten die Missionare, erfordere somit eine Einschränkung der „Selbstlerei“ zugunsten der Interessen der Bauern. Vor allem aber störte sie der moralische Aspekt der Sache: Das freie Leben sei ein ausgelassenes Leben mit stark sündhaften Gewohnheiten. Die Selbstlerei überhäufe das Land mit vielen ledigen Kindern.²⁶

23 fol. 425 betreffend die Gnotschaft Stein

24 fol. 17 betreffend die Gnotschaft Scheffau

25 Schmeller schreibt in seinem Bayerischen Wörterbuch, München 1877 Band II, S. 265 diese seien „ledige Burschen, welche auf eigene Faust in Herbergen leben und arbeiten“; sie seien im Jahre 1714 in Berchtesgaden abgeschafft. Tatsächlich gab es sie also immer noch und es waren auch nicht nur Männer, wie unsere Quelle zeigt.

26 fol. 425f.

Die „*signa suspectorum*“¹

Ausführlich waren die Angaben bei Katharina Landthaller aus Strub: „Sie ist freiwillig wieder kommen und hat mit größter Wehmut und aufrichtigem Weinen sich folgendermaßen angeklagt, daß sie

1. Kein Fegfeuer geglaubt, weil ihr der Urber Topferl² vor drei Jahren also vorgesagt;

2. hat sie sich in die Bruderschaft nicht einverleiben lassen, weil sie nichts darauf gehalten, allermaßen ihr der Urber Topferl erzählt, es sei ein pabistisches Gedicht um die Bruderschaften;

3. hat sie obiges wiederholt, daß sie nämlich geglaubt, die Verdammten können auch aus der Höll wieder erlöst werden;

4. nicht minder hat sie geglaubt, daß kein Mensch verdammt werde;

5. hat sie nichts auf das hl. Meßopfer gehalten, weil sie gehört, daß solches nur der Papst aufgebracht und erdichtet, damit die Pfaffen Geld bekommen;

6. habe sie geglaubt, die Emigranten seien auf das wahre Evangelium ausgezogen;

7. daß die Ausgezogenen auch können selig werden.“³

Das ist ein Katalog, gemischt aus Vorwürfen, dogmatischen Irrtümern, der Abkehr von katholischen Institutionen und der Unterlassung katholischer Glaubensübungen.

Die leicht nachzuprüfenden Verhaltensweisen waren, objektiv gesehen, eigentlich die am wenigsten gravierenden. Da hat ein junger Mensch von 20 Jahren in der Kirche keine Kniebeuge gemacht und nur ein wenig an das Herz geklopft, wenn der Priester nach der Wandlung die Hostie aufhob; er habe beim Beten der Lauretanischen Litanei auch „kein Maul gerührt, viel weniger gesprochen: Bitt für uns!“⁴ Da dies alle Anklagepunkte waren, meinten die Missionspater, es genüge, wenn der Beschuldigte ein feierliches und öffentliches Glaubensbekenntnis ablege. Hans Seimbler auf der Oberen Au hat zusammen mit zwei anderen das Hochamt vorzeitig verlassen, und alle drei sind auf dem Marktplatz von Berchtesgaden herumgestanden. Während die zwei Begleiter geständig waren, leugnete Seimbler. „Übrigens, wenn diese Leute wären zu Haus verblieben und hätten geschlafen, so wäre es ihnen als eine Faulheit auszurechnen. Weil sie aber zur hl. Meß gekommen und nicht dabei verblieben, so ist billig zu fürchten, sie achten die Gebote der Kirche

1 Der Ausdruck von den Missionspatres gebraucht in fol. 461

2 Mit bürgerlichem Namen Urban Wall, fol. 224

3 fol. 220

4 fol. 566, betreffend den Fall des Balthasar Köppel aus der Gnotschaft Scheffau

nach katholischem Brauch wenig oder gar nicht.⁵ Hier hat der Missionspater eine religiöse Nachlässigkeit zu einer lutherischen Bosheit hochstilisiert. Während die Patres in der Regel den Grundsatz der Verhältnismäßigkeit von Vergehen und Strafe befolgten, verlor Pater Jucundianus hier den rechten Blick; er befürwortete, daß der seine Tat leugnende Seimbler konstituiert werde.⁶ Entgegenstehende Gewissensregungen schoben die beiden Patres beiseite mit dem Wort: „Qui spernit modica, paulatim decidet.“ (Jesus Sirach, 19, V. 1)⁷

Es ist sicher problematisch, aus so unspezifischen Verhaltensweisen auf eine lutherische Häresie zu schließen. Klar bestimmbare Verhaltensmodelle aber wurden bei den Verhören viel öfter angesprochen als rein dogmatische Fragen; und das ist verständlich. Es ließ sich ja auch viel schlüssiger nachweisen, was einer getan oder nicht getan hat als das, was einer für Glaubensüberzeugungen gehabt hat. Zudem waren die Denunzianten als einfache Leute wohl nicht in der Lage, diffizilere Glaubenswahrheiten klar zu artikulieren. Die Missionspatres glaubten zu wissen, in der Oberen und Unteren Au sei häufig geäußert worden, „der Glaube allein mache selig und gute Werke nützen nichts zur Seligkeit.“⁸ Hier ist der Zentralpunkt der lutherischen Glaubensüberzeugung angesprochen. Luther hielt sich an den Römerbrief, Kap. 1, Vers 17. „Der Gerechte wird aus dem Glauben leben.“ Luther begnügte sich nicht mit der daraus folgernden Festlegung, „der Glaube an Christus ist zugleich Inhalt des menschlichen Gerechtheits und der Weg dazu“.⁹ Er las aus dieser Stelle heraus: „Der durch die Erbsünde verderbte Mensch sei ganz angewiesen auf Gott, welcher der alles allein wirkende sei.“¹⁰ Nicht der Mensch wirkt, sondern Gott wirkt durch ihn. Der menschliche Glaube, entsprungen der Erlösertat Jesu Christi, ist Gabe und Gnade eines erbarmenden Gottes.¹¹ So lehnt Luther alle Verdienste des Menschen Gott gegenüber ab.¹² Es ist also verständlich, daß der in der Gnatschaft Loipl lebende Max Treichel sogar den Text des Vater Unser ändern wollte: „Man soll in dem Vater Unser nicht sagen Geheiligt werde Dein Name, sondern Heilig ist dein Name, weil sein Name ohnedem schon heilig und nicht heiliger werden kann.“¹³ Maria Kärzlpberger aus der Gnatschaft Schönau habe aus einem lutherischen Buch

5 fol. 683

6 fol. 682

7 fol. 683

8 fol. 107

9 Konrad Algermissen, *Konfessionskunde*, Celle 1957, S. 564

10 ebd.

11 a.a.O., S. 565

12 a.a.O., S. 568

13 fol. 449

herausgelesen, „daß der Glaub allein selig mache, und probierte es (ast stultissime) aus dem Evangelium, welches handelt von dem Weiblein, so mit dem Blutgang behaftet war, welches keine guten Werk nicht hatte, sondern den Glauben allein.“¹⁴ Dies ist ein Hinweis auf Math. 9, 18ff, wo Jesus zu der kranken Frau spricht: „Dein Glaube hat Dir geholfen“. Durch diese Aussagen waren beide, der Mann aus Loipl und die Frau aus der Schönau, so inkriminiert, daß sie nach Meinung der Patres der Glaubenskommission überantwortet werden mußten. Eine Frau aus der Gnotschaft Salzberg dagegen, die zwar geständig war geglaubt zu haben, daß die guten Werke zur Seligkeit nicht notwendig seien, aber ihren Irrtum bereut hatte, wurde der Gnade und Milde des Fürstpropstes empfohlen.¹⁵ Das Evangelium galt all diesen Lutheranern für die alleinige Quelle ihres Glaubens. Wie hart mußte es da einen Mann aus der Unteren Au getroffen haben, als ihm der Pfarrer seine Bibel weggenommen hatte, in der er „zu seiner Seligkeit“ gelesen hatte. Er ist sicher an den Unrechten gekommen, als er sich deswegen bei dem Missionspater beschwerte.¹⁶

„In dem Himmel hört niemand als Gott“; davon ist Anna Wall aus der Gnotschaft Strub überzeugt. Darum solle man auch die Heiligen nicht anrufen.¹⁷ Ebenso dachte Jakob Renoth aus der Gnotschaft Gern.¹⁸ Wenn man die Heiligenbilder verehere, bete man nur Stöcke und Blöcke an, meinte Susanne Wißmihler.¹⁹ Das „Anrufen“ und „Anbeten“ wird hier durcheinander geworfen. „Die katholische Unterscheidung, die Heiligen werden nicht angebetet, sondern nur angerufen und verehrt, ist den Protestanten unverständlich.“²⁰ Frau Wißmihler stammte aus dem Fürstbistum Salzburg, wo ihr Mann immer noch in einem Marmorbruch arbeitete. Dorthin wollten die Patres sie ausweisen lassen.²¹ Denjenigen, die Heilige anrufen, sagte eine Frau aus Stein bei Schellenberg: „Es tät’s den Untersberg und eine Gais anbeten, wenn man Euch’s schaffen tät.“²² In einem sehr anschaulichen Bild verdeutlichten solche Gegner der Heiligenverehrung ihre Ansichten: „Man soll sich an den Stamm halten, nämlich an Christus, und nicht auf die Äste hinausgehen, die Heiligen anrufen.“²³ Unser Herr habe schließlich gelitten und nicht die Heiligen,

14 fol. 473

15 fol. 510, betreffend den Fall der Maria Gruber

16 fol. 64, betreffend den Fall des Hans Amorth

17 fol. 224

18 fol. 279

19 fol. 563

20 Reinhard Frieling / Ernst Albert Ortman, *Katholisch und Evangelisch*, Göttingen, 1980

21 fol. 564

22 fol. 408, betreffend den Fall der Margarethe Malter

23 fol. 569, betreffend den Fall des Hans Zillner; ebenso fol. 568, betreffend den Fall des Elias Hirschbühler

meinte Barbara Stangastinger aus der Gnotschaft Markt Schellenberg.²⁴ Das Erlösungswerk Jesu Christi wird hier in seiner zentralen Bedeutung gewürdigt, wie die Lutherischen es verstanden. Die lutherische Kirche will als authentisches Vorbild allein Christus anerkennen. „Sie akzeptiert kein menschliches Urteil über die Heiligkeit einer Person.“²⁵ Seit dem 10. Jahrhundert schon hatten aber Päpste Heiligsprechungen vorgenommen. So entstand im Verständnis der Katholiken ein „enges Miteinander von irdischer und himmlischer Kirche“.²⁶

In der katholischen Volksfrömmigkeit war die Verehrung der Gottesmutter Maria schon lange vor Luther lebendig. Das Reichskonzil von Ephesus im Jahre 431 hat dieser Verehrung dogmatisch den Weg bereitet. Maria war den Katholiken Fürsprecherin und Beistand. In der evangelischen Kirche wird vor allem ihre Rolle als Werkzeug Gottes bei der Geburt Christi gewürdigt; auch findet Beachtung, daß Maria zu denen gehörte, die den sterbenden Jesus begleitete und später in der Urgemeinde mitredete. Darüber hinaus hat sie für den lutherischen Glauben keine Bedeutung. Allein die Schrift, allein Christus, das ist gut evangelischer Grundsatz.²⁷ Rosina Plänitscher aus der Gnotschaft Gern macht aus der Marienverehrung eine Gewissensfrage: „Wenn ich mehr Ave Maria betete als Vater Unser, so würde Unser lieber Herr launig (das ist zornig).“²⁸ Man setze Gott auf die Seite, wenn man allemal Ave Maria betet, meint ein anderer.²⁹ Ein Denunziant gibt an, er habe eine Predigt gehört über die Vision des Bruders Leo von Assisi, des Beichtvaters und Vertrauten des hl. Franz. Dieser habe zwei Leitern gesehen, eine rote und eine weiße; die rote Leiter bedeute Christus, die weiße aber Maria. Da habe einer gesagt: „Zu brauche ich die weiße Leiter, ich getraue mir schon durch die rote in den Himmel zu kommen.“³⁰ Der schon erwähnte Albrecht Plaikner aus Schellenberg (Anm. 29) haut den gordischen Knoten einfach durch mit der Feststellung: „Die Mutter Gottes ist wie ein anderes Weib.“³¹ Es war durchaus als eine blasphemische Provokation gemeint, wenn einer in einem Wirtshaus einen abgenagten Knochen auf ein Marienbild warf.³² Zuletzt also wurde der lutherische Glaube, der doch der Mutter Gottes eine gewisse Rolle zuerkennt, durch falsche Behauptungen und fanatische Pöbeleien desavouiert.

24 fol. 369

25 Frieling / Ortmann, S. 69

26 ebd.

27 ebd.

28 fol. 306

29 fol. 352, betreffend den Fall des Albrecht Plaikner aus Schellenberg

30 fol. 416, betreffend den Fall des Gregor Prandtner aus Markt Schellenberg

31 fol. 350

32 fol. 568, betreffend den Fall des Elias Hirschbühler

Die lutherische Lehre, die von den sieben Sakramenten des Katholizismus fünf gestrichen hatte, erkennt die Taufe an, die Luther selbst „ein gnadenreich Wasser des Lebens und Zeugnis der Neugeburt im Heiligen Geist“ bezeichnete.³³ Die berüchtigte Gruber Traudl, mit bürgerlichem Namen Gertraud Köppl aus der Gnotschaft Bischofswiesen, erklärte angeblich gegenüber Margarethe Wall: „Taufen darf jedermann. . . es ist nur ein Pfaffengerücht, daß nicht jedermann außer der Not taufen darf.“³⁴ Einige andere stellen sich in dieser Sache hinter sie.³⁵ Daß jeder Christ eine gültige Taufe spenden kann, ist gut lutherisch.³⁶ Seltsamerweise kommen in den Protokollen der Missionspatres die von den Lutheranern abgelehnten Sakramente der Firmung, der Priesterweihe, der Ehe und der letzten Ölung nicht vor.

Anders steht es mit dem Thema Fegfeuer, das unzählige Male angesprochen wurde. In den Schmalkaldischen, von Luther selbst verfaßten Artikeln aus dem Jahre 1536 wurde das Fegfeuer als „eine Larve des Teufels“ bezeichnet. Da sagt einer der von den Franziskanern verhörten Berchtesgadenern etwas salopp, das Fegfeuer sei schon auf dieser Welt.³⁷ Eine andere meinte, das von den Katholiken geglaubte Fegfeuer sei „eine papierene Wand“.³⁸ Mit einer gespielt unlogischen Behauptung wartete Maria Pflier auf: „Es ist kein Fegfeuer, und wer ein Fegfeuer glaubt, der kommt darin um.“³⁹ Simon Millner macht ein Angebot: „Wenn Sie mir sagen können, wer der Oberste in dem Fegfeuer sei, so will ich eines glauben.“⁴⁰ Die drei zuletzt genannten Personen stammten alle aus Markt Schellenberg.

Die zu Lebzeiten Luthers und Zwinglis so kontrovers diskutierte Lehrmeinungen verloren 200 Jahre danach so sehr ihr Profil, daß sie sich problemlos aneinanderreihen ließen. Die „lutherische Häresie“ war jetzt nicht mehr nur die Häresie Luthers, sondern zugleich auch die Zwinglis, Calvins und anderer Männer mit sektiererischen Ansichten. Es wäre aber nicht richtig zu meinen, unter dem Druck des etablierten Katholizismus hätte die lutherische und die reformierte Kirche einen Schulteranschlag gewagt. Öfter wird behauptet, daß drei Glauben selig machen, der katholische, der evangelische und der calvinische.⁴¹ Zwinglis religiöser Liberalismus wurde in einem Reichenhaller Wirtshaus verbreitet, wo Thomas Treichel erklärte: „Christus ist nicht gegen-

33 Algermissen, S. 357

34 fol. 176

35 z. B. Georg Wörndl aus der Gnotschaft Obere Au, fol. 114

36 Algermissen, S. 636

37 fol. 52, betreffend den Fall des Hans Lenz aus der Gnotschaft Obere Au

38 fol. 369, betreffend den Fall der Barbara Stangastinger aus Schellenberg

39 fol. 381, betreffend den Fall der Maria Pflier aus Schellenberg

40 fol. 387

41 fol. 622, betreffend den Fall des Simon Amorth, fol. 624, betreffend den Fall der Catharina Hölzl, fol. 631, betreffend den Fall der Familie Grätz in Dürrenberg

wärtig, wenn der Priester aufwandeln tut.“⁴² Für den Züricher Reformator waren Brot und Wein nur Erinnerungszeichen an den Leib Christi und sein Blut, während Luther stets an der realen Gegenwart Christi in den Gestalten von Brot und Wein festgehalten hat.⁴³

Eine ganz seltsame Mischung von sektiererischen, von Luther gänzlich abweichenden Lehrmeinungen stellt jener Gedankenkomplex dar, den die Missionspatres von den Berchtesgadener Häretikern erfahren haben über die sog. Letzten Dinge, über Hölle und Himmel. Zunächst fällt auf die seltsame Feststellung: Niemand wird verdammt werden. Damit ist die Hölle ganz aus dem Spiel. Maria Aigl aus der Gnotschaft Scheffau ist gut zehnmal von den Patres belehrt worden: „Wer außer dem katholischen römischen Glauben stirbt, geht zugrunde.“ Sie aber beharrt hartnäckig auf ihrer Meinung: „Niemand wird verdammt.“⁴⁴

Mit dieser Feststellung ist Luther ebenso wie Calvin desavouiert.⁴⁵ Alexander Haßenknopf aus der Gnotschaft Strub bedauerte, daß so wenige es wissen, daß der Heilige Geist alle erlöst, auch die Verdammten.⁴⁶ Dem Missionspater erscheint diese Meinung so abstrus, daß er zu dem Urteil kam: „Omnia sint perpetrata ex simplicitate et ignorantia.“ Ein anderes eschatologisches Problem ist die Frage nach den Besonderen Gericht und dem Gericht am Jüngsten Tage. Die katholische Kirche verkündet als eine „sententia fidei proxima“: „Unmittelbar nach dem Hinscheiden findet das Besondere Gericht statt, in welchem durch einen göttlichen Urteilsspruch über das ewige Schicksal des Verstorbenen entschieden wird.“⁴⁷ Im Gegensatz dazu vertraten im 17. und 18. Jahrhundert die griechisch-orthodoxen Theologen allgemein die Ansicht, daß „den Gerechten die ewige Freude des Himmels und den Verdammten die Strafe der Hölle erst nach dem allgemeinen Gericht am Ende der Welt zuteil werde.“⁴⁸ Adam Wein aus der Gnotschaft Bischofswiesen hat sich diese Meinung zueigen gemacht: „Der Himmel ist verschlossen bis auf den Jüngsten Tag.“ Von der Hölle spricht er bezeichnenderweise überhaupt nicht. „Als er dessentwegen gefragt wurde, wo denn die Leute hinkommen, wann sie sterben, hat er geantwortet: Sie fahren herum in dem Firmament und im Gewölk als wie die Stern und haben die Freud sowohl als in dem Himmel.“⁴⁹

42 fol. 455, betreffend den Fall des Thomas Treichel in der Gnotschaft Loipl

43 Algermissen, S. 637

44 fol. 13

45 zu Calvin vgl. die *Confessio Helvetica posterior*, Algermissen, S. 641

46 fol. 218

47 Ludwig Ott, *Grundriß der katholischen Dogmatik*, Freiburg / Basel / Wien, 1963, S. 566

48 Algermissen, S. 498

49 fol. 167

Eine weniger kosmische Antwort als der Bischofswiesener Sektierer gibt Barbara Stangastinger aus dem Markt Schellenberg: „Die Rechten kommen zuvor in das Paradies und setzen sich an eine Tafel und hernach kommt Unser lieber Herr und tut uns die Füße waschen.“⁵⁰ Es lag damals schon 400 Jahre zurück, als Papst Johann XXII. (1316 – 1334) seine Privatmeinung verkündet hatte, daß die Gläubigen vor ihrer Aufnahme in den Himmel am Jüngsten Tag „die Anschauung der verklärten Menschheit Christi genießen“.⁵¹ Sein Nachfolger Benedikt XII. hat das schon 1336 im Sinne der katholischen Lehre richtiggestellt.

Die Ruhestätte der Toten, die geweihte Erde des Friedhofs hielten einige Anhänger der „lutherischen Häresie“ für durchaus überflüssig, darunter auch die Gruber Traudl: „Unser Herr hat den ganzen Erdkreis geweiht. . . Ob ich liege in dem Kälberloch oder in dem Friedhof, ist mir ein Ding.“⁵² Der Kälbergraben war ein Ort neben dem Lehen der Gruber Traudl. Hier wurde das verendete Vieh verscharrt. Das war freilich nur eine vereinzelt Stimme, ein trotziges Übertrumpfen einer landesherrlichen Verordnung. Fürstpropst Cajetan hatte nämlich schon im ersten Jahr seiner Regierung die Friedhöfe für die Toten, die im lutherischen Glauben starben, gesperrt, ja, er gestand ihnen nicht einmal einen eigenen Gottesacker zu. Die Lutheraner sollten ihre Toten an entlegenen Stellen an Wandrändern bestatten. Sie empfanden dies als schikanös und beschwerten sich deswegen am 30. Januar 1733 beim Corpus Evangelicorum.⁵³

Die Angriffe auf katholische Institutionen wie das Papsttum und die Messe treten in den Protokollen viel häufiger auf als die Phantastereien über die letzten Dinge, sind aber viel unspezifischer als die dogmatischen Aussagen, die sich auf nur wenige Personen beschränken. Der Papst, der von Luther als der Antichrist angesehen wurde, als derjenige, der die reine Lehre verfälscht habe, war für die Lutheraner vom Tisch. Um das Papsttum zu diskriminieren, wird die alte Geschichte von der Päpstin Johanna vorgeführt, die als Fabel in der Mitte des XIII. Jahrhunderts aufgekommen ist, und eigentlich schon 200 Jahre vor der Franziskanermission in Berchtesgaden von Enea Silvio Piccolomini und Aventinus als unhaltbar entlarvt worden war. In unseren Protokollen⁵⁴ heißt die Päpstin seltsamerweise Agnes, wohl eine Folge des falsch gelesenen Namens Johannes Anglicus, unter dem die Päpstin 855 ihr Pontifikat angetreten haben soll. Adam Angerer aus der Unteren Au berichtete die

50 fol. 369

51 Ott, S. 566

52 fol. 174

53 Richard Mertz, Entwicklungsgeschichte des Protestantismus im Berchtesgadener Land, Berchtesgaden 1933, S. 27 u. 29

54 fol. 42, 44f., 180

Geschichte besonders ausführlich. Er erzählte, „wie nämlich ein Papst gewesen sei, Agnes mit Namen, ein Weib, so ihr Kämmerling geschwängert, welche Schwangerschaft sie so lange verborgen, bis sie gleichwohl offenbar worden, da sie das Hochwürdige Gut in einem öffentlichen Umgang herumgetragen und in selbem Umgang öffentliche geboren. . . Es ist ihr da eine Buß auferlegt worden, entweder solle sie ewig verdammt werden oder ihr Leben lang durch die Welt mit ihrem Kind herumwandern, welches letztere sie erwählt, und ist noch an unterschiedenen Orten zu Berchtesgaden die Bezahlung für die Milch schuldig.“⁵⁵ So unmittelbar präsent erschien in Berchtesgaden einigen die vermeintliche Entartung des Papsttums.

Die katholische Messe wird in unseren Protokollen nirgendwo als vom Papst geprägt oder gar erfunden bezeichnet. Trotzdem wurde sie von den Lutheranern in die Ecke gestellt. Die laientheologische Grundhaltung evangelischer Frömmigkeitsübung kann sich nicht befreunden mit der Priestertheologie der Katholiken. Evangelische Frömmigkeit legt eben stärkeren Wert auf Gesinnung als auf Kirchlichkeit. Die häusliche Frömmigkeit ist bestimmt von Gebet und Gesang, wobei alles auf die Bibel ausgerichtet ist. An verschiedenen Orten ist man unter möglicher Geheimhaltung mit Glaubensbrüdern zusammengekommen, so z.B. im Haus des Vigilus Bernegger in der Oberen Gern.⁵⁶ Ihr Gottesdienstverständnis gegenüber dem der Katholiken abzuklären, haben sie vor den Patres nicht versucht. Die katholische Messe lehnten sie nur ab, weil sie meinten, ihr einziger Zweck liege darin, daß sich die Pfarrer damit ungerechtfertigt Geld verschafften. „Die Pfaffen, die Narren, können in einer halben Stunde einen halben Gulden verdienen; wir müssen eine ganze Woche darum arbeiten“, soll Sabine Plänitscher aus der Oberen Summerau gesagt haben.⁵⁷ Sozialkritisches meldete sich zu Wort. „Seelsorger sollten sie sein; es ist nicht wahr. Geldsorger seind’s“, so sieht es Ruepp Guggenbichler aus der Marktgemeinde Berchtesgaden. Die Patres hielten ihm vor, er sei schon etliche Jahr in keine Predigt mehr gekommen.⁵⁸ Michael Aigl aus der Scheffau hielt sein Weib vom Besuch der Messe ab mit den Worten: „Geh dafür in den Heustadl hinaus und raste aus!“⁵⁹ Pater Jucundianus wußte kein anderes Mittel, eine solche Nachlässigkeit abzuwenden, als einen Eingriff der weltlichen Gerichte.“ Solche vermessentliche und schändliche Nachlässigkeit“ müsse „öffentlich exemplarisch abgestraft werden“.⁶⁰

55 fol. 44f.

56 fol. 244; ähnlich auch fol. 119, 135 und 247

57 fol. 297

58 fol. 542

59 fol. 677

60 fol. 718

Der Besuch der Messe war für die Katholiken gebotene Sonntagspflicht, andere mehr volksfromme Andachtsübungen waren zwar grundsätzlich freiwillig; aber gerade darauf stürzten sich die Patres. In einer Bruderschaft nicht eingeschrieben zu sein, war für sie das Standardkriterium für die lutherische Häresie. Das Zeichen der Zugehörigkeit zu einer Bruderschaft war das Skapulier, ein baumwollenes Fleckchen, auf das ein Zeichen oder Bild gestickt war und das, von zwei Bändern gehalten, auf der Brust getragen wurde. Man hätte es Tag und Nacht tragen sollen. Damit war ein nicht zu leugnendes und leicht nachprüfbares Zeichen gefunden dafür, ob einer ein Katholik ist oder nicht. Man mußte nur den Mut haben, diese Äußerlichkeit nicht als volksfromme Nebensächlichkeit anzusehen, sondern als eine Glaubensdokumentation. Und diesen Mut hatten die Missionspatres. Im Barock war ja das Bruderschaftswesen mächtig emporgekommen; auch die Marienverehrung war sehr stark geworden. Die hier in Rede stehende Berchtesgadener Skapulierbruderschaft war offensichtlich der Muttergottes geweiht. Mit diesen Worten haben die Patres die Skapulierbruderschaft zu einem geradezu absoluten Kriterium erhoben: „Wenn es keinen anderen Punkt gäbe, so könnte einer hier zu Lande aus diesem Punkt allein verdächtig sein, zumal auch der hochwürdige Herr Pfarrer in größtem Heilseifer diese Bruderschaft befördert. Denn unsere Häretiker können das heiligste Skapulier nicht ausstehen, das ihnen eine wahre und hochnotpeinliche Tortur ist.“⁶¹ Das Skapulier ist auf diese Weise zu einem „Feldzeichen“ für einen katholischen Christen geworden. „Also hat es die beständige Erfahrung geprüft.“⁶² Eine Frau aus Markt Schellenberg ist als Verdächtige ein Jahr vor der Franziskanermission von der Glaubenskommission verhört worden; dabei wurde ihr der Eintritt in die Skapulierbruderschaft nahegelegt. „Nichtsdestominder hat sie sich gleichwohl hier bis auf die Missionszeit nicht einschreiben lassen. O vere pessimum signum et praesumptio non exigua contra ipsam! Wenn sonst nichts anderes wäre, so müßte sie wegen diesem de novo konstituiert werden.“⁶³

Der moralische Druck der Franziskaner auf die im Glauben Wankenden war groß. Da gab es zwei alte Leute, die keine Kinder hatten. Zweimal kamen die Franziskaner mit dem Ansinnen, sich einschreiben zu lassen. Das zweite Mal „hat der Hausvater gleich nachgegeben. . . Die Hausmutter aber hat die alte Leier singen wollen, so ihr aber nicht gestattet worden, hat sich endlich ergeben und eingewilligt, daß sie sich auch wolle einschreiben lassen“⁶⁴ In Bischofswiesen wurde ein Holzdrechsler von Pater Jucundianus „in seiner

61 fol. 365; die lateinische Stelle vom Verfasser übersetzt

62 fol. 218

63 fol. 398, betreffend den Fall der Magdalena Rohrmoser

64 fol. 15, betreffend den Fall Michael Aigl und seiner Ehefrau aus der Gnotschaft Scheffau

Stube ungefähr überfallen und befragt, ob er ein Skapulier trage oder in der Skapulierbruderschaft eingeschrieben sei; alles mit unverschämten Lügen bejaht. Da er aber, das Skapulier zu zeigen geschafft worden, hat er selbes erst in dem Kasten gesucht. . . und endlich bestehen müssen, daß er weder in dieser noch in einer anderen Weis eingeschrieben sei.“⁶⁵ Die Magdalena Stangastinger aus Stein machte es ganz schlaue: Sie flickte sich schnell selbst ein Skapulier zusammen, als sie hörte, die Franziskaner kämen in ihren Ort.⁶⁶ Der Verpflichtung, das Skapulier ständig zu tragen, entzogen sich manche mit dem verständlichen Argument: „Das Fleckerl hindert bei schwerer Arbeit.“⁶⁷ Andere meinten, bei Nacht könnten die Bänder abreißen oder sie könnten durch diese erdrosselt werden.⁶⁸

Die Gegenpropaganda in Sachen Skapulierbruderschaft war manchmal sehr deutlich. Da ist etliche Jahr vor der Mission in Markt Schellenberg ein Müller erstochen worden, der das Skapulier getragen hatte. „Anjetzo sieht man, was das Skapulier hilft.“⁶⁹ Da das Skapulier nicht dieselbe Wirkung zeigte, wie man sie einem heidnischen Apotropaion zuschrieb, wurde es für nutzlos gehalten. Da durfte man sich schon eine solche Provokation leisten wie die Magdalena Pflieger aus Markt Schellenberg, die ihr Skapulier an einem „locus inconueniens“, nämlich an einem Vogelhäuschen, aufgehängt hatte, ungeachtet der Tatsache, daß sie vor einigen Jahren erst durch ein feierliches Glaubensbekenntnis offiziell vom Verdacht der lutherischen Häresie sich gereinigt hatte.⁷⁰ Eine Halleinerin bekam zu hören, sie hätte sich lieber eine Maß Bier kaufen sollen statt des Skapuliers.⁷¹ Mathias Pfeiler aus der Gnotschaft Scheffau soll ein so guter Lutheraner gewesen sein, daß er seiner Verlobten den Laufpaß gab, weil sie ein Skapulier trug; vor der Glaubenskommission hat er dies freilich abgestritten.⁷² In der Gern war ein kleines Gesänglein im Umlauf mit folgendem Text:

„Wann i hätt ein Kreuzer, kaffte mir a Skapulier;
hint und vorn a Fleckl, in da Mitt a wild's Tier.“⁷³

Ein „Lausfleckl“ nannten die Lutheraner das Skapulier. Es halten sich doch nur die Läuse darin auf, meinte Gregor Prandtner aus Stein.⁷⁴ Ein 1738 in

65 fol. 647, betreffend den Fall des Martin Fendt

66 fol. 415

67 fol. 16, betreffend den Fall der Maria Aigl aus der Gnotschaft Scheffau

68 fol. 660, betreffend den Fall des Andreas Pfeiler und seiner Ehefrau

69 fol. 386 Aussage des Franz Millner aus Markt Schellenberg

70 fol. 392

71 fol. 334, betreffend den Fall des Hans Staudinger aus Schellenberg

72 fol. 10

73 fol. 259

74 fol. 415

Frankfurt und Leipzig ohne Angabe des Verfassers erschienenes „Nutzbares, galantes und curioses Frauenzimmer-Lexicon“ gibt uns Aufschluß darüber, was der Ausdruck Lausfleckl eigentlich bedeutet. Es heißt dort: „Heut zu Tage bedient sich das Frauenzimmer eines kleinen viereckigen Tüchleins, aus Flanell geschnitten, vermöge dessen sie auf der Haut diese spitzfündigen Gäste und schwarzen Passagiere artig zu fangen weiß.“ Diese Fleckchen hatten offensichtlich einen Duftstoff, der die Tiere anlockte.

Ebenso wie das Skapulier diente auch der Rosenkranz der Verehrung der Jungfrau Maria. Ob der Rosenkranz gebetet wurde, und wie oft er gebetet wurde, interessierte die Missionspater fast im selben Maße wie das Tragen des Skapuliers. Der Moosgretl, mit bürgerlichem Namen Margarethe Walch, wurde die Frage gestellt, ob sie zuhaus mit ihren Kindern den Rosenkranz laut bete und wieviele Gesetzel. Mit der Antwort war sie schnell bei der Hand: „Alle Wochen dreimal, und zwar allzeit fünf Gesetzel“. Das mit den fünf Gesetzel war natürlich falsch; jeder Rosenkranz hat ja sechs Gesetzel. So glaubten die Patres überhaupt nicht mehr an ihr Rosenkranzbeten.⁷⁵ Die Moosgretl lebte in Moos bei Bischofswiesen. Christoph (Topferl) Holz am Untersberg in der Gnotschaft Gern machte es ganz schlaue. Nach der Beichte, wo er als Buße offenbar das Beten eines Rosenkranzes auferlegt bekam, ging er zum Kramer Wastl und bat diesen, ihm einen Rosenkranz zu leihen. Zunächst fragte ihn der Kramer, warum er seinen Rosenkranz nicht bei sich trage. Christoph gestand, er habe auch zuhause keinen. Jetzt witterte der Kramer ein Geschäft: „So kaufe mir halt einen ab!“ Christoph aber meinte, das rentiere sich nicht, er brauche nur heute einen.⁷⁶ Das Rosenkranzbeten, wie es Michael Guggenbichler aus der Gotschaft Gern praktizierte, ist recht aufschlußreich: Er betete bei jedem Ringlein abwechselnd ein Vaterunser und dann ein Ave Maria. Er wollte auf keinen Fall die Gottesmutter mehr ehren als unseren lieben Herrn.⁷⁷ Der 52jährige war übrigens noch nicht gefirmt worden. Auf wunderlich vielfältige Art beteten die Lutheraner den Rosenkranz, die „Betschnur“, wie sie ihn nannten, wenn sie ihn überhaupt anerkannten.⁷⁸ „Sag mir, welcher Apostel eine Betschnur getragen! Hat unsere Liebe Frau eine Betschnur gehabt?“ So argumentierte Andreas Köppl aus der Unteren Au mit dem Hintergedanken, was das Urchristentum nicht gehabt habe, könne wohl nur eine spätere Zutat und damit eine Verfälschung der reinen Religion sein.⁷⁹ Von da bis zum Verächtlichmachen des Rosenkranzes war nicht mehr

75 fol. 657f

76 fol. 282

77 fol. 681

78 fol. 232

79 fol. 226

weit. Beim Rosenkranzbeten höre es sich an, „wie wenn vier dreschen täten“, meinte der eine;⁸⁰ ein anderer warf seinen Rosenkranz auf den Misthaufen mit den Worten: „Ich brauch’ diesen Pfifferling nicht!“ Vor den Patern entschuldigte er sich mit einem Mordsrausch. Dabei habe er alles, was er in den Taschen hatte, auf den Misthaufen geworfen.⁸¹

Auch aus den Grußformeln machten die Missionare eine Prinzipienfrage. Die Glaubenskommission schlug in dieselbe Kerbe.⁸² Als im Fürstbistum Salzburg der Erzbischof Max Gandolf nach der Emigration von 1686 die Jesuiten mit einer Missionierung seines Landes betraut hatte, führten diese einen neuen Gruß ein: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Berchtesgaden übernahm offiziell diese Grußformel. Viele aber grüßten immer noch ihre Freunde in der alten Weise mit „Helf Dir Gott“ oder etwa mit „Guten Abend gebe Euch Gott!“⁸³ Ein wenig Traditionalismus, vor allem aber der Widerwille, daß gerade die Jesuiten den neuen Gruß eingeführt hatten, riefen Antipathien hervor. Als Joseph Millner aus Markt Schellenberg mit dem neuen Gruß angesprochen wurde, warf er seinem Bekannten vor: „Laßt Dich auch foppen? Glaubst den Pfaffen auch alles!“⁸⁴ Den Franziskanern gegenüber entschuldigeten sich die Anhänger des alten Grußes mit dem recht unsubstanzierten Hinweis, der neue Gruß sei für einfache Leute zu hoch.⁸⁵

Da die Bewohner des Berchtesgadener Landes meist einfache Seelen waren, erkannten sie am Luthertum nur die Grundlinien; sie scheuten sich auch nicht, der protestantischen Theologie in krauser Mischung andere Glaubensinhalte, zuletzt auch wohl Abergläubisches anzuhängen. Die Franziskanermissionare ihrerseits aber ließen sich bei den Verhören weniger auf Glaubenssachen ein, als auf religiöse Verhaltensweisen. So wurden manchmal bloße Äußerlichkeiten zu Hauptkriterien ihres Urteils.

80 fol. 161 betreffend den Fall des Adam Plänitscher aus Bischofswiesen

81 fol. 470 betreffend den Fall des Peter Irlinger aus der Schönau

82 fol. 81, Fragen 21 – 23

83 fol. 384, 504 u. 554

84 fol. 403

85 fol. 409, 606 u. 639

Die „lutherischen Nester“

Die Zahl der dem neuen Glauben zugetanen Frauen ist verhältnismäßig hoch, besonders in der Gnotschaft Ettenberg und in Markt Schellenberg. Beim Durchblättern der Gravamina in unserem Akt drängt sich zudem der Eindruck auf, daß die Frauen mehr einen unreflektierten, von Fanatismus geprägten Eifer für das Luthertum zeigten. Innerhalb des Territoriums der Fürstpropstei war die ganze südlich von Berchtesgaden gelegene Hälfte kaum vom neuen Glauben berührt worden. Die beste Note erteilten die Franziskaner den Ramsauern; sie wurden „nicht im allergeringsten verdächtig, sondern gut katholisch gefunden“. ¹ In der Ortschaft Königsee und in den auf dem Weg von Berchtesgaden dorthin liegenden Ortschaften Mitterbach und Faselsberg brauchten die Franziskaner kaum Anstoß nehmen. Eine große Herausforderung für den Bekehrungseifer der Missionspatres war einmal das Gebiet zwischen der Berchtesgadener Ache und der Grenze zu Salzburg hin, angefangen im Norden mit Markt Schellenberg bis hinunter nach Bernegg im Süden. Das zweite lutherische Gebiet hatte Bischofswiesen zum Zentrum. Hier fanden sich die Anhänger des neuen Glaubens östlich und westlich der Bischofswiesener Ache, angefangen im Norden bei Kastenstein bis nach Strub im Süden. Von der Hundsreitmühle aus, die nur wenige hundert Meter von Bischofswiesen entfernt ist, gelang es einigen Lutheranern, auch in Loipl Anhänger zu gewinnen. ² Dazwischen lag als drittes lutheranisches Gebiet das Tal, das zum Untersberg führt, mit der Ortschaft Gern. Hier hat sich besonders der Ort Sommerau am Ende des Tales als lutherisches Nest erwiesen.

Das erstgenannte Gebiet umfaßte die Gnotschaften Scheffau, Stein, Untere und Obere Au, sowie den Markt Schellenberg. Für einen „districtus periculosissimus“ hielten die Missionare die Scheffau. ³ Wer von hier aus in andere Orte der Propstei auswanderte, galt schon wegen seiner Herkunft als verdächtig. ⁴ Offenbar hatte die zu Beginn der ganzen Missionierungsarbeit durchgeackerte Scheffau damals im Oktober/November 1735 dem Glaubenseifer der Franziskaner sich noch entziehen können. Eine zweite und dritte Missionierung, ein Jahr und fünf Jahre danach, erwiesen sich als notwendig. Die letzten Erhebungen wurden nur mehr punktuell geführt. Auf Gotthard Hirschbühler und seine Ehefrau Anna, geb. Fischer, hatten es die Franziskaner besonders abgesehen. Den Mathias hielten sie für einen sehr gefährlichen Heuchler und

1 fol. 439

2 fol. 447

3 fol. 383

4 fol. 509 betreffend den Fall der Maria Staudinger, geb. Gruber, wohnhaft in der Resten.

Verführer. Erst nach langem Leugnen gestand er, daß er einer kranken Frau aus dem Bamberger Büchlein und anderen aus dem Schaitberger vorgelesen. Seine kniefällig vorgebrachte Bitte um Verzeihung war in den Augen der Franziskaner nichts als Falschheit und Heuchelei. Er verdiene keinesfalls die hochfürstliche Gnade. Diesen sehr umfangreichen und komplizierten Fall möge die Glaubenskommission „aufbandeln“. ⁵ Die Bewohner der westlich an die Gnotschaft Scheffau angrenzenden Gnotschaft Stein waren zwar auch „grob gefallen“, wie die Missionare sich ausdrückten. Die Zahl der hier beschuldigten Personen war sogar noch etwas größer als in der Scheffau. Aber sie waren nicht so hartnäckig wie ihre Nachbarn. Bis auf einen haben sich alle bekehrt. ⁶ Die Untere Au hatte einen ähnlich schlechten Ruf wie die Scheffau. ⁷ Zunächst nahmen die Auer die Franziskaner nicht sehr ernst und kümmerten sich wenig um sie. Dann aber, bei der zweiten Missionierung Anfang 1737 zeigten sie alle Anzeichen von Furcht und Schrecken. Bei den Predigten „senkten etliche die Köpfe wie ein Dieb am Galgen, etliche verbargen sich vor uns unter die Leut wie die Fledermäus vor dem Tageslicht.“ ⁸ Der Fall des Adam Angerer aus der Unteren Au blieb für die Franziskaner auf der Tagesordnung vom Anfang ihrer Arbeit bis zum Ende. Schon beim ersten Verhör wurden dem Bauern und Bergknappen Angerer 29 Anklagepunkte vorgehalten. „Wir haben ihn gewiß paterne befragt um einen oder anderen Punkt; er ist aber aufgegangen wie ein ander Berg Vesuvius, deswegen wir ihn auch dimittiert.“ Als die Emigranten 1733 auswanderten, dankten die Lutheraner dem Adam Angerer, daß er ihr Lehrmeister gewesen sei und sagten zu den Zurückbleibenden: „Gebt nur acht auf den Adam Angerer und Georg Wörndl im Gmerk. . . Anjetzo bleiben sie da sitzen, in 20 Jahren werdet ihr alle werden, wie wir sind.“ Demgemäß waren die Vorschläge der Pater an die Glaubenskommission sehr hart: Durch einen „processus simulatus“ solle dem „boshaften Mann“, wenn er nichts gestehe, die Emigration aufgetragen werden. Das Urteil bei einem „processus simulatus“ war eine Empfehlung; es hatte keine absolute Verbindlichkeit. Gestehe aber Adam Angerer seine Ketzerie ein, solle er sein Lehren verließen und auf ein anderes in der Nähe gesetzt werden. Seine Kinder sollten ihm genommen und in einem gut katholischen Ort in Dienst gegeben werden. ⁹ Tatsächlich wurde er aufgrund dieser Vorschläge der Franziskaner vom 1. Dezember 1735 im darauffolgenden Jahr zur Emigration condemniert. Pater Jukundian war „fest erstaunt, daß dieser

5 fol. 553 – 555

6 fol. 431; das weisen auch die Akten der Glaubenskommission aus.

7 fol. 509

8 fol. 552

9 fol. 41 – 47

„Rädelsführer“, der „dreimal verdient habe, aus dem Land gejagt zu werden“, ihm bei seiner Mission in den Jahren 1739/40 wieder unter die Finger kam.¹⁰ Viel „Schaden“ scheint er aber inzwischen nicht mehr angerichtet zu haben. Zuletzt warf man ihm nur mehr „ketzerische Verachtung des katholischen Gottesdienstes“ vor.¹¹ Die Obere Au war auch noch ein lutherisches Nest, das den Franziskanern viel Mühe kostete. Vor allem die Ortschaft Gmerk, unmittelbar an der Landesgrenze gelegen, war sehr verdächtig. Hier galt der schon erwähnte Georg Wörndl, zum Zeitpunkt seiner Examinierung bereits 75 Jahre alt, geradezu als lutherischer Lehrmeister. Den Patres, die ihm 25 Anklagepunkte vorlegten, erschien er nicht kalt und nicht warm. Er redete immer um den Brei herum. Zuletzt versprach er „gut katholisch zu glauben, was die römisch-katholische Kirche zu glauben befiehlt.“ In ihrem hohen Alter war das kinderlose Ehepaar Wörndl nicht mehr fähig, ihr Anwesen zusammenzuhalten. Vor allem mußte Georg ständig fürchten, denunziert zu werden. Die Patres waren es also zufrieden, wenn ein im Glauben gefestigter Mann ihn öfter besuche und ihm die letzten Glaubenszweifel nehme.¹² Auch im Gmerk erschien eine zweite Visitation notwendig. Die Pfarrei Schellenberg war so groß, daß die Kirche des Marktes zweimal hätte gefüllt werden können, wenn alle zum Gottesdienst gekommen wären. „Und doch erscheinen mit harter Müh so viele, daß kaum die Stühl eingefüllt werden; die anderen laufen nach Hallein. . . Gott gebe, daß sie die Meß hören, welches bei etlichen in Zweifel zu stehen.“¹⁴ Das war allerdings in Zweifel zu ziehen bei dem Flötenmacher Albrecht Plaikner und bei der Witwe Ursula Pabenbointer.

„In aller Untertänigkeit tun wir Hochfürstlichen Gnaden zugleich referieren, wie das Gift der Ketzerei seinen Ursprung aus dem Türnberg her hatte, wie viele bekennet, daß sie in dem Berg verführt worden. Wäre also sehr gut, daß keine Person von Türnberg in unser Land hereinheiraten dürfte, wann sie nicht zuvor ein schriftliches Testimonium von ihrem Hochwürdigem Herrn Pfarrer aufzuweisen habe, daß sie auf keine Weis verdächtig, sondern gut katholisch sei.“¹⁵ Immer noch war der salzburgische Bergwerksort Dürrnberg ein „böses Exempel“.¹⁶ Der Ort war schon seit dem 16. Jahrhundert ein „lutherisches Nest“. Immer wieder wanderten Neugläubige in größerer Zahl aus, zuletzt 788 Lutheraner im November 1732. Die salzburgische Regierung

10 fol. 695

11 fol. 717

12 fol. 113 – 117

14 fol. 423

15 fol. 75; im selben Sinn fol. 125; einer dieser Verführten war Andreas Pfluiher aus dem Gmerk (fol. 119), aus dem selben Ort auch Andreas Hochbühler (fol. 123ff.)

16 fol. 128

war in größter Verlegenheit, weil diese Emigranten vorwiegend als Facharbeiter im Salzbergwerk tätig waren. Erst nachdem katholische Bergarbeiter aus Berchtesgaden angeworben werden konnten, durften die Dürrenberger nach Holland auswandern.¹⁷ Die zurückgebliebenen Lutheraner praktizierten aber weiterhin in Dürrenberg ihren Glauben, ohne freilich in offensiver Weise für ihren Glauben zu wirken. Die Familie Grätz in Dürrenberg beschäftigte den Berchtesgadener Joseph Schlür als Dienstboten. Die in diesem Haus sich versammelnden Lutheraner haben, wenn sie sich sicher vorkamen, „ziemlich laut ihre Sache gemacht; sobald aber ein Katholischer hineingegangen, haben sie alle zusammen auf einmal geschwiegen, als wenn man eine Mühle abhaltete“. Erst nach einer Zeit der Prüfung „haben sie sich allgemach mit lutherischen Artikeln, insbesondere des Fegfeuers herausgelassen“ und so ihren Dienstboten „verführt“. Dieses alles hat der Dienstbote vor den Franziskanern zu Protokoll gegeben, nicht ohne Haß auf seine ehemalige Dienstherrschaft.¹⁸ So eine Verführung auf Schleichwegen erlebte auch Peter Heiß aus Markt Schellenberg. Dieser habe „ein lutherisch Mensch“ in Dürrenberg geliebt. Nach vier bis fünf Zusammenkünften habe sie ihn „mit lutherischen Punkten angegriffen“, und er habe ihr alles geglaubt. Bei dieser Liebesromanze fehlte auch nicht der Zaubertrank, den sie ihm zugebracht haben soll. Dieser Trank habe ihn ganz verwirrt.¹⁹

Die Leute der Gnotschaft Bischofswiesen waren nach dem Zeugnis der Franziskaner „in das Zeitliche sehr vertieft“.²⁰ Heimliche Ketzerei gab es aber dort so viele, daß 1736/37 eine zweite Mission für nötig erachtet wurde. In dem hochgelegenen, schwer zugänglichen Kastenstein wurde mehrfach ein „lutherisches Lesen“ abgehalten.²¹ Meist dauerten diese Gottesdienste über eine Stunde. Die lutherischen Hauptorte in dieser Gnotschaft aber waren die Hundsreit und die Hundsreitmühle, die beide kaum einen Kilometer von Bischofswiesen entfernt sind. In der Hundsreitmühle, wo Katharina Stangstinger die Wirtschaft führte, sind viele nachts zusammengekommen; manche von ihnen, die einen weiten Weg hatten, nahmen hier auch ihr Nachtlager. Eine recht „lutherische Synagog“ war dieses Haus.²² Manchmal wurden auch Pläne für eine Auswanderung erörtert.²³ Der hundsreitmüllerische Glaube sei

17 Die Vereinbarung zwischen Berchtesgaden und Salzburg vom 11. Oktober 1732 auszugsweise abgedruckt bei Richard Mertz, a.a.O., S. 24; vgl. auch Gerhard Schrötel, Die Dürrenberger Emigration und Marktbreit, in Glaubensflüchtlinge und Glaubensfremde in Franken, Würzburg 1987, S. 199

18 fol. 629f.

19 fol. 367

20 fol. 158

21 fol. 166

22 fol. 184 u. 186

23 fol. 544

der „uralte und recht katholische Glauben“; das würden wir sehen am Jüngsten Tage. Damit warb die Gruber Traudl – sie war die Mutter der Hundsreitmüllerin – für ihre Überzeugung.²⁴ Sie muß eine mächtige Streiterin für den neuen Glauben gewesen sein oder für das, was sie darunter verstand; denn manchmal redete sie schon sehr ungereimtes Zeug daher, z.B., daß es kein Fegfeuer gebe, daß wir vielmehr in den Mooren, den Wäldern und Gattersäulen unsere Sünden büßen und hernach in den Himmel kommen. Ein Baum bleibe ja auch da liegen, wo er hin falle.²⁵ Ihrer ganzen Familie hat sie ihren Glauben eingebleut, wenn nötig auch mit Prügeln. Wenn ihre Söhne und Töchter das Elternhaus verlassen hatten, wurden sie an ihren neuen Orten wieder Propheten des neuen Glaubens. Drei Töchter und ein Sohn wurden von den Franziskanern examiniert.²⁶ Bei diesem Sachverhalt wundert es nicht, daß die Franziskaner dafür plädierten, daß „dieses rechte Netz des Teufels, das ihm viele unschuldige Seelen zusammenziehen würde“, des Landes verwiesen werde.²⁷ Sie wurde tatsächlich formell aus dem Land verwiesen, ist aber entweder bald wieder zurückgekehrt oder überhaupt nur für kurze Zeit untergetaucht.²⁸ Zuletzt traten auch Fürsprecher für sie ein; einer traf mit seinem Argument haarscharf daneben. „Wäre die Gruber Traudl so unrecht und böß, warum hat dann Gott ihr Getreid im Lerchegg also gesegnet, daß sie mehr bekommen und besser eingebracht als andere?“²⁹ Daß sich die Gruber Traudl so durchmogeln durfte und zuletzt wieder seelenruhig in ihrem Lehen inmitten von verdächtigen Nachbarn geduldet wurde, verwunderte Pater Jukundian sehr; in Wirklichkeit ärgerte er sich grimmig darüber. Natürlich, so meinte er, machten diese Leute bei dem Hochfürstlichen Pfleggericht viel Arbeit her, aber die Arbeit wachse ja noch, wenn man immer zusehe und nachsehe.³⁰ Zuletzt stimmte auch der Pater der Entscheidung des Fürstpropstes zu, daß die schon alt und krank gewordene Gruber Traudl in der Vorderen Au, Gnotschaft Bischofswiesen, in der Obhut ihres Sohnes bleiben, jedoch keine Gemeinschaft mehr pflegen dürfe mit ihren andern lutherischen Anverwandten.³¹ Bald nach 1741 dürfte sie gestorben sein. So wurde diese ungebärdige Glaubenseiferin zuletzt doch noch domestiziert. In ihren Reden war sie ausdrucksstark gewesen wie ein bäuerlicher Abraham a S. Clara. Ihre

24 fol. 177

25 fol. 173

26 fol. 184 – 188; die Vernehmungen der ganzen Familie sind auf 15 Seiten protokollarisch niedergelegt.

27 fol. 198

28 fol. 664 u. 684

29 fol. 695

30 fol. 696

31 fol. 713

Einbildungskraft überwucherte aber so sehr ihr Denken, daß man ihre Glaubenssätze nicht alle ernst nehmen konnte. Eine Märtyrerin ihrer Überzeugung zu werden, fühlte sie sich freilich nicht berufen. Es bereitete ihr geradezu Lustgefühle, immer wieder Tricks auszudenken, um die geistlichen Schnüffler zu täuschen. Sie war sogar in der Skapulierbruderschaft eingeschrieben, trug aber ihr Skapulier meist „zerwutzelt“ in der Tasche; wenn es ihr zweckmäßig erschien, zeigte sie es ostentativ vor.³² Es machte ihr nichts aus, die geistlichen Schnüffler als falsche Propheten zu verschreien und zugleich, um ihren Mißmut nicht zu erregen, Kompromisse zu schließen. Das Beispiel der Gruber Traudl machte auch bei den Bewohnern der Gnotschaft Gern Schule. Sie verbargen „ihre Bosheit“ wie die Gruber Traudl aus Bischofswiesen.³³ Die Franziskaner versicherten: Die Wege zu ihnen seien hart, noch härter aber der Weg zu ihren Herzen, „wo die Ketzerei so tiefe Wurzeln gesetzt, die vielleicht nicht mehr auszuheben.“³⁴ Von 39 verdächtigen Personen waren 28 so schwer graviert, daß sich die Glaubenskommission mit ihnen beschäftigen mußte.³⁵ Die Gerner hätten doch eine so schöne Kirche, aber sie zeigten keine Lust hinzuzugehen.³⁶

Ehe im Berchtesgadener Land im Jahre 1733 der große Exodus begann, hatten die Neugläubigen darum gebeten, ihnen das Gerner Kirchlein zur freien Religionsausübung zu überlassen. Der Fürstpropst konnte dies ablehnen unter Berufung auf den Westfälischen Frieden, der eine öffentliche Ausübung einer vom Landesherren nicht sanktionierten Religion verboten hatte.³⁷ Das größte „Ketzernest“ in dieser Gnotschaft war immer noch die Untere Sommerau, wo sich beim Stadler die Neugläubigen zum lutherischen Lesen trafen.³⁸

32 fol. 175

33 fol. 243

34 fol. 242

35 fol. 311

36 fol. 312

37 Linsenmayer, a.a.O., S. 57

38 fol. 292 u. 294

Besondere Aktivitäten der Franziskanerpatres

Der lutherischen Bücher habhaft zu werden, hatten sich alle Missionen bemüht. Der große Renner unter den hierzulande verbreiteten lutherischen Büchern war der „Schaitberger“, ein „liber pestilentialissimus“, wie die Franziskaner meinten, das in großen Mengen ins Land geschmuggelt worden war.¹ Für die Bewohner dieser seiner Heimat hatte der Nürnberger Exulant geschrieben und ihn verstanden sie. Mit dem „Schaitberger“ war wahrscheinlich das 1733 im Todesjahr des Verfassers in Nürnberg erschienene Buch „Sendbrief, geschrieben an die Landsleute in Salzburg und andere gute Freunde“ gemeint. In diesem großen Sendbrief waren 24 kleinere zusammengefaßt „auf Begehren guter Freunde“, wie es in dem langatmigen Titel heißt, und dem Motto unterstellt: „Wann Du bekehrt bist, so stärke auch Deine Brüder“. (Lukas 22, Vers 33) Daß seine Lehrsätze „aus göttlicher Schrift zusammengestellt“ waren, versteht sich für einen Lutheraner von selbst. Damit war auch gesagt, daß nur ein Rückgriff auf die Ursprünge der christlichen Religion die wahre katholische Religion zutage fördern könne.² Was ganz im lutherischen Geist gegen den Papst, gegen das Fegfeuer und gegen die Ablässe zu sagen war, erfuhren die Berchtesgadener Neugläubigen aus ihrem „Schaitberger“.³ Der theologisch ungebildete Schaitberger ging recht unbekümmert mit Stellen aus der Heiligen Schrift um, und eben solche schlagkräftige Aussagen sicherten dem Buch seine Wirkung unter dem Volk. So schlich sich manchmal Sektiererisches ein, eben weil es volkstümlich war. Der Verfasser selbst bekam auch deswegen Vorwürfe zu hören, wehrte sich aber mit Vehemenz gegen sie;⁴ er mußte es tun, weil im Westfälischen Frieden ja nur den Lutheranern der Augsburger Konfession Schutzrechte zugesagt worden waren, und er tat es, subjektiv gesehen, auch in gutem Glauben. Einem lutherischen Katechismus kamen die Franziskaner auch auf die Spur. Nach umständlichen Verhören zweier Personen waren sie davon überzeugt, daß dieser Katechismus immer noch „unter den Lebenden verbreitet sei und nicht in tote Asche abgegangen“, wie die Betroffenen angaben.⁵ Das lutherische Lesen aus diesen Büchern wurde noch ergänzt durch den lutherischen

1 fol. 361

2 ebd.

3 fol. 51

4 vgl. den bei Mertz, a.a.O., S. 15 abgedruckten Auszug aus Schaitbergers „Kurzen und einfältigen Glaubensbekenntnis der vertriebenen Landsleute aus Salzburg“

5 fol. 327–332 betreffend Maria Prandtner, geb. Aschauer in Winkl bei Ettenberg und ihren Ehemann Lorenz Prandtner

Gesang, vornehmlich durch Lieder aus den Büchern „Der Wanderstab“ und „Der Apostelgesang“.⁶

Offenbar ist es den Missionaren nicht gelungen, solche lutherische Bücher zu konfiszieren. Magdalena Rohrmoser aus Markt Schellenberg, die beschuldigt wurde, ein lutherisches Buch zu haben, schickte ihren Sohn Andreas zu den Franziskanern mit einem falschen Buch, einer katholischen Hauspostille. Verärgert darüber, daß „unter diesem Buch wiederum ein Betrug steckt“, rieten die Missionare, Mutter und Sohn einfach ins Gefängnis zu werfen. „Das Gefängnis ist ein wirksames Mittel, solche Bücher ihnen zu entlocken, die die heimlichen Häretiker gewöhnlich so verbergen, daß es unmöglich ist, sie zu finden. Sie haben zahllose Schliche, der Nachforschungen zu spotten, wie die Erfahrung lehrt.“⁷ Eifrige Fragen der Patres nach dem Format, dem Einband und der Dicke von inkriminierten Büchern führten freilich nicht zu so schlüssigen Erkenntnissen, daß diese zu einem Indizienbeweis ausgereicht hätten. Für die Lutheraner war es das beste, solche Bücher zu verstecken, unter einer hohlen Fichtenwurzel etwa in einem mit Brettern zusammengefügtten Bienenstock.⁸ Auch in festem Erdreich wurden die Bücher vergraben oder gar gut verpackt im Wasser versenkt. Wenn die Franziskaner nachfragten, versicherten sie meist, ihre Bücher seien gar nicht lutherisch gewesen, im übrigen hätten sie diese schon verbrannt. Ein Lutheraner sprach zu einem anderen natürlich ganz anders: Bücher könne er haben, wenn er solche wolle; er solle nur nachsehen in einem Loch am Berg bei Kastenstein.⁹ Die Franziskaner waren davon überzeugt, daß all ihre Mühe vergeblich sei, wenn es immer noch lutherische Bücher im Lande gebe,¹⁰ und die fürstliche Administration war derselben Meinung; darum gab sie den Befehl, daß solche verdächtige Bücher bei ihr abzuliefern seien. Das scheint aber wenig gefruchtet zu haben.

In dem listenreichen, oft nervenaufreibenden Spiel von Druck und Gegen-
druck war für die Lutheraner manchmal die Emigration die ultima ratio. Es gab durchaus für die Angehörigen der Augsburger Konfession die Möglichkeit, die Emigration in legalen Formen durchzusetzen. Der Westfälische Friede bot dafür die rechtliche Grundlage. Die Neugläubigen hatten dabei vor der Glaubenskommission in Berchtesgaden zu erscheinen, dort von ihrem Glauben Rechenschaft abzulegen und ihre Vermögenswerte anzugeben. Diese durften ihnen nach der Rechtslage nicht vorenthalten werden. Ihr

6 fol. 146, 230, 248, 507

7 fol. 399f.; das letzte Zitat aus dem Lateinischen übersetzt; ähnlich auch fol. 362

8 fol. 290f. Der Besitzer der Bücher war Georg Summerauer, der vor seiner Emigration die Bücher dem Peter Plänitzer gegeben; dann kamen sie in die Hände des Max Summerauer, eines Verwandten des Besitzers (fol. 268 – 274)

9 fol. 167

10 fol. 362

Handwerkszeug mitnehmen zu dürfen, lag den Auswanderungswilligen besonders am Herzen.¹¹ Die illegale Emigration geschah in aller Heimlichkeit und war mit dem Risiko verbunden, daß das zurückgelassene Vermögen eingezogen wurde – ad pias causas, wie es hieß. Darum entschlossen sich nur die ärmeren Lutheraner zu diesem Weg, zwei Zimmerleute z. B. aus dem Umkreis der Gruber Traudl.¹² Moralischer Druck, das Mißtrauen gegenüber den Behörden und die Hoffnung auf eine wirtschaftliche Verbesserung trieben manche zu diesem illegalen Schritt. Am Ende der Niederschriften über die Verhöre „Verdächtiger“ steht zuweilen der später eingeführte Satz: emigravit. Was sollte man sich auch von einer Administration erwarten, die alle Auswanderungsgesuche immer nur dilatorisch behandelte?¹³ Wie konnte man Vertrauen haben in die Rechtlichkeit maßgeblicher Stellen, wenn man hörte, daß die Franziskaner fünf Scheffauer veranlaßten zu erklären, daß „sie keinen Regress suchen zu den Freiheiten oder Privilegien, unterschiedlichen Concordaten oder Friedensschlüssen“?¹⁴ Die Franziskaner schlugen der Glaubenskommission unter anderem sog. Conditiones und Obligationes vor, daß nur dann das Verfahren eingestellt werden solle, wenn die Beschuldigten, „sich verzeihen aller Privilegien und Freiheiten, so ihnen aus unterschiedlichen Concordaten und Friedensschlüssen, besonders des Westfälischen, könnten zugute kommen,“ und sie „sollen sich auch verobligieren und verbinden, falls sie auf ein Neues über kurz oder lang sich sollten in die Ketzerei verfallen, all ihr Habe, liegende und fahrende Güter wollen verloren haben.“¹⁵ Natürlich konnte es nicht angehen, auf solche Weise den Westfälischen Frieden zu unterlaufen. Die Franziskaner kamen auf diese am Anfang der Mission (November 1735) ausgestoßenen Drohungen später nicht mehr zurück. Die fürstliche Administration legte offensichtlich solche Vorschläge zu den Akten.

Was veranlaßte nun die Berchtesgadener Neugläubigen zur Emigration? Religiöse Gründe werden als erste angegeben. In der Familie des Andreas Kurz aus der Oberen Au kam es wegen der Emigration der Kinder zu einem

11 So in einem Bittschreiben an das Corpus Evangelicorum in Regensburg von Anfang September 1732, abgedruckt bei Mertz, S. 26

12 Es waren Georg und Max Summerauer, die nach Regensburg emigrierten, fol. 511

13 Mertz, S. 26

14 fol. 19f.

15 fol. 76; der Westfälische Friede stellt in IPO Art. V, § 36 eindeutig fest: „Wenn aber ein andersgläubiger Untertan auswandern will oder vom Landesherrn den Befehl dazu erhält, so soll es ihm freistehen, entweder mit Behaltung oder nach Veräußerung seiner Güter wegzuziehen.“ Mit den anderen Friedensschlüssen ist wohl gemeint der Passauer Vertrag vom 2. August 1552 und vor allem der § 24 des Augsburger Religionsfriedens vom 25. September 1555. Die Haltung der Franziskaner wird vielleicht etwas verständlicher, wenn man in Rechnung setzt, daß vom Vatikan die hier in Rede stehenden §§ nicht anerkannt wurden.

Wortwechsel zwischen den Eheleuten. Der Vater meinte: „Meine Kinder sind nichts nutz gewesen; wann sie etwas nutz gewesen wären, so wären sie dageblieben.“ Auf dieses hat die Ehefrau zu ihrem Mann gesagt: „Sie sind auf das Wort Gottes fort, trauen und bauen auf Gott. Wen müssen wir denn haben als Gott?“¹⁶ Der Rückgriff auf biblische Worte und Erzählungen fehlte nicht. „Sagte nicht Gott: Wenn sie euch verfolgen in einem Ort, so flüchtet in den anderen!“¹⁷ Und die Gruber Traudl rechtfertigt die Emigration so: „Die Emigranten sind gereist wie die hl. Apostel und unser Herr; denn auch dieser ist gereist, und sind mit Gott gereist.“¹⁸ „Geht mit uns!“ soll Max Summerauer zu einem Freund gesagt haben, „wir wollen noch Herren sein; draußen haben wir ein großes Verdienen; da bist du nur ein Bettler.“¹⁹

Vom wirtschaftlichen Anreiz, den die Fremde bietet, ist in den Niederschriften der Franziskaner viel öfter die Rede als von der Chance, dort die Religion frei ausüben zu können. Die Not zu Hause war groß. Die Neugläubigen waren zeitweise beruflichen Einschränkungen unterworfen, und wenn man Soldaten brauchte, steckte man mit Vorliebe die Lutheraner in die Uniform.²⁰ Die Fremde erschien den Neugläubigen als das gelobte Land. Dem Michael Plänitscher aus Bischofswiesen rechnete man vor, wie anderswo Einnahmen und Ausgaben sich darstellten: Die Auswanderer reisten in das „Weinberlland“, wo sie dann das beste Essen wohlfeil kaufen, ihre verfertigte Ware aber um das dreifache verkaufen können, als sie hier erzielen.²¹ Ganz genau weiß es wieder die Gruber Traudl: „Was du da um sechs Kreuzer geben mußt, kannst du draußen um zwanzig Kreuzer geben.“²² Das waren freilich verantwortungslose Augenwischereien, zumindest, wenn man die Nürnberger Verhältnisse zugrunde legt. Die Gewinnspanne schrumpfte da erheblich zusammen, wenn man weiß, daß in Nürnberg der Rohstoff Holz zehnmal teurer und noch dazu minderwärtiger war als in Berchtesgaden. Allerdings muß man noch in Rechnung setzen, daß das Nürnberger Holz frei Haus geliefert wurde, während in Berchtesgaden das Holz von den Handwerkern selbst abtransportiert wurde.²³ In den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts war die wirtschaftliche Lage der ins Nürnbergische Gebiet emigrierten Berchtesgadener sehr betrüblich. Erst Jahrzehnte danach trat allmählich eine Besserung ein.

16 fol. 120

17 So die Aussage des Max Hasenauer aus dem Markt Berchtesgaden, fol. 541

18 fol. 178

19 fol. 259

20 Aussage der Anna Huber in Gern, fol. 290

21 fol. 165

22 fol. 181

23 Dies geht aus einem Gutachten der Nürnberger Handelskammer vom November 1732 hervor, abgedruckt bei Linsenmayer, a.a.O., S. 62f.

Die oben erwähnten Worte der Gruber Traudl waren gerichtet an den damaligen Müller in der Hundsreith, der dazu gewonnen werden sollte, auszuwandern. Die Traudl würde reisen, ihre Mädchen alle und auch das Weib des Müllers; so wären sie dann alle wieder schön beisammen. Die Mundpropaganda trug dick auf: „Mein Hansl, bist halt ein Narr gewesen, daß du mit deiner Schwester nicht fortgereist; jetzt könntest du mit sechs Rössern fahren, das Fahren tät dich freuen.“²⁴ So war bei Max Summerauer dem Älteren, Schnitzer in der Gern, ein eindeutiger Entschluß schnell gefaßt: „Wann es denen Leuten gut geht, will ich bald nachziehen. . . Wann einer reist, reise ich auch.“²⁵ Wie weit war man da schon entfernt von Joseph Scheitberger, der als „armer Exulant“ alle Nöte auf sich genommen hatte um Christi und seines Glaubens willen.

Immer noch stellen sich zwei Fragen: Wohin soll man ziehen? Und konnten die Angaben über die paradiesischen Zustände in der Fremde auch einer kritischen Prüfung standhalten? Der Tischler Georg Wörndl aus dem Markt Berchtesgaden, der sich sagte; „wenn ich jung wäre, bliebe ich keine Stunde“, versicherte angeblich dem Max Anfang, ihm 200 Gulden für die Auswanderung zu geben und setzte hinzu: „Geh fort auf Regensburg, Nürnberg oder Hannover!“²⁶ Hannover hätte er zu dieser Zeit aus der Liste seiner Wunschorte streichen müssen. Im Jahre 1737 war das Kapitel Hannover bereits zu einem unrühmlichen Ende gekommen. So verlockend seinerzeit das Angebot des Kurfürsten Georg II. August war, – es war das verlockendste von allen – so groß war auch die Enttäuschung in der Folgezeit. Die Gruppe der 665 Berchtesgadener Emigranten wurde nach ihrer Ankunft am 12. Juni 1733 in einem Land „mit einer unverständlichen Sprache“ und den schlechtesten Voraussetzungen für das holzverarbeitende Gewerbe auseinandergerissen; zum Teil wurden die Emigranten als landwirtschaftliche Hilfskräfte in Dörfern untergebracht. So hielt es der Braunschweigische Gesandte selbst für seine Christenpflicht, sich der trostlos bekümmerten Emigranten anzunehmen und dem Nürnberger Magistrat zu empfehlen, die Berchtesgadener Spielzeugmacher, Drechsler, Schnitzer und Schachtelmacher in seinem Land aufzunehmen.²⁷ Das löste nun kontroverse Meinungen in den Kreisen der Nürnberger Verleger aus. Die einen wollten die eingefahrenen Geleise nicht verlassen und weiterhin ihre Holzwaren direkt aus Berchtesgaden beziehen, die anderen wollten die aus Hannover ankommenden Handwerksleute in dem zu Nürnberg gehörenden Städtchen Altdorf ansiedeln, in dessen Umgebung es viele

24 Gespräch zwischen Anton Thanner aus der Scheffau und Hans Sunkler im Jahre 1738, fol. 651

25 fol. 258

26 fol. 539

27 Seibold, a.a.O., S. 227 und Linsenmayer, a.a.O., S. 68 – 71

Wälder gab. Da sich nun die einen ebenso durchsetzten wie die anderen, gerieten die zu Altdorf im März 1735 angesiedelten Berchtesgadener in eine Notlage, die noch in der Mitte des Jahrhunderts andauerte.²⁸ In der Stadt Nürnberg selbst waren schon vor der großen Emigrationswelle Berchtesgadener Handwerker ansässig geworden, deren Geschäfte auch nicht sehr florierten.²⁹ Wenn also Max Summerauer Hannover und Nürnberg seinem jungen Freund angepriesen hat, so war er entweder über die tatsächliche Lage nicht informiert oder er handelte verantwortungslos, indem er in seinem Glaubenseifer das Wissen um die Notlage der Ausgewanderten einfach verdrängte.

Wie stand es nun mit Regensburg? Wenn man von der kleinen Grafschaft Ortenburg absieht, war Regensburg für die Berchtesgadener die am leichtesten zu erreichende protestantische Stadt. Daß sie in dieser Zeit von ihnen auch favorisiert wurde, zeigt allein die Tatsache, daß Regensburg in unserem Akt weit über ein dutzend Mal erwähnt wird. Auf das Bekenntnis „Ich bin evangelisch“ ließ Albrecht Plaikner aus Markt Schellenberg wie selbstverständlich den Satz folgen: „Ich will reisen nach Regensburg.“³⁰ Immer wieder und bis zum Ende der Mission stellten die Franziskaner fest, daß das lutherische Regensburg seinen Anreiz als Zufluchtsort für die Berchtesgadener Neugläubigen nicht verloren hat.³¹ Wer mit der Emigration ernst machte, konnte in dieser Zeit nur in aller Heimlichkeit auswandern.³² Wer durch die fürstliche Kommission des Landes verwiesen wurde, wählte in diesen Jahren Regensburg als neuen Wohnsitz.³³ Nicht alles, was den Regensburgern da zulief, schluckte die Stadt ohne weiteres. Der relegierte Wolf Hirschbichler, ehemals als lutherischer Bauernpastor bekannt, kehrte nicht ganz freiwillig aus Regensburg in die Scheffau zurück. Er soll in Regensburg als „liederlicher Tropf“ verjagt worden sein.³⁴ Der zuständige Pfarrer hat dem Zurückgekehrten „zweifelsohne mit Wissen höherer Obrigkeit“, wie die Franziskanerpatres meinten, erlaubt, in der Scheffau zu bleiben.³⁵ Die Attraktivität Regensburgs beruhte nicht zuletzt darauf, daß von Berchtesgaden aus zuverlässige Informationen eingeholt werden konnten über das, was die Lutheraner dort erwartete. Erkundungsfahrten wurden in aller Heimlichkeit in Szene gesetzt und wo etwas ruchbar wurde, tarnte man solche Reisen als Kirchfahrten. Jakob

28 Seibold, a.a.O., S. 227f. und Linsenmayer, a.a.O., S. 71 – 79

29 Linsenmayer, a.a.O., S. 67

30 fol. 351

31 z.B. in dem Kopf des Josef Fischer aus der Scheffau fol. 627

32 z.B. die schon mehrfach erwähnten Brüder Georg und Max Summerauer, fol. 511

33 z.B. Hans Amorth, der im Jahre 1737 relegiert wurde und „schnurgerade“ nach Regensburg abreiste, wo er bald danach verstarb, fol. 715

34 fol. 698

35 fol. 698

Guggenbichler aus der Gern, der beim Verhör zunächst nicht mit der Sprache heraus wollte, hat aber dann, als die Franziskaner ihn „in den Worten stark eingeschlossen hielten“, endlich bekannt, daß er Kirchfahrten gehen wollte „und verstand darunter auf Regensburg, um zu sehen, wie es den Emigranten gehe“.³⁶ Zweimal wurden kurz hintereinander solche Erkundungsfahrten durchgeführt; beide Male handelte es sich um Bewohner der Gnotschaft Gern. Zuerst machte sich während der Pfingsttage 1736 auf den Weg Vigil Bernegger von dem Ascher Lehen in der Oberen Gern zusammen mit dem jüngeren Martin Pabenbointer beim Steiner am Bach; ihnen folgten zur Zeit von Christi Himmelfahrt desselben Jahres Vater und Sohn Max Summerauer aus der Gern. Beim Steiner wurde der Entschluß zur ersten Reise gefaßt. Simon Plänitscher gab den Anstoß. Der junge, kräftige Martin Pabenbointner soll auf Regensburg gehen und „schauen, wie es im Glauben steht.“ Die Einwände des Vaters wurden nicht anerkannt und die Reise nach Regensburg angetreten. Dort war Wolf Illinger, der vor seiner Emigration das halbe Ascherlehen in der Gern besaß, ihr Ansprechpartner. Dieser Sachverhalt ist gut abgesichert durch ein späteres Geständnis des jungen Max Pabenbointner.³⁷ Bei den ersten Verhören waren die Franziskaner noch auf einen Indizienbeweis angewiesen. Sie hatten schon gleich den begründeten Verdacht gehabt, daß die Reisenden „etwas unter der Decke gehabt: Nämlich, wann Vigili von Regensburg eine gute Zeitung bringe, so wollen sie abreisen“.³⁸ Daß die Erkundungsreisen zeitlich mit der Missionierung der Franziskaner in ihrer Gnotschaft zusammenfielen, war wohl kein Zufall. Offenbar hielten einige Neugläubige die Franziskanermission für den Auftakt zu einer härteren Gangart in der Religionspolitik der Fürstpropstei, der sie sich nicht aussetzen wollten. Im übrigen mußten die Reisenden wissen, daß sie ein Verbot ihrer Herrschaft übertraten: Der Landgerichtsschreiber hatte zu Beginn der Mission bekanntgemacht, daß während der Zeit der Missionierung niemand seine Gnotschaft verlassen dürfe.³⁹ Dieser Schritt in die Illegalität hatte auch zur Folge, daß die erste Reisegruppe nach ihrer Rückkehr schon in Schellenberg festgenommen wurde.

Die erste Reisegruppe gab zunächst an, eine Wallfahrt nach Altötting gemacht zu haben. Da war es die Aufgabe der skeptischen Franziskaner nachzuweisen, daß ihre Aussagen über Altötting nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen, ferner daß eine Wallfahrt nach Altötting nicht volle 6½ Tage, sondern nur 4 Tage dauere, daß somit augenscheinlich ein weiter entfernteres

36 fol. 523

37 fol. 293

38 fol. 289

39 fol. 249

Ziel angestrebt worden sei.⁴⁰ Das wundertätige Gnadenbild zu Altötting sei, so sagten die Reisenden, ein Tafelbild gewesen, „gar schön braunlicht“. An die Kapelle seien Häuser angebaut; Stände oder Kramerläden hätten sie nicht gesehen; sie seien auch keiner Prozession begegnet. Gerade während der Pfingsttage kämen aber nach Meinung der Franziskaner viele Prozessionen in den Wallfahrtsort. Um die 2½ Tage, die die beiden Reisenden über die Zeit unterwegs waren, auszufüllen, gaben diese an, sie seien auch nach Neuötting hinübergegangen, hätten dort einen ganzen Tag verbracht, zudem sei Vigil am Pfingstmontag erkrankt und habe sich in einem Bauernhaus, eine gute Wegstunde von Altötting entfernt, bis zum Mittwochnachmittag erholen müssen. Ein offensichtlicher Widerspruch bei beiden in der Frage, ob sie die Nacht von Pfingstsamstag auf den Sonntag in Burghausen oder in Laufen nächtigten, machte ihre Aussage auch nicht glaubhafter. Am Pfingstdienstag hätten sie zurück sein wollen, am Freitag darauf kamen sie in Schellenberg an. Die Ehefrau des Vigil sei nach den Informationen der Franziskaner trotz dieser Verzögerung guten Mutes gewesen, sie habe gescherzt und gelacht. „Sie habe wohl gewußt, daß er nach Regensburg verreist sei und um solche Zeit nicht zurückkommen möge.“⁴¹

Die zweite Reisegruppe will eine Kirchfahrt nach Neukirchen-Heilig Blut gemacht haben und auf dem Weg dorthin auch in Altötting gewesen sein.⁴² Bei Geiselhöring seien sie über die Donau gesetzt und hätten nach vier Reisetagen Heilig Blut erreicht. Den Rückweg hätten sie über Straubing genommen, wo sie angeblich die Donau auf einer Brücke überquerten. Die ganze Reise habe 7½ Tage gedauert. Nachdem die Franziskanerpater die Altöttinger Muttergottes wiederum als ein Tafelbild vorgestellt bekommen hatten, haktten sie bei der Fahrt über die Donau ein. Der jüngere Sohn des Summerauer, Hans mit Namen, war das enfant terrible, das den Franziskanern zu Hilfe kam. Sein Vater habe ihm schon drei Stunden nach der Rückkehr erzählt, „er sei einen halben Tag auf der Donau gefahren“ und sei einmal auch über eine große steinerne Brücke gegangen, mit Quadersteinen festgefügt. „Dies muß notwendigerweise die Steinerne Brücke zu Regensburg gewesen sein.“ Nach der Theorie der Franziskaner haben also die beiden Summerauer von vorneherein Regensburg angesteuert und seien von dort aus vielleicht nach Heilig Blut gereist. Der Strumpfhändler Hans Haffner aus Markt Schellenberg hat sich etwa zur selben Zeit, da diese Erkundungsfahrten durchgeführt wurden, in Regensburg zusammen mit seiner Frau niedergelassen und lebte dort „in dem in Regensburg notwendigen lutherischen Glauben“. Er wollte aber, daß auch

40 Verhör dieser Gruppe fol. 249 – 257

41 fol. 295

42 Verhör dieser Gruppe fol. 260 – 267

sein in Berchtesgaden zurückgebliebenes Kind in den Schoß der Familie zurückkehre. Da ihm dies in einem Ansuchen verweigert wurde, wollte er es persönlich zurückholen. Das Kind ist ihm aber entlaufen; es wollte in der katholischen Familie bleiben. Eigentlich ein Triumph für die Franziskaner; sie kosteten ihn aber nicht genüßlich aus.⁴³ Auch andere Neugläubige emigrierten noch nach der Franziskanermission, darunter auch einige, die die Patres für gar nicht besonders verdächtig hielten.⁴⁴

Die Daheimgebliebenen, mögen sie nun lutherisch oder altgläubig gewesen sein, mußten dann in Furcht leben, wenn die Franziskaner erfahren hatten, daß Verwandte von ihnen emigriert waren. Manchmal ist ein Verhörter nur deswegen als Verdächtiger eingestuft worden, weil er Verwandte hatte, die emigriert waren. Ein Hauch von Sippenhaftung machte sich bemerkbar.⁴⁵ Daß die Ausgewanderten wieder zurückkehren könnten, war keine geringe Sorge der Franziskaner. Jene sollen ja ausgezogen sein mit der Drohung: „Wir gehen dahin, werden aber wiederkommen und mit uns ein König, alsdann werden wir euch hinausjagen und wir die Herren sein.“⁴⁶ Vereinzelt kamen auch einige Emigranten zurück, in aller Heimlichkeit natürlich und nur für wenige Tage. Sie wurden von Verwandten und Bekannten aufgenommen, die dabei wegen gelegentlicher Visitationen einiges riskierten.⁴⁷ Hans Kropfleuthner hat seinem heimlichen Gast sogar ein Schwein geschlachtet.⁴⁸ Natürlich kamen durch Mittelsmänner auch Briefe von Emigrierten ins Land. Da mag es sich um wirtschaftliche Interessen gehandelt haben, um die Eintreibung ausstehender Gelder etwa oder um den Verkauf von Lehen.⁴⁹ Auch Geschäfte waren mit den Emigranten zu machen. Der Drechsler Michael Prandtner fädelte einen solchen Handel ein. Die Spielzeugmacher in Regensburg, Nürnberg und Altdorf brauchten zur Verfertigung von sog. Taubenwagerln – offenbar handelte es sich um auf kleinen Wagen montierte Tauben, die sich bewegten.⁵⁰ – bestimmte Ringe, die sie selbst nicht herstellen konnten. Sie wandten sich daher an Prandtner und gaben ihm auf dessen Anfrage die genauen Maße an. „Mit heimlicher Hinausschickung dieser Ringe“ habe er den hiesigen Handwerkern „einen ziemlichen Stoß“ gegeben, so meinten die Franziskaner. Noch schlimmer wäre es freilich, wenn der Berchtesgadener

43 fol. 364

44 fol. 283 u. 304

45 z.B. der Fall Clara Prandtner aus der Gnotschaft Obere Au, fol. 142

46 fol. 744

47 So die zwei Töchter des Abraham Kuen aus der Unteren Au, die Ostern 1735 zehn Tage bei ihren Eltern geblieben sein sollen, fol. 594; vgl. auch fol. 44

48 fol. 574

49 fol. 557

50 Verzeichnis solcher Spielsachen bei Seibold, a.a.O., S. 228

Drechsler selbst emigrieren und die Ausgewanderten anlernen würde.⁵¹ Um die Fastnachtszeit des Jahres 1735 wurden in Schellenberg drei Briefe übergeben. Einer der Empfänger gestand, daß es ein „Stärkebrief“ gewesen sei mit dem Absehen, die Adressaten in dem evangelischen Glauben zu stärken und sie zu trösten.⁵² Auf Schleichwegen schuf sich also die evangelische Propaganda immer noch Gehör.

In der Frage der Emigration ergab sich für die fürstliche Administration eine Problematik, die unbedingt gelöst werden mußte. Einerseits sollte die Fürstpropstei erhalten bleiben als ein im katholischen Glauben homogenes Territorium; von da her gesehen, wäre gegen eine Emigration der Neugläubigen nichts einzuwenden gewesen. Andererseits aber konnte die Abwanderung qualifizierter Handwerker die Wirtschaft des Landes erheblich schädigen. Auf diese Gefahr hatten ja die Verleger den Fürstpropst schon früher aufmerksam gemacht. Das war am 19. November 1732, also drei Wochen nach Erlaß des Emigrationspatentes durch Cajetan von Notthart, das zur großen Auswanderung im kommenden Jahr führte.⁵³ Dieser wirtschaftliche Aspekt, der zunächst vom Tische gewischt wurde, drang nun immer mehr ins Bewußtsein der fürstlichen Administration. Es gab nur eine Möglichkeit, aus dem Dilemma herauszukommen: die Missionierung. War sie erfolgreich, so blieb das Land katholisch und behielt zugleich seine Wirtschaftskraft.

51 fol. 655ff.

52 fol. 558 u. 586

53 Linsenmayer, a.a.O., S.57

Der Erfolg der Franziskaner bei ihrer Missionierung

Für jeden Missionar ist es selbstverständlich, die Angesprochenen im Glauben zu stärken. In unserem Fall kam noch eine halbpolitische Zielvorgabe hinzu: Die Fürstpropstei sollte wieder ein einheitlich katholisches Land im Sinne des *Cuius regio eius religio* Prinzips werden. Die Frage, wie die Häretiker zu behandeln seien, stellt sich damit in besonderer Weise. Die Franziskaner wollten zunächst bekehren. Wenn sie den Eindruck hatten, das sei ihnen in etwa gelungen, setzten sie im Protokoll an das Ende jeden Verhörs den Satz: „Er ist der fürstlichen Gnade würdig.“ In den anderen Fällen, bei denen sich die Missionare nicht schlüssig werden konnten oder glaubten, daß es sich um versteckte Irrgläubige handle, drangen sie auf ein Constitutum durch die fürstliche Glaubenskommission. Dieser Kommission schlugen sie eine Strafe vor, wo sie es für nötig hielten. Sie erwarteten, daß dieser Vorschlag bei der Sentenz der Glaubenskommission berücksichtigt werde. Welche Strafen waren das und inwieweit hat die Glaubenskommission die Vorschläge der Franziskaner gewürdigt?

Die Missionare haben nicht blindwütig mit Strafvorschlägen um sich geworfen. Sie haben einige Wochen nach Beginn der Mission bei Männern ihres Ordens, die in der Theologie und im Kanonischen Recht bewandert waren, brieflich angefragt, um in diesen Sachen festen Boden unter die Füße zu bekommen. Es wurde ihnen geraten, sie sollten für „diejenigen, die sich zur wahren Kirche verfügen wollen, . . . durch die Liebe Gottes unseres Heilands Jesu Christi, der so teuer diese Seelen erkaufet, Hochfürstliche Gnaden anflehen und bitten, sie wolle ihnen gnädig sein und sie ohne alle Strafe. . . , wenn sie ihren Irrtum gestehen, zu Gnaden aufnehmen.“¹ Da blieb natürlich einiges offen: Was soll mit denen geschehen, die ihre Irrtümer nicht gestehen, oder mit denen, denen ein solches Geständnis offensichtlich kein Herzensbedürfnis, sondern ein nur unter Druck zustande gekommener Akt war? Die Franziskaner hatten also doch einen weiten Spielraum für ihre Strafuweisungen.

Barbara, die Frau des Abraham Kuen aus der Unteren Au, hat nach dem Urteil der Missionare mehr aus Unwissenheit als aus Bosheit der lutherischen Lehre sich ergeben. Bekenntnis und Reue würden es rechtfertigen, sie zur Ablegung des Glaubensbekenntnisses zuzulassen: „Emendavit certo errores suos, cum modo videat, uti caeteri, falsitatem Lutheranae Haeresis.“ Allerdings solle man sich noch überlegen, ob man den Eheleuten nicht das Kind wegnehmen müsse.² Die Familie auseinanderzureißen, wurde auch im Fall des

1 fol. 147

2 fol. 57

Franz Angerer aus der Unteren Au angeraten.³ Hans Lindtner aus dem Gmerk sollte mit seinen zwei Schwestern zusammenbleiben; er sollte sein Lehen verkaufen, zumal er es wegen Alter und Krankheit nicht mehr bewirtschaften könne und zusammen mit seinen Schwestern im „Brüderhaus“ in Berchtesgaden den Rest der Jahre verbringen.⁴ Für ältere Leute war das Brüderhaus immer noch eine Möglichkeit, zumal wenn sie durch den Verkauf schuldenfreier oder wenig belasteter Lehen ins Brüderhaus Geld einbringen konnten.⁵ Für Leute ohne überzähliges Bargeld öffneten sich die Tore des Brüderhauses freilich nicht. Dann sollte man vielleicht den Verdächtigen eine gutkatholische und sittenstrenge Dirn in den Hof setzen.⁶

Die Landesverweisung als härtester Strafvorschlag wird auch einige Male in die Diskussion gebracht. Den Adam Plänitscher, Schnitzer aus Bischofswiesen, hielten die Franziskaner für einen „falschen, verführerischen, gleisnerischen Menschen“. Seine Denunzianten berichteten, daß er die lutherische Lehre verteidigt, lutherische Bücher verbreitet und lutherische Glaubensbrüder beschützt habe. Äußerlich aber habe er sich gut katholisch gebärdet. Darum das Urteil der Franziskaner: „Das beste Mittel ist, wann das Land eines solch boshaftigsten Menschen entbürdet würde.“ Beim Constitutum vor der Glaubenskommission habe er seinerzeit recht ungläubhaftige Behauptungen vorgebracht. Das beweise doch, daß bei ihm „Chrysam und Tauf verloren“ seien.⁷ Zu einer so harten Strafuweisung hatten sich die Franziskaner nur entschlossen, wenn ein Constitutum vorausgegangen war, aber keine Besserung sich eingestellt hatte. So war es auch bei Joseph Millner aus Markt Schellenberg, der schon vor Beginn der Mission am 9. März 1735 von der Glaubenskommission verhört worden war. Die Franziskaner holten ihn sich trotzdem vor, weil sie glaubten beweisen zu können, daß er vor der Kommission die Unwahrheit gesagt hat. Er habe das „lutherische Gift“ schon tief eingesogen; er solle also noch einmal konstituiert werden; das sei unausweichlich notwendig. Wenn er dann auch nur in einem Punkt überführt werden könne, solle er ausgewiesen werden.⁸ Sein Bruder Mathias, ebenfalls von der Glaubenskommission schon früher verhört, soll lutherische Bücher zum Teil abgeliefert, zum Teil zurückbehalten haben. Die erste Reaktion der Franziskaner war: Er müsse ausgewiesen werden; das heiße nicht grausam, sondern religiös handeln. Dann aber ließen die Franziskaner doch einen Spalt breit die Türe

3 fol. 49f.

4 fol. 129

5 fol. 118

6 fol. 122

7 fol. 159 – 162 u. fol. 192f.

8 fol. 393 – 395

offen: *Signa verae conversionis* beizubringen, könne man ihm ja noch Gelegenheit geben; man müsse aber sehr vorsichtig sein: „Mag er auch bei dem *Constitutum* versichern, er wolle katholisch leben und sterben, was nützt es, so mit Worten zu reden, wenn die Tatsachen dagegen stehen, und er im Glauben sehr verdächtigen Umgang nicht meidet.“⁹ Beim Fortgang der Untersuchungen kommen die Franziskaner immer mehr zu der Ansicht, Landesverweisungen seien kein sehr praktikables Mittel zur religiösen Säuberung des Landes. Die Ausgewiesenen müßten oft von ihren Ehegatten oder Kindern getrennt werden, ihr „*delictus*“ des Glaubensverdachtes müsse in den Paß eingetragen werden, war zur Folge habe, daß sie in katholischen Orten nicht geduldet und zurückgeschickt würden. Zudem müsse ihr Lehen veräußert werden, was sehr schwer sei; denn die Lehen stünden natürlicherweise zur Zeit sehr niedrig im Preis und seien auch oft hoch verschuldet.¹⁰ Die öffentliche Meinung wandte sich auch immer deutlicher gegen die Landesverweisung: „Jetzt dürften unsere Herren niemand mehr aus dem Land schicken. Wann’s wen noch hinausschicken, wird ihnen was anderes begegnen; wann sie noch einige hinausjagen, schauen sie selbst zu, was ihnen geschehen wird.“ Diese Aussage der Rosina Angerer aus der Unteren Au protokollierte der Missionar im Jahre 1738.¹¹

Es erschien den Franziskanern zuweilen ratsam, auch eine Art Beugehaft vorzuschlagen, besonders wenn es sich um die Auffindung versteckter lutherischer Bücher handelte. „Denn Gefängnisse sind ein wirksames und erprobtes Mittel, ihnen solche Bücher zu entwenden.“¹² Der Erfolg der Mission muß sich daran messen lassen, ob in letzter Instanz die Strafvorschläge der Franziskaner berücksichtigt wurden oder nicht. Ohne Zweifel waren die endgültigen Sentenzen der fürstlichen Administration milder als die Strafzuweisungen der Franziskaner. Maria Aigl aus der Scheffau, die mit „ihrem lutherischen Gerede“ viel Unheil angerichtet habe, sollte nach Meinung des Missionars „*ad saniora reduziert*“ werden, damit der Missionar nicht hören müsse: *Sanguinem eius de manu tua requiram.* (Ezechiel 3)¹³ Die fürstliche Kommission hat ihr aber lediglich aufgetragen, täglich mit ihrem Hausherrn den Rosenkranz zu beten. Doppelt enttäuscht war der Missionar aber darüber, daß sich die Frau widersetzte mit dem Hinweis, es werde nicht so schlimm sein, wenn sie den Rosenkranz nicht bete. „Wir stehen ja in der Frühe in Gottes Namen auf,

9 fol. 395ff.

10 fol. 125 und fol. 699

11 fol. 645

12 fol. 400 betreffend den Fall des Andeas Millner aus Markt Schellenberg; ähnlich auch der Fall der Katharina Haffner, ebenfalls aus Markt Schellenberg, fol. 362

13 fol. 679

wir preisen, ehren und danken Gott, wir tun auch unsere Arbeit Gott aufopfern. Soll das nicht genug sein?“¹⁴ Sebastian Amorth wurde ebenso wie sein Ehefrau zur Emigration verurteilt. Seine drei Töchter haben durch nachdrückliches Bitten für ihre altersschwachen Eltern erreicht, daß die Emigration nachgelassen wurde. Es wurde ihnen aber aufgetragen, ihr Lehen in der Unteren Au zu verlassen und in den Markt Berchtesgaden überzusiedeln. Dies jedoch haben sie nicht ins Werk gesetzt.¹⁵ Von der weltlichen Obrigkeit verlangten die Franziskaner, daß sie „mit erforderlicher Schärfe“ vorgehe, wie das im Salzburger Land geschehe.¹⁶ Der Nachlässigkeit der Administration ist es wohl auch zuzuschreiben, daß die Missionspatres im Jahre 1738 14 Fälle auflisten konnten, in denen die Sentenzen unberücksichtigt blieben. Lehen wurden nicht verkauft und damit unterblieben auch die angeordneten Übersiedlungen. Sechs relegierte Personen hielten sich immer noch im Lande auf.¹⁷

Um den Kampf der Missionare gegen die lutherische Häresie und ihren Erfolg richtig beurteilen zu können, muß man wissen, mit wem sie es zu tun hatten. Wie stark war die Standfestigkeit der Lutheraner und welche Mittel setzten sie zu ihrer Selbstbehauptung ein? Natürlich bröckelte unter dem Druck der mit staatlicher Autorität durchgeführten Mission die lutherische Bastion allmählich ab. Zuweilen kam es auch zu tiefen Einbrüchen. Barbara Heiß aus Stein kam völlig freiwillig ins Missionshaus und beteuerte, „daß sie alles von Herzen reue, daß sie den lutherischen Irrglauben verfluche.“¹⁸ War es Angst oder Opportunismus, was die Lutheraner zu einer öffentlichen Verleugnung ihres Glaubens trieb? Die Missionare meinten, aus Unwissenheit seien viele so tief gefallen. Der *simplicitas* und der *ignorantia* wurde oft die Schuld zugewiesen und die *malitia* ausgeschlossen.¹⁹ Wenn freilich die Unwissenheit daraus abgeleitet wurde, daß einer nicht sogleich den theologischen Unterschied zwischen der katholischen und der lutherischen Lehre herzusagen weiß, so ist damit nicht nur eine *anima simplex* überfordert.²⁰ Nun ist freilich Unwissenheit keine sehr befriedigende Erklärung für die Annahme der lutherischen Lehre. Der Begriff „Verführung“ geht schon etwas tiefer in die Problematik hinein. Durch Eltern oder Bekannte, durch Personen mit großer Ausstrahlungskraft wie die Gruber Traudl oder durch Arbeitskameraden aus

14 fol. 692

15 fol. 57, fol. 590 und fol. 642f.

16 fol. 342

17 fol. 663f.

18 fol. 407; ähnlich der Fall der stärker belasteten Katharina Haßenknopf, die allerdings erst nach einem ersten Verhör wiederkam, um reinen Tisch zu machen. In beiden Fällen waren übrigens vorher die Ehemänner verhört worden.

19 fol. 521 betreffend den Fall des Georg Kurz vom Salzberg

20 fol. 120 betreffend den Fall des Andreas Pfluer aus dem Gmerk

Dürrnberg konnte „der lutherische Brocken in die Herzen“ gekommen sein. Fälle dieser Art wurden immer wieder aufgerollt. Eine primitive Art von Emanzipationsbedürfnis entfernte manche von der Kirche und ihren Priestern.²¹ Bei solchen Positionen ließ sich schon mit einiger Geschicklichkeit ein missionarischer Erfolg erzielen. Zerknirschung im Herzen und Tränen in den Augen beendeten meist solche Bemühungen. Ein anderer Falle waren die Opportunisten, die ihr Fähnchen nach dem Wind hingen. Im Lande bleiben zu können, das war schon ein katholisches Glaubensbekenntnis wert.²² Man kann es nicht besser machen, als alles nach dem Willen der Missionare zu tun, den inneren Vorbehalt darf man dabei ruhig im Herzen behalten.²³ „Wenn es die Herren wollen, bete ich ihnen einen Stier an.“ Das ist die recht schnodderige Aussage des Mathias Haffner aus Markt Schellenberg.²⁴

Manche aber dachten nicht daran, die Fahne zu streichen. Das zeigten schon die Antworten auf die von den Franziskanern sehr oft gestellte Frage, ob auch Lutheraner selig werden können. Von Martin Kain aus Markt Schellenberg bekamen die Missionare die Antwort: „Du mußt niemand verdammen, so wirst auch du nicht verdammt.“ Diese Antwort kommentierten die Franziskaner mit der Feststellung: „So sprechen alle Lutheraner dieser Provinz.“ Sie unterstellten allen, die so sprachen, daß sie den lutherischen Glauben nicht verdammen, weil sie in ihm das Heil sahen.²⁵ Genau genommen, ist dies aber nur der Ausdruck einer indifferenten Haltung. Schon näher am harten Kern der Lutheraner sind wir mit jenen Äußerungen, die die Franziskaner disqualifizierten. „Die Kröten, die Teufel“, so werden die Franziskaner von Katharina Krull aus dem Gmerk beschimpft. „Sie tun allezeit wieder eine Unruhe machen, wann alles still wäre, kommen sie wieder.“²⁶ Es bleibt aber nicht bei der Verherrlichung des Idealzustandes: *Quieta non movere*. Die Gruber Traudl hatte wohl diese apokalyptische Version aufgebracht: „Es werden falsche Propheten auferstehen. . . Was für Propheten? Die jetzigen Geistlichen, ja sie sind schon auferstanden. Man hat lange davon gesagt.“²⁷

21 In diesem Sinn exemplarisch der Fall von Hans und Christian Lenz aus der Unteren Au fol. 50 – 54

22 So Elisabeth Haffner aus Markt Schellenberg fol. 373

23 fol. 598 betreffend den Fall des Hans Amorth, ähnlich fol. 170 betreffend den Fall des Andreas Stangastinger

24 fol. 355f.

25 fol. 358, ähnlich Katharina Haffner aus Markt Schellenberg fol. 360 und Kaspar Wall aus dem Salzburg fol. 517

26 fol. 602

27 fol. 179; diese Aussage haben fast wörtlich nachgeredet Gertrud Hölzl aus Bischofswiesen fol. 172, Ruepp Guggenbichler aus dem Markt Berchtesgaden fol. 542 und Lukas Hillebrandt aus der Gnotschaft Bischofswiesen fol. 608

Bei allen im lutherischen Glauben Unbeirrbareren „kann man die gründliche Wahrheit finden, daß kein Ketzer über den anderen, kein Verdächtiger im Glauben wider den anderen Verdächtigen was gesagt habe“. ²⁸ Es gab also unerschütterliche Festigkeit im lutherischen Glauben, an der die Missionare scheiterten. Diesen ihren Glauben haben auch einige aus der Zeitlichkeit mit hinübergenommen in die Ewigkeit. Maria Aigl aus der Scheffau lehnte geistlichen Beistand in der Sterbestunde ab und vertraute allein auf das Wort Gottes. ²⁹ Als Georg Wörndl auf den Tod darniederlag und ein Bekannter ihm einen Geistlichen für die Letzte Ölung schickte, drehte er dem Kaplan den Rücken zu und brummte hervor: „Wer den Pfaffen hat kommen lassen, der kann ihn auch bezahlen.“ „Qualis vita, finis ita“, meinte der Missionar dazu. ³⁰

Ein harter Kern blieb übrig. 1737 waren die beiden Missionare fest davon überzeugt, daß „ziemlich hin und wieder unter der Asche der Gleisnerei, Verstellung und Heuchelei die gloschende Ketzerei“ nicht wieder wie vor fünf Jahren „ins helle Feuer entbrennen“ dürfe. ³¹ Von Ende Oktober 1739 an führte Jukundian Lehner allein die Mission weiter. Zu dieser Zeit und mit ihm verlor der Kampf gegen das Luthertum an Schärfe. Die Anschuldigungen wurden geringwertiger; sie hatten immer weniger mit spezifisch lutherischem Geist zu tun. Es ging vorwiegend um Versäumnisse der Messe und um Vernachlässigung des Skapuliers. Die große Lauigkeit unter den Katholiken wurde nun des Missionars erste Sorge. „Die Leute vermerkten sehr wohl, daß die Behörden keine Untersuchung und keine Bestrafung mehr vornehmen, daß kein Ernst mehr hinter der Sache steht.“ ³² Mit dieser Lauigkeit als Ausgangspunkt trat der Missionspater noch eine schnelle Talfahrt mit Begriffen an: Von der Lauigkeit im Glauben komme es zur Verachtung, von der Verachtung zur Verstockung, von der Verstockung zur Verführung, von der Verführung zum Verderben von Hunderten von Seelen. ³² Um diese Entwicklung zu verhindern, sei eine Fortsetzung der Missionsarbeit „in perpetuum“ notwendig. Die Berchtesgadener Franziskaner könnten dabei freilich nicht mehr mithalten. Der Konvent sei klein und die Arbeit groß. Aber ein Lob haben sie auf jeden Fall verdient. Und dies sprach kein geringerer als der Erzbischof von Salzburg, der dem Provinzial der Franziskaner versicherte: „Wir wünschten, daß unsere Mission den guten Effekt hätte als die zu Berchtesgaden“ ³³

28 fol. 575

29 fol. 721

30 fol. 706

31 fol. 618f.

32 fol. 726

33 fol. 741

Bruderschaften heute. Eine empirische Untersuchung in der Stadt München.*

Von Eva Gilch M. A.

Bruderschaften sind in unserer Zeit weitgehend in Vergessenheit geraten. Theologische Lexika und Handbücher weisen für das 20. Jahrhundert lediglich knapp auf ihren Bedeutungsverlust und Niedergang hin. Deswegen soll zu Beginn der Untersuchung folgende Definition ins Gedächtnis rufen, was unter einer Bruderschaft zu verstehen ist: Bruderschaften sind an einer Kirche rechtsförmlich errichtete Vereinigungen von katholischen Laien und Geistlichen. Die Mitglieder sind nicht durch ein Gelübde gebunden, das heißt der Austritt steht ihnen jederzeit frei. Ihre Aufgabe ist es, Werke der Frömmigkeit und der Nächstenliebe zu verrichten. Dabei hat sich im Laufe ihrer Geschichte vor allem das Totengedenken als zentrales Betätigungsfeld herauskristallisiert.

Trotzdem die Fachliteratur für unser Jahrhundert einen Bedeutungswund konstatiert hat, stehen im Mittelpunkt dieses Aufsatzes die gegenwärtig existierenden Bruderschaften Münchens. Mit gutem Grund, denn 28 dieser religiösen Vereinigungen konnten ermittelt werden. Das leitende Forschungsinteresse war es nun, nicht nur ihre Vergangenheit, sondern vor allem das gegenwärtige Bruderschaftsleben zu untersuchen.

Der erste Teil des Aufsatzes behandelt zunächst das Bruderschaftswesen im allgemeinen: ein historischer Abriss vom Mittelalter – als erste für seine Entstehung relevante Epoche – bis zum 20. Jahrhundert, sodann der gegenwärtige Bruderschaftsbegriff in kirchenrechtlicher Hinsicht und schließlich ein Überblick über den Forschungsstand in den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen.

* Der Aufsatz ist Teil einer Magisterarbeit, die 1989 am Institut für deutsche und vergleichende Volkskunde der Universität München verfaßt wurde.

Im zweiten Teil der Untersuchung geht es speziell um die Münchner Bruderschaften. Wie sie ermittelt wurden und welche Literatur zur Verfügung stand, wird in der Quellen- und Literaturlage erörtert. Ihre Typologisierung erfolgt im nächsten Abschnitt. In die drei Sachgruppen der a) eucharistischen, christologischen und Wallfahrer-, b) der marianischen und c) der nach Heiligen benannten Bruderschaften geordnet, werden sie sodann mit ihrer Geschichte und ihren heutigen Aktivitäten vorgestellt. Eine zusammenfassende Darstellung ihrer heutigen Situation schließt sich an. Der letzte Punkt des zweiten Teils beleuchtet die Gründungsdaten in historischem und kirchengeschichtlichem Kontext.

Ein kurzer Ausblick auf den Funktionswandel der Bruderschaften im Laufe ihrer Geschichte beschließt den Aufsatz.

I. Das Bruderschaftswesen im Überblick

Historischer Abriss

Die Entstehung der Bruderschaften ist nicht zweifelsfrei geklärt. Von den Theologen werden sie mit oströmischen Begräbnisvereinen des 4. Jahrhunderts und frühmittelalterlichen Gebetsverbrüderungen in Verbindung gebracht¹. Deutlicher in Erscheinung treten sie jedoch erst im Mittelalter. Die Bruderschaften – oder lateinisch *fraternitas* – waren zu dieser Zeit allerdings noch nicht ausschließlich religiös ausgerichtet. Neben Gebetsverbrüderungen, gildeförmigen Laienvereinigungen mit religiösen Zielen und den Frömmigkeitsbruderschaften der Bettelorden konnte Bruderschaft/*fraternitas* auch ein politisches Bündnis zwischen Herrschern bezeichnen. Erst im ausgehenden Mittelalter erhält der Begriff seinen spezifisch religiösen Kontext. Die zahlenmäßig stark anwachsenden Bruderschaften kümmerten sich neben caritativen Aufgaben und dem sozialgeselligen Leben vor allem um den religiösen Bereich: die Pflege gemeinsamer Gottesdienste und des Totengedächtnisses. Ein jeder konnte diesen Vereinigungen beitreten. Die Kirche kontrollierte sie nur in geringem Maße².

1 Vgl. hierzu: Schimmel, Wessel, Mayer 1428. – Jassmeier 719. – J. Zürcher (E. Gilch): Bruderschaften. In: *Marienlexikon*, hrsg. v. Remigius Bäumer, Leo Scheffczyk. Bd. 1. St. Ottilien 1988, 592 f., hier 592.

2 Vgl. hierzu: Schimmel, Wessel, Mayer 1428. – Remling (1980), 93–98. – Ders. (1986), 12–30.

In dieser Phase kam es gleichzeitig auch zu einer Ausdifferenzierung des Bruderschaftswesens. Es entstanden zahlreiche Handwerker- und Gesellenbruderschaften, deren Gründungen als Zunftersatz anzusehen sind. Auch ihr Hauptinteresse galt dem religiös-caritativen Bereich.

Nach dieser ersten spätmittelalterlichen Blütezeit kamen mit der Gegenreformation und dem Barock weitere für die Entwicklung des Bruderschaftswesens wichtige Epochen. Die Bruderschaften wurden nunmehr stärker an die katholische Kirche angebunden, was sich durch ihre Berücksichtigung in der kirchlichen Gesetzgebung zeigte. Durch das Konzil von Trient (1545 – 1563) und seine Reformen trat das religiöse Moment der Bruderschaften stark in den Vordergrund, so daß sie zu einer der wichtigsten Exponenten nachtridentinischer, antiprotestantischer Bekenntnisfrömmigkeit wurden³. Wallfahrten und Prozessionen, und hier vor allem die Fronleichnamsprozessionen, gewannen an Bedeutung, wobei die Bruderschaften sich zu deren Hauptträgern entwickelten. Spezifische Kultformen wurden von bestimmten Orden gefördert. So geht die steigende Marienverehrung, die in den Marianischen Kongregationen ihren Ausdruck fand, auf den Jesuitenorden zurück. Die Dominikaner nahmen sich der Rosenkranzbruderschaften an⁴.

Mit dem Zeitalter der Aufklärung und der Säkularisation wurde die vom 16. bis Mitte des 18. Jahrhunderts dauernde Phase der Bruderschaftsgründungen gestoppt. Reglementierungen führten beispielsweise in Kurbayern zu einer staatlichen Genehmigungspflicht für neu zu gründende Bruderschaften (Verordnung vom 9. 12. 1768)⁵.

Das 19. Jahrhundert stellt nach dem Spätmittelalter und dem Barock die dritte Epoche dar, in der zahlreiche Bruderschaften neu oder wieder gegründet wurden. Man könnte dies erneute Anwachsen „mit der Intensivierung der katholischen Frömmigkeitsformen als Folge der oppositionellen Haltung (der katholischen Kirche, E. G.) gegen die Säkularisierungserscheinungen der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Veränderungen“⁶ erklären.

Zwei Phänomene gilt es für diesen Zeitraum zu erwähnen. Es kommt nun auch in der katholischen Kirche das „moderne“ Vereinswesen auf, wie es die Vielzahl der Elisabethen- und Vinzenzvereine belegt. Dies bedeutet aber, daß die wesentlich flexibleren und eigenverantwortlich handelnden Vereine caritativ tätig werden, während den Bruderschaften nunmehr rein religiös-kirchliche Ziele immanent sind. „Sie dienten zur Verbreitung neuer Andachts-

3 Vgl. Remling (1986), 30 – 34.

4 Vgl. Erwin Iserloh, Josef Glazik, Hubert Jedin: Reformation, katholische Reform und Gegenreformation. Freiburg i. Br. 1967 (= Handbuch der Kirchengeschichte, Bd. IV), 592 f.

5 Vgl. Wolfgang Müller (u. a.): Die Kirche im Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung. Freiburg i. Br. 1970 (= Handbuch der Kirchengeschichte, Bd. V), 526.

6 Korff 30.

übungen und wurden durch die reiche Privilegierung mit Ablässen zu einem wichtigen Element kirchlicher Heilsvermittlung.⁷ „Umfassende Kontrolle durch die kirchlichen Behörden“ und „Instrumentalisierung im Dienste der Seelsorge“⁸ charakterisieren die Bruderschaften des 19. Jahrhunderts.

Im 20. Jahrhundert und vor allem in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg ging die Anzahl der Bruderschaften im Vergleich zu der ihrer Blütezeiten stark zurück.

Der moderne Bruderschaftsbegriff

Im 19. Jahrhundert hatte sich nun jener Typus von Bruderschaften herausgebildet, der für den modernen Bruderschaftsbegriff des 20. Jahrhunderts maßgeblich werden sollte. Kirchlicherseits mündete dies in eine genaue Definition, festgehalten im Gesetzeswerk der katholischen Kirche, dem Codex Iuris Canonici von 1917 (CIC/1917)⁹. So werden dort die Bruderschaften definiert als „sodalitia, d.h. rechtsförmlich errichtete Körperschaften, die Werke der Frömmigkeit oder der Nächstenliebe pflegen und zugleich zur Hebung des amtlichen Gottesdienstes beitragen wollen. Dies geschieht durch Abhaltung besonderer Andachten, Messen, Wallfahrten, Prozessionen. Der Zweck der Förderung des amtlichen Gottesdienstes unterscheidet die Bruderschaft von dem frommen Verein.“¹⁰

Auf die Erzbruderschaften wird im CIC/1917 ebenfalls eingegangen¹¹. Diese unterscheiden sich von den einfachen Bruderschaften durch ihre „Befugnis, andere Bruderschaften derselben Art sich anzugliedern“¹², ohne daß dadurch ein hierarchisches Verhältnis entstünde.

Zu Veränderungen der Rechtslage kam es 1983, als ein neuer Codex von der katholischen Kirche erlassen wurde¹³. Zwar änderte sich nichts an der Zielsetzung der Bruderschaften – sie wurde lediglich um Streben nach Vollkommenheit sowie Pflege und Förderung der christlichen Lehre und der Evangelisie-

7 Remling (1980), 91.

8 Ebd. 93.

9 Codex Iuris Canonici. Pii X Pontificis Maximi Iussu Digestus Benedicti Papae XV Auctoritate Promulgatus. Petro Card. Gasparri Auctus. Vatikan 1918, hier cc. 707 – 719.

10 Die deutschen Erläuterungen finden sich in: Lehrbuch des Kirchenrechts 573.

11 Vgl. CIC/1917, cc. 720 – 725.

12 Lehrbuch des Kirchenrechts 576.

13 Codex des kanonischen Rechtes. Codex Iuris Canonici Auctoritate Joannis Pauli PP. II Promulgatus, hrsg. im Auftrag der Deutschen und der Berliner Bischofskonferenz. Lat.-dt. Ausgabe. Kevelaer, 2. verb. u. verm. Aufl. 1984.

rung erweitert –, doch wurde auf besondere Typisierungen verzichtet. Dies bedeutet, daß im kanonischen Sprachgebrauch nicht mehr nach Bruderschaften, Drittorden und frommen Vereinen unterschieden wird, sondern nur mehr zwischen öffentlichen und privaten kirchlichen Vereinen. Die vor November 1983 bereits bestehenden Bruderschaften – und hier sind alle Münchner hinzuzurechnen – sind nun sogenannte öffentliche kirchliche Vereine. Bei ihnen handelt es sich jedoch um eine bloße Namensänderung. Da sie im Sinne des CIC/1917 errichtet wurden, besitzt er für sie auch noch Rechtsgültigkeit. Diese Bruderschaften unterliegen nach wie vor der Weisungsgewalt der zuständigen Autorität, des Diözesanbischofs.

Geändert hat sich die rechtliche Lage für jene Bruderschaften, deren Gründung nach dem 27. November 1983 datiert. Ihr Rechtsstatus ist nun der eines privaten kirchlichen Vereins. Das bedeutet, daß sie nicht mehr von einer kirchlichen Autorität errichtet werden. Die Vereinigungs- und Versammlungsfreiheit wird im CIC/1983 ausdrücklich allen Gläubigen zugestanden. So ist für diese neuen Bruderschaften eine gewisse Autonomie von der katholischen Kirche festzustellen¹⁴.

Zu erwähnen sind schließlich auch die evangelischen Bruderschaften. Vor allem in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden innerhalb der evangelischen Kirche zahlreiche Bruder- und Schwesternschaften, Bruderhöfe, Kommunitäten und Lebensgemeinschaften¹⁵, denen allen ein Suchen „nach neuen Formen eines Apostolats in der Welt der Maschinenteknik und der Industriearbeit“¹⁶ gemeinsam ist. Dieser kirchen- und gesellschaftskritische Ansatz unterscheidet die evangelischen grundlegend von den katholischen Bruderschaften.

Forschungsstand

Bruderschaftsforschung wird in zahlreichen Disziplinen betrieben, so in der Volkskunde, der katholischen und evangelischen Kirchengeschichts-

14 Vgl. hierzu: Helmut Schnizer: Allgemeine Fragen des kirchlichen Vereinsrechts. In: Handbuch des katholischen Kirchenrechts, hrsg. v. Joseph Listl, Hubert Müller, Heribert Schmitz. Regensburg 1983, 454 – 469. – Winfried Schulz: Die Bruderschaften und das Vereinsrecht des neuen kirchlichen Gesetzbuches. In: L'Osservatore Romano. Wochenausgabe in deutscher Sprache Nr. 16 – 17 v. 20. 4. 1984, 13.

15 Konkrete Beispiele in: Schimmel, Wessel, Mayer 1431 f. und neueren Datums in: Gerhard Hage, Joachim Graf Finckenstein, Gerhard Krause: Bruderschaften/Schwesternschaften/Kommunitäten. 20. Jahrhundert. In: Theologische Realenzyklopädie, hrsg. v. Gerhard Krause, Gerhard Müller (u. a.). Bd. VII. Berlin, New York 1981, 207 – 212.

16 Schimmel, Wessel, Mayer 1431.

schreibung, bei den Historikern und in der Völkerkunde. Im nicht deutschsprachigen Raum sind Frankreich mit seiner von Kirchen-, Religionssoziologie und Mentalitätsforschung geprägten Bruderschaftsforschung und Italien zu erwähnen¹⁷.

Betrachtet man die volkkundliche Bruderschaftsforschung, so zeigen sich drei verschiedene Schwerpunkte. Zum einen beschäftigt man sich mit Bruderschaften auf lokaler oder regionaler Ebene. Eine bestimmte Bruderschaft oder diejenigen eines Gebietes werden in Form von meist kürzeren Aufsätzen untersucht. Eng damit verbunden ist eine zweite Gruppe, die der historischen Untersuchungen. In den lokalen oder regionalen Studien wird oftmals nur ein eng begrenzter, wohl durch die Quellenlage bedingter Zeitraum untersucht¹⁸. Das Mittelalter und die barocke Bruderschaftsblüte bilden dabei die am häufigsten behandelten Epochen¹⁹.

Ein dritter Forschungsschwerpunkt schließlich liegt auf den Objekten. Bruderschaftsstäbe und -stangen²⁰, Bruderschaftsbriefe²¹ und Bruderschaftsmedaillen²² wurden während der letzten zehn Jahre zunehmend erforscht.

-
- 17 Spanien und Portugal, die ebenfalls ein reges Bruderschaftsleben aufweisen, wurden in diesem summarischen Überblick über den Forschungsstand nicht berücksichtigt.
 - 18 Vgl. hierzu u. a.: Elfriede Drexler: Beiträge zum Bruderschaftswesen mit besonderer Berücksichtigung der Fronleichnambruderschaft in Wiener Neustadt. (Diss.) Wien 1955. – Dies.: Beiträge zum Bruderschaftswesen im Wiener Becken. In: *Unsere Heimat* 29 (1958), 175 – 189. – Adolf Risse: Die Schutzmantelmadonna vom Waltruper Berg. In: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* XIV (1967), 68 – 72. – Walter Pötzl: Heiligenverehrung in Bruderschaften. Die St.-Anna-Bruderschaft in Baisweil. In: *Jahrbuch des Vereins für Augsburgs Bistums-geschichte* 6 (1972), 165 – 187. – Thomas Finkenstaedt, Josef Kretner: Die Bruderschaft zum geißelten Heiland in der Wies. In: *Jahrbuch für Volkskunde* NF. 3 (1980), 156 – 165. – Klaus J. Lorenzen-Schmidt: Zur Struktur und Funktion der Wilsteraner Heiligen-Leichnam-Bruderschaft von 1500 – 1564. In: *Kieler Blätter zur Volkskunde* 12 (1980), 69 – 84. – Werner Scharer: Die Fünfwundenbruderschaft in Bamberg. *Geschichte-Brauchtum-Kultobjekte*. (Diplomarb.) Bamberg 1981. – Ders.: Die Bruderschaft zu den „hoch heiligsten Fünff Wunden ... Jesu Christi“ bei St. Martin. Ein Beitrag zum Bruderschaftswesen der Stadt Bamberg. In: *Bericht des Historischen Vereins Bamberg* 120 (1984), 641 – 654.
 - 19 Wegen seiner umfassenden Beschreibung und Ausführlichkeit gesondert aufzuführen ist das Buch Georg Schreibers: *Gemeinschaften des Mittelalters. Recht und Verfassung, Kult und Frömmigkeit*. Münster 1948 (= *Gesammelte Abhandlungen*, Bd. 1).
 - 20 Vgl. hierzu: Helene u. Thomas Finkenstaedt: *Stanglsitzerheilige und Große Kerzen. Stäbe, Kerzen und Stangen der Bruderschaften und Zünfte in Bayern*. Weißhorn 1968. – Torsten Gebhard: *Die Bruderschaftsstäbe im Heimathaus zu Tittmoning*. In: *Das Salzfass* NF. 18 (1984), 137 – 149.
 - 21 Vgl. hierzu: Gerhard Stalla: *Bruderschaftsbriefe für Rosenheim und Umgebung in der Bayerischen Staatsbibliothek München*. Rosenheim 1977. Sonderdruck aus: *Das bayerische Inn-Oberland* 41 (1977), 67 – 76. – Edgar Krausen: *Die Bruderschaftsbriefe der Sammlung Dr. Anton Roth*. In: *Jahrbuch für Volkskunde* NF. 3 (1980), 137 – 155.
 - 22 Vgl. Baron Ludwig Döry: *Bruderschaftsmedaillen*. Ein Problemaufriß. In: *Jahrbuch für Volkskunde* NF. 3 (1980), 113 – 136.

Von diesen drei Aspekten volkskundlicher Bruderschaftsforschung hebt sich der von Josef Krettner unter Mitarbeit von Thomas Finkenstaedt herausgegebene „Erste(r) Katalog von Bruderschaften in Bayern“ ab. Sein Verdienst ist es, die bayerischen Bruderschaften erstmals in einem Überblick präsentiert zu haben. Es gilt für ihn jedoch die Einschränkung, daß das Gros der Quellen aus der Mitte bis Ende des 19. Jahrhunderts stammt, und man somit nicht erfährt, welche Bruderschaften auch heute noch existieren. Regionale Übersichten liegen nur noch für die Innerschweiz²³ und Tirol²⁴ vor.

Ebenfalls herauszuheben ist der wissenschaftsgeschichtliche Beitrag des Historikers und Theologen Ludwig Remling²⁵, der erstmals eine theoretische Auseinandersetzung mit der Problematik der Bruderschaftsforschung lieferte. Eine semantische Analyse des mittelalterlichen Sprachgebrauchs von „Bruderschaft“ gab die Grundlage für einen differenzierenden historischen Überblick. Des weiteren beleuchtete Remling den Forschungsstand. Er stellte dabei eine durch die zahlreichen beteiligten Disziplinen verursachte unsystematische, vereinzelt betrachtungsweise fest. Anregungen zur Erweiterung der Quellenbasis und einer fächerübergreifenden Zusammenarbeit schließen den Aufsatz ab.

Zwei regionale Untersuchungen sind wegen ihres analytischen Forschungsansatzes besonders zu erwähnen. Zum einen Konrad Köstlins auf Schleswig-Holstein bezogene Habilitationsschrift²⁶, die nicht direkt Bruderschaften, sondern die zumindest im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit mit ihnen in engem Zusammenhang stehenden Gilden behandelt. Wichtig ist hierbei seine Unterscheidung zwischen Zweck und tatsächlicher, realer Funktion der Gilden, die er auf der Basis sozialen Wandels untersucht.

Zum anderen lieferte Peter Löffler „Studien zum Totenbrauchtum in den Gilden, Bruderschaften und Nachbarschaften Westfalens vom Ende des 15. bis zum Ende des 19. Jahrhundert.“²⁷ Er analysierte den Wandel einzelner Elemente des westfälischen Totenbrauchtums im Laufe von vier Jahrhunderten, um damit ein Bild des Funktionswandels („Kontinuität und Veränderung“) der oben zitierten Gemeinschaften geben zu können.

Zusammenfassend läßt sich für die deutschsprachige volkskundliche Bruderschaftsforschung sagen, daß historische Untersuchungen und realienbezogene Studien bei weitem vorherrschen. Der Blick auf vergangene Blütezeiten vernachlässigt dabei völlig die gegenwärtige Situation und zeigt zudem die

23 Vgl. Henggeler.

24 Vgl. Hochenegg.

25 Vgl. Remling (1980).

26 Gilden in Schleswig-Holstein. Die Bestimmung des Standes durch „Kultur“. Göttingen 1976.

27 Münster 1975 (= Forschungen zur Volkskunde, Bd. 47).

mancherorts noch stark ausgeprägte konfessionelle Bindung religiöser Volkskunde. Hinzu kommt eine durch die engen Untersuchungszeiträume und -schauplätze bedingte statische Betrachtungsweise. „Dynamik“ im Sinne von Funktionswandel im Laufe der Jahrhunderte oder Ausstrahlung von bestimmten Bruderschaftstypen kommt dabei zu kurz.

Sieht man sich nun die Beiträge der anderen Disziplinen an, so zeigen sie die jeweilige fachspezifische Sichtweise. Besonders deutlich wird dies bei der katholischen und evangelischen Kirchengeschichtsschreibung, die die Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts völlig unterschiedlich bewerten. Für die katholische Kirchengeschichte kam es im Barock „zu einer mächtigen Erstarkung eines reichgegliederten B.s-wesens.“²⁸ Die evangelische Kirchengeschichte hingegen stellt fest: „Im 17. und 18. Jh. gingen die B.en stark zurück“²⁹. Geht es dieser also darum, die Bruderschaften in bestem reformatorischen Sinne zum „Demonstrationsobjekt des allgemeinen religiösen und kirchlichen Verfalls“ zu machen, so liegt jener „die Vorstellung vom blühenden Bruderschaftsleben im Spätmittelalter zugrunde, das durch die Reformation erlosch und dank der Bemühungen der kirchlichen Obrigkeit in der Gegenreformation zu neuem Leben erweckt wurde.“³⁰

In der Wirtschafts- und Sozialgeschichte zeigen sich zwei Schwerpunkte. Zum einen die Gilden- und Zunftforschung, die den Zusammenhang von Bruderschaften und Handwerksorganisationen in ihrer Entstehungszeit analysiert. Damit eng verbunden sind Forschungen zur Rolle der Bruderschaften bei der mittelalterlichen städtischen Wohlfahrtspflege. Zum anderen werden die Bruderschaften bei der Landes- und Stadtgeschichtsforschung hinsichtlich des Verhältnisses von Stadt und Kirche untersucht³¹.

Es läßt sich also auch für die historischen Disziplinen feststellen, daß bestimmte Epochen vorrangig erforscht werden. Vor allem im Bereich der Wirtschafts- und Sozialgeschichte liegt der Schwerpunkt in der Entstehungszeit und -geschichte der Bruderschaften. Die katholische Kirchengeschichte berücksichtigt stark Gegenreformation und Barock.

In der Völkerkunde entstand eine Dissertation³², die die südfranzösischen Bußbruderschaften und ihre Rolle als Organisatoren der Kar- und Osterpro-

28 Jassmeier 720.

29 Schimmel, Wessel, Mayer 1429.

30 Remling (1980), 101.

31 Vgl. Jürgen Sydow (Hrsg.): Bürgerschaft und Kirche. 17. Arbeitstagung in Kempten, 3. – 5. November 1978. Sigmaringen 1980 (= Stadt in der Geschichte. Veröffentlichungen des Südwestdt. Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung, Bd. 7).

32 Radekunde Amtmann: Die Bußbruderschaften in Frankreich. (Diss.) Wiesbaden 1977 (= Arbeiten aus dem Seminar für Völkerkunde der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Bd. 7).

zessionen im Mittelpunkt hat. Die Geschichte dieser Bruderschaften, ihr Aufbau, ihre Organisation und ihre sozialen und kultischen Anliegen wurden hierfür untersucht.

Diese Arbeit leitet über zur französischen Bruderschaftsforschung, wo zwei Studien besonders erwähnt werden müssen. Im Bereich der Kirchensoziologie anzusiedeln ist der Aufsatz von Gabriel Le Bras: „Les Confréries chrétiennes“³³. Ihn zeichnet ein analytischer Forschungsansatz mit systematisierenden Fragestellungen aus. Einleitend zeigt Le Bras die historische Entwicklung der Bruderschaften von den Anfängen des Christentums bis zu ihrem Rückgang ab 1750. Des weiteren wird ihr rechtlicher Status im Vergleich zu säkularen Institutionen und die soziale Dimension der Bruderschaften, ihre Bedeutung für die Mitglieder als Gemeinschaft, untersucht. Das leitende Forschungsinteresse könnte mit „Kontinuität und Wandel“ umschrieben werden. Le Bras will mit seinem Konzept analoge Züge der verschiedenartigen Bruderschaften, aber auch lokale Unterschiede und zeitbedingte Veränderungen herausarbeiten und die Bruderschaften mit säkularen Institutionen vergleichen.

Eine mentalitätsgeschichtliche Studie liegt vor von Martine Segalen³⁴, die die Veränderung der Einstellung zum Tod am Beispiel der Bruderschaften der „Charités“, „Charitables“ und „Pénitents“ untersucht. Sie gibt, nach einem einführenden Teil zum Mentalitätswandel gegenüber Sterben und Tod, einen Überblick über die Geschichte der „Charités“. In einem zweiten Hauptteil werden die heutigen „Charités“ vorgestellt, zunächst nach formalen Kriterien, sodann in ihrer Funktion. Wiederum ein konkretes Beispiel zum Wandel der Bruderschaften schließt die Untersuchung ab.

Die ausführliche Beschreibung dieser zwei Arbeiten sollte aufzeigen, mit welcher Zielsetzung die Bruderschaften auch erforscht werden können: in ihrer sozialen Bedeutung im Wandel der Zeit und in ihrer Rolle als Indikator für Mentalitäts- und gesellschaftlichen Wandel.

Zum Schluß soll noch kurz ein Ausblick nach Italien gegeben werden. Bruderschaftsarchive³⁵, ein 1982 in Rom abgehaltenes Kolloquium³⁶ und eine Ausstellung in Genua zu den ligurischen Bruderschaften³⁷ zeigen die rege,

33 In: *Etudes de Sociologie religieuse*. Bd. 2: De la morphologie à la typologie. Paris 1956, 423 – 462.

34 *Les Confréries dans la France contemporaine. Les Charités*. Paris 1975 (= *La tradition et le quotidien*).

35 *Storiografia e archivi delle confraternite romane* a cura di Luigi Fiorani. Rom 1985.

36 *Le confraternite romane: esperienza religiosa, società, committenza artistica; colloquio della Fondazione Caetani Roma 14 – 15 maggio 1982*. Rom 1984.

37 *La Liguria delle casacce. Devozione, arte, storia delle confraternite liguri*; Genova, 8 maggio – 27 giugno 1982.

zum Teil wohl auch religiös motivierte Beschäftigung der italienischen Forschung mit den Bruderschaften.

Somit läßt sich für die Bruderschaftsforschung im allgemeinen feststellen, daß historische Arbeiten vorherrschend sind. Aus diesem Grund bleiben gegenwartsbezogene Untersuchungen und der Funktionswandel von Bruderschaften weitgehend unberücksichtigt.

II. Die Münchner Bruderschaften

Quellen- und Literaturlage

Wie bereits erwähnt, existiert ein Katalog der bayerischen Bruderschaften³⁸, der jedoch keine Auskunft zu den gegenwärtigen Bruderschaften gibt. Auch der Schematismus für die Münchner Diözese beinhaltet keine Bruderschaften, sondern beispielsweise Vereine und Ordensgemeinschaften. Eine telefonische Anfrage beim Ordinariat erbrachte zwar zahlreiche Gesprächspartner, jedoch keinen einzigen, der für die Bruderschaften zuständig gewesen wäre. Eine Übersicht der Bruderschaften in der Münchner Altstadt findet sich in einem Aufsatz zur St. Isidor- und Notburga-Bruderschaft³⁹, der jedoch die anderen Pfarrbezirke nicht berücksichtigt. Um nun überhaupt zu erfahren, welche Bruderschaften in München es heute gibt, wurde eine schriftliche Befragung der Pfarreien durchgeführt.

In dieser schriftlichen Pfarramtsbefragung wurden alle 116 Pfarreien der Stadt München angeschrieben. Da zu einer Pfarrei außer der Hauptkirche meist noch andere Kirchen oder Kapellen gehören, erhöhte sich die Zahl der potentiellen Bruderschaftskirchen auf insgesamt 165.

Die Fragebogenaktion wurde im Namen des „Instituts für Volkskunde der Kommission für Bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften“ und hier vor allem mit Unterstützung von Dr. Edgar Harvolk, durchgeführt.

Das Schreiben bestand aus zwei Teilen: zum einen aus einem Begleitbrief an den jeweiligen Pfarrer. Darin wurde der Zweck der Anfrage erklärt und gebe-

38 Krettner, Finkenstaedt.

39 Vogel.

ten, für jede zur Pfarrei gehörige Kirche Auskunft zu geben. Zum anderen lag pro Kirche ein eigener „Fragebogen zu Bruderschaften“ bei. Der Fragebogen war bewusst kurz und einfach gehalten, um leichtere Ausfüllbarkeit zu gewährleisten. Darin wurde nach Anzahl und Namen der in der Pfarrei vorhandenen Bruderschaften, ihrem Gründungsdatum, der Mitgliederzahl und einer Kontaktperson für weitere Auskünfte gefragt. Um ein möglichst vollständiges Bild zu erhalten, schloß sich eine Frage nach sonstigen Vereinigungen in der Pfarrei, wie zum Beispiel Kongregationen, Bündeln, Bündnissen und Vereinen an. Dem Schreiben wurde schließlich noch ein bereits adressierter und frankierter Briefumschlag für die Antwort beigelegt.

Die Rücklaufquote war erstaunlich hoch. Von den 116 angeschriebenen Pfarrern sendeten 103 den Fragebogen ausgefüllt zurück, dies entspricht einem Anteil von 88,79 Prozent. Die restlichen 13 Pfarrer wurden nach etwa drei Monaten telefonisch nochmals gebeten, den Fragebogen zuzusenden. Davon erteilten fünf gleich am Telefon Auskunft bezüglich vorhandener Bruderschaften, die verbliebenen acht gaben bis heute noch keine Antwort. So beträgt die Rücklaufquote – einschließlich jener fünf zuletzt erwähnten Antworten – insgesamt 93,1 Prozent.

Um nun zu den einzelnen Bruderschaften genauere Informationen zu erhalten, war weiteres Material vonnöten. Anhand der ermittelten Bruderschaftsnamen konnte gezielt danach geforscht werden. Als besonders ergiebig erwiesen sich dabei das Münchner Diözesanarchiv und die Monacensia-Abteilung der Münchner Stadtbibliothek. Außerordentlich wertvoll waren zudem jene Kleinschriften, die der Pfarrer oder die Mitglieder einer Bruderschaft beim Interview aushändigten. Die Materialien lassen sich in zwei Gruppen unterteilen: jene Schriften, die von der Bruderschaft selbst verfaßt wurden, und jene, die über sie geschrieben wurden.

Zu den von der Bruderschaft selbst verfaßten Schriften gehören die Unterlagen, die ein Mitglied nach vollzogenem Eintritt erhalten kann: das Bruderschaftsbüchlein, die Aufnahmeurkunde und regelmäßige Informationsschriften. Jedoch besitzt nicht jede Bruderschaft ein eigenes Handbüchlein, oftmals wird lediglich eine Aufnahmeurkunde überreicht; auch periodisch erscheinende Mitteilungsblätter gibt es nicht bei allen.

Die Bruderschaftsbüchlein sind meist nach dem gleichen Prinzip angeordnet. Sie beinhalten im Vorspann einen auszufüllenden Aufnahmeschein und einen kurzen Abriß der Bruderschaftsgeschichte. Die Zielsetzung der Bruderschaft, ihre Andachten, Gottesdienste und Feste, die ihr verliehenen Ablässe und die Verpflichtungen der Mitglieder bilden einen inhaltlichen Schwerpunkt. Einen zweiten Bestandteil des Handbüchleins machen Gebete, Fürbitten und Litaneien aus.

Eine Art verkürztes Bruderschaftsbüchlein stellen die Aufnahmeurkunden, die sogenannten Bruderschaftszettel, dar. Sie können auf der Vorderseite mit einem Bild verziert sein, das auf den Namen der Bruderschaft oder auf ein Gnadenbild in der Bruderschaftskirche Bezug nimmt⁴⁰. Jeweils kurze Erwähnung finden sodann die Geschichte der Bruderschaft, ihre Satzungen und Ablässe. Das neue Mitglied wird zumeist mit Namen, Wohnort und Datum in der Urkunde eingetragen. Der Vorstand beglaubigt dies mit seiner Unterschrift. Ein Weihegebet oder ein Aufnahmegelöbnis vervollständigen das zweiseitige Druckwerk.

In einigen Fällen gibt es vom Leiter der Bruderschaft regelmäßig herausgegebene Mitteilungsblätter. Darin werden die jährlichen Gottesdienst- und Veranstaltungstermine bekanntgegeben.

Zu den über die Bruderschaften verfaßten Schriften gehören all jene Unterlagen, in denen eine Bruderschaft zumindest genannt, oder die über sie geschrieben wurden. Im weitesten Sinne fallen darunter Kirchenführer oder Festschriften zu Kirchenjubiläen.

Eine wichtige Quelle für die Geschichte der Bruderschaften stellt das Werk J. M. Forsters dar: „Das gottselige München, d. i. Beschreibung und Geschichte der kath. Kirchen und Klöster Münchens in Gegenwart und Vergangenheit“.

Es fanden sich auch etliche Zeitungsartikel, die zumeist bei „runden“ Bruderschaftsjubiläen erschienen. Sie wurden nicht nur in den einschlägigen katholischen Periodika, und hier allen voran in der „Münchener Katholische(n) Kirchenzeitung für das Erzbistum München und Freising“ (MKKZ), sondern auch in den Münchner Tageszeitungen „Münchner Merkur“ und „Süddeutsche Zeitung“ veröffentlicht. Zu Jubiläen wurden auch eigene Bruderschaftsfestschriften als Auftragswerke seitens der Bruderschaft herausgegeben.

Schließlich sei noch eine Gruppe erwähnt, die bereits in den wissenschaftlichen Bereich hineinreicht: Einzelstudien zu bestimmten Bruderschaften, veröffentlicht in theologischen und/oder auf Bayern bezogenen Periodika⁴¹.

Typologisierung

Die Münchner Bruderschaften sollten sinnvoll gegliedert in der Übersicht präsentiert werden. Mehrere Ordnungsmöglichkeiten standen dabei zur Auswahl.

40 So z. B. ist auf der Aufnahmeurkunde der Skapulierbruderschaft bei St. Theresia ein Gemälde zu sehen, das die Übergabe des Skapuliers durch Maria an den hl. Simon Stock darstellt.

41 Hier v. a. die „Beiträge zur altbayerischen Kirchengeschichte“.

Eine alphabetische Auflistung beispielsweise hatte jedoch zum Nachteil, daß zusammengehörige Bruderschaften wegen kleiner Namensunterschiede an verschiedenen Stellen hätten stehen müssen. Eine chronologische Reihenfolge hätte ebenfalls zusammenhängende Bruderschaften auseinandergerissen.

Rudolf Henggeler unterteilte seine Bruderschaften der Innerschweiz in eine Gruppe der „rein religiösen“ und eine Gruppe der „gemischten“. „Zu den rein religiösen Bruderschaften zählen wir solche, die ihrem Zweck entsprechend ausschließlich die Verehrung Gottes oder die Anrufung einzelner Heiliger oder das eigene Seelenheil unter einem ganz besondern Gesichtswinkel sich zur Aufgabe gemacht haben. (...) Zu den gemischten Bruderschaften rechnen wir solche, die neben dem religiösen Moment auch bestimmte zeitliche Angelegenheiten ins Auge fassen.“⁴² Henggeler zählte dazu die Schützen-, Handwerker- und Bürgerbruderschaften und die Zünfte. Eine derartige Aufteilung war für München nicht sinnvoll, da keinerlei Handwerker- Schützenbruderschaften oder ähnliche „gemischte“ mehr existieren.

Eine andere Typologie stammt von Hocheneggs Verzeichnis der tirolerischen Bruderschaften. Er unterteilte die Bruderschaften fünffach nach ihrem Zweck in: Gottesverehrung, Marienverehrung, Verehrung der Heiligen Patrone, Bruderschaften von der christlichen Lehre, der Nächstenliebe und Messenbünde sowie Handwerker- und Schützenbruderschaften⁴³. Wiederum kamen die letzten zwei Kategorien für die Münchner Bruderschaften nicht in Frage. Übrig blieb somit die Dreiteilung der Gott, Maria und die Heiligen verehrenden Bruderschaften.

Sie entspricht derjenigen aus dem bayerischen Bruderschaftskatalog, die schließlich auch für die Münchner Bruderschaften zur Anwendung kam. Lediglich die erste Sachgruppe lautet im Katalog anders: Sie nennt die eucharistischen, christologischen und sonstigen Bruderschaften. Nachdem jedoch in München nur die Wallfahrer-Bruderschaft unter die Kategorie „sonstige“ fällt, wird sie namentlich aufgeführt.

Die Auflistung der Bruderschaften in den einzelnen Sachgruppen erfolgt ebenfalls an den bayerischen Bruderschaftskatalog angepaßt. Eine leichtere Vergleichbarkeit mit den anderen bayerischen Bruderschaften sollte damit gewährleistet werden.

42 Henggeler 13.

43 Vgl. Hochenegg 203 – 224.

Die Münchner Bruderschaften in der Übersicht

Bevor die Bruderschaften aufgelistet werden, sollen kurz die Verhältnisse in den vergangenen Jahrhunderten angesprochen werden. Der bayerische Bruderschaftskatalog nennt 65 Bruderschaften, die im Zeitraum von 1323 bis 1876 in München gegründet wurden – heute existieren noch 28. Zwar können in vielen Fällen die Bruderschaften in ihrer Errichtung oder in ihrer Auflösung nicht datiert werden, doch gibt die Quantität zumindest einen Eindruck der ehemaligen Bedeutung des Bruderschaftswesens in München. Bei den datierbaren Bruderschaften verteilen sich die Quoten auf die Jahrhunderte folgendermaßen: Es wurden im 14. Jahrhundert 4 Bruderschaften, im 15. Jahrhundert 7, im 16. Jahrhundert 4, im 17. Jahrhundert 17, im 18. Jahrhundert 11 und im 19. Jahrhundert ebenfalls 11 Bruderschaften gegründet.

Im folgenden Übersichtsteil werden nun für jede Bruderschaft in einer Titelzeile die wichtigsten Daten aus der schriftlichen Pfarramtsbefragung in Kurzform aufgeführt. Diese Informationen nennen der Reihe nach die Bruderschaft, den Namen der Bruderschaftskirche, das Gründungsdatum und die heutige Mitglie­derzahl. Sodann wird ein historischer und gegenwartsbezogener Überblick des Bruderschaftslebens gegeben. Die Ablässe werden nicht eigens aufgelistet, weil jede Bruderschaft mehrere besitzt. Da zu manchen Bruderschaften kaum Unterlagen vorhanden sind, muß in diesen Fällen der Überblick äußerst knapp ausfallen.

Erwähnt werden auch jene Bruderschaften, die zur Zeit ruhen, also keine Mitglieder aufweisen. Der Vollständigkeit halber seien sie aufgeführt, da nach kanonischem Recht Bruderschaften erst als aufgelöst betrachtet werden, wenn sie 100 Jahre lang keine Aktivitäten mehr gezeigt haben.

a) Die eucharistischen, christologischen und Wallfahrer-Bruderschaften

Corporis-Christi-Erzbruderschaft: St. Peter, 23. 6. 1609, 550 Mitglieder

Die Gründung der Corporis-Christi-Erzbruderschaft geht auf das Jahr 1609 zurück. Herzog Wilhelm V. hatte auf Wunsch zahlreicher Münchner Bürger Papst Paul V. um Errichtung dieser Bruderschaft ersucht. Der Papst bestätigte sie, und am 23. 6. 1609 unterzeichnete Bischof Ernst von Freising die Konfirmationsurkunde⁴⁴. Daß Anfang des 17. Jahrhunderts eine Bruder-

44 Vgl. Hufnagel 22.

schaft zur Verehrung des Altarsakraments gegründet wurde, muß im Zusammenhang mit der vom Trientiner Konzil beschlossenen Förderung der Sakramentsfrömmigkeit gesehen werden.

Eine wichtige Rolle spielte die Corporis-Christi-Erzbruderschaft vor allem bei der Münchner Fronleichnamsprozession. Eine Aufzeichnung für die Prozession von 1746 zeigt, daß alleine diese Bruderschaft 83 szenische Gruppen darstellte, darunter beispielsweise einen „sacramentalischen Weinberg“, den „Berg Calvari mit der Monstranz“, die „Unbefleckte Empfängnis Mariä“ und den „harfesschlagenden David vor der Bundeslade, welche vier Schwerträger geleiten“. Als Vergleich sei angeführt, daß für die Prozession von 1771 die Bruderschaft „mehr Mittel aufbietet als früher ein Dutzend Zünfte“⁴⁵.

Regelmäßig findet noch heute jeden Donnerstag in St. Peter das auf das Jahr 1629 zurückgehende Amt der Corporis-Christi-Erzbruderschaft statt. Es schließt mit einer eucharistischen Prozession, jeden ersten Donnerstag im Monat mit einer großen Prozession, bei der die vier Evangelien mitgetragen werden⁴⁶. Zur Fastenzeit werden Ölbergandachten abgehalten, die die Corporis-Christi-Erzbruderschaft 1637 in St. Peter gestiftet hatte⁴⁷.

Daß die Bruderschaft sowohl in der Vergangenheit wie in der Gegenwart eine wichtige Rolle in der Pfarrei St. Peter spielte und spielt, läßt sich abschließend noch an zwei weiteren Beispielen verdeutlichen.

Ihr Hauptfest findet am 6. Januar, dem Dreikönigstag statt. Morgens wird ein Festgottesdienst abgehalten und nachmittags eine Vesper mit eucharistischer Prozession, an der der jeweilige Diözesanbischof, der zugleich Schutzherr der Bruderschaft ist⁴⁸, teilnimmt.

Von großer Bedeutung für die Bruderschaft sind die drei Mitgliedsbücher, in denen sich mit Unterschrift, Wappen und Sinnsprüchen deutsche Kaiser, Fürsten, Kardinäle und Erzbischöfe eingetragen haben. Von Wilhelm V. von Bayern bis heute sind alle Wittelsbacher Mitglieder der Bruderschaft⁴⁹.

Für diejenigen, die sich aufnehmen lassen wollen, beträgt der Mitgliedsbeitrag 5 DM jährlich.

45 Mitterwieser, Gebhard 99 – 103.

46 Vgl. Mitteilungsblatt: „Hauptfest 1988. SS^m Corporis Christi Erzbruderschaft bei St. Peter in München“. – Hufnagel 24.

47 Vgl. Mitteilungsblatt: „SS^m Corporis-Christi-Erzbruderschaft in der Stadtpfarrkirche St. Peter zu München. Ölbergandacht mit Fastenpredigt“. 1988.

48 Vgl. Hufnagel 29.

49 Vgl. hierzu: ebd. 28. – Fritz Woock: Deutschlands Kaiser und Könige waren Mitglieder. 375 Jahre Bruderschaft. In: Münchner Merkur Nr. 4 v. 5./6. 1. 1984, 12. – Forster 524 – 526.

Erzbruderschaft zur Verehrung des allerheiligsten Altarsakraments und zur Unterstützung armer Kirchen: Dom, 1856, im Mai 1955 neu belebt, 100 Mitglieder

Zu dieser Bruderschaft, die 100 Jahre nach ihrer Gründung neu belebt wurde, konnten keine Unterlagen gefunden werden.

Herz-Jesu Bruderschaft: Mariahilf (Au), 25. 9. 1857, 10 Mitglieder

Von 1627 bis 1799 hatte unter den in der Au ansässigen Paulanermönchen bereits eine Herz-Jesu Bruderschaft bestanden. Mitte des 19. Jahrhunderts wurde sie neu errichtet und 1858 der Erzbruderschaft in Rom aggregiert⁵⁰.

Heute findet nur mehr am Patroziniumstag, dem Herz-Jesu-Freitag (dritter Freitag nach Pfingsten), ein Gottesdienst für die Mitglieder statt⁵¹.

Heilig-Geist-Bruderschaft: Hl. Geist, 13. 6. 1890, 40 Mitglieder

Der Anlaß zur Gründung der Heilig-Geist-Bruderschaft war der Vergrößerungsbau der Pfarrkirche Hl. Geist, der von 1885 – 1889 erfolgreich durchgeführt wurde. Als Danksagung wurde die Bruderschaft errichtet und am 24. 6. 1890 der Heilig-Geist-Erzbruderschaft in Wien angeschlossen.

Die Zielsetzung der Bruderschaft ist die Verehrung und Anbetung des Heiligen Geistes sowie „der Kirche Gottes viele und eifrige Priester zu erleben und denselben alle Standesgnaden zu erbitten.“⁵² Die Mitglieder, die einen Jahresbeitrag von 1,50 DM entrichten müssen, kommen jeden vierten Sonntag im Monat zu einer gemeinsamen Heilig-Geist-Andacht zusammen⁵³.

Dreifaltigkeitsbruderschaft: St. Johann Nepomuk (Asamkirche), 16. 4. 1739, besteht nur noch dem Namen nach

Fünf Jahre nach der Einweihung der Asamkirche wurde dort die Dreifaltigkeitsbruderschaft errichtet. Papst Clemens XIII. bestätigte sie am 16. 4. 1739⁵⁴.

50 Vgl. Forster 932.

51 Vgl. Interview mit dem Präfekten.

52 Bruderschaftsbüchlein: „Die Heilig-Geist-Bruderschaft an der Pfarrkirche zum Heiligen Geist in München“. München 1960, 8.

53 Vgl. hierzu: ebd. 7 – 9. – Interview mit dem Präses.

54 Vgl. Forster 708.

Kreuz-Bruderschaft: Hl. Kreuz (Giesing), 20. 8. 1794 gegründet, 30. 3. 1829 bestätigt, 13 Mitglieder

Die Kreuz-Bruderschaft wurde bereits am 20. 8. 1794 gegründet. Die oberhirtliche Bestätigung von Erzbischof Lothar Anselm erfuhr sie allerdings erst 35 Jahre später, am 30. 3. 1829.

Die Bruderschaft hat sich die Kreuzesverehrung zur Aufgabe gemacht. Ihr Patrozinium feiert sie am 14. September, dem „Fest der Kreuzerhöhung“. An diesem Tag findet ein Amt für alle verstorbenen Mitglieder statt, dem ein „Vierzigstündiges Gebet“ vorausgeht. Ihre Mitglieder entrichten einen jährlichen Beitrag von 1 DM, wofür sie im Sterbefall eine eigene Messe gelesen bekommen⁵⁵.

Gut-Tod-Bruderschaft: St. Michael, 16. 3. 1620 in Forstenried gegründet, 1642 nach St. Michael übertragen, 500 Mitglieder

Am 16. 3. 1620 bestätigte der Freisinger Fürstbischof Veit Adam von Gepeckh die „Bruderschaft zum heiligen Kreuz Forstenried um ein seelig End“. Ihre Gründung geht auf den Münchner Bürger Philipp Holzhauser zurück, der seine Verehrung des Heiligen Kreuzes von Andechs, das in der Forstenrieder Kirche steht, verbreiten wollte. Sommers fanden die Gottesdienste in Forstenried, winters in der Salvatorkirche in München statt. Da die Anzahl der Mitglieder zunahm, mußte die Bruderschaft in eine andere Kirche ausweichen. So wurde sie 1642 offiziell in die St. Michaelskirche übertragen. Nachdem 1773 der Jesuitenorden, der St. Michael betreute, aufgehoben worden war, mußte die Bruderschaft erneut kanonisch errichtet werden. Am 4. 11. 1872 bestätigte Erzbischof Gregorius ihre Wiedererrichtung unter dem Namen „Das heilige Kreuzverbündnis um einen guten Tod“, kurz „Gut-Tod-Bruderschaft“ genannt.

Die Bruderschaft hat die „Verehrung des heiligen Kreuzes und die Erlangung einer glückseligen Sterbestunde“⁵⁶ zur Zielsetzung. Der jesuitische Vorstand der Bruderschaft erläutert dies folgendermaßen: „Mit dem hl. Kreuz, mit Christi Leiden und Sterben verbunden sein, soll unser Sterben zur letzten entscheidenden Tat unseres Lebens werden. (. . .) Es soll unser Sterben mit dem Erlöser zur wirksamsten Bitte um Erlösung für die Menschen machen“⁵⁷.

55 Vgl. Interview mit dem geistlichen Leiter.

56 Bruderschaftsbüchlein: „Der gute Tod des Christen. Bruderschaftsbüchlein für das heilige Kreuzverbündnis um einen guten Tod an der St. Michaelskirche in München.“ München 1969, 4f.

57 Franz Löwenstein SJ: Die Gut-Tod-Bruderschaft bei St. Michael. In: MKKZ Nr. 44 v. 3. – 9. 11. 1985.

Neben dem geistlichen, grundsätzlich jesuitischen Leiter, dem sogenannten Präses, sind mit der Verwaltung der Bruderschaft noch vier Laien betraut: ein Präfekt mit – was den Stand von Januar 1988 anbelangt – zwei Assistentinnen und einer KassiererIn. Diese verwaltet das Geld, das durch freiwillige Spenden, Sammlungen und durch den einmalig erhobenen Aufnahmebeitrag von 5 DM zusammenkommt. Die Mitglieder, zu denen jährlich 30 bis 40 Neuanmeldungen aus dem ganzen deutschen Sprachgebiet hinzukommen, treffen sich wöchentlich zu einer Messe und an jedem dritten Sonntag im Monat zu einer Konventsandacht. Am Allerseelentag findet ein Gedächtnisgottesdienst für die verstorbenen Mitglieder statt, das jährliche Hauptfest wird am dritten Sonntag im Mai begangen⁵⁸.

Allerseelenbruderschaft: St. Lorenz (Oberföhring), 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts, 39 Mitglieder

Herzog Maximilian I. von Bayern gründete die Allerseelenbruderschaft an der Oberföhringer St. Lorenz-Kirche. Historisch besehen kann es nicht überraschen, daß die Gründung dieser Bruderschaft in das Zeitalter des Barock fällt, sind doch Totengedächtnis und Totenverehrung für jene Epoche von besonderer Bedeutung.

Heute finden außer einigen Gottesdiensten für die verstorbenen Mitglieder keine Aktivitäten mehr statt⁵⁹.

Allerseelenbruderschaft: Herz Jesu (Neuhausen), 6. 3. 1747, ruht zur Zeit, ist aber nicht aufgelöst

Johann Theodor, Bischof von Freising und Regensburg, Herzog von Bayern und der Oberpfalz war es, der im ausgehenden Barock diese Bruderschaft gründete. In der Stiftungsurkunde vom 6. 3. 1747 schreibt er zu ihrer Zielsetzung und zu ihren Gründungsbedingungen folgendes: „Wir also, die Wir einem so frommen und lobenswerten Wunsch entgegenkommen wollen, genehmigen und gewähren, daß die obengenannte Bruderschaft zum Heil und zur Erleichterung und Hilfe der Seelen aller Christgläubigen, die noch im Fegfeuer aufgehalten werden, in der obengenannten Filialkirche Neuhausen errichtet und gestiftet werden kann, unter der Bedingung, daß alles beachtet wird, was in solchen Fällen gewohnheitsmäßig beachtet wird, (. . .) und daß sie der im alten Hof in München schon bestehenden Erz Bruderschaft der gläubigen Seelen angeschlossen bzw. damit verbunden (. . .) wird“⁶⁰.

58 Vgl. hierzu: Bruderschaftsbüchlein 6. – Interview mit dem Präses.

59 Vgl. telefonische Auskunft des geistlichen Leiters.

60 Abschrift der Stiftungsurkunde.

Erzbruderschaft zu Hilf und Trost aller armen Seelen: St. Kajetan (Theatinerkirche), 28. 2. 1615, 920 Mitglieder

Der Ursprung dieser Bruderschaft geht auf Herzog Maximilian I. und seine Frau Elisabeth zurück, die sie 1615 in der St. Laurentius-Kapelle im Alten Hof errichteten. Unter Papst Gregor XV. wurde sie 1622 zur Erzbruderschaft erhoben. 1806, als die St. Laurentius-Kapelle geschlossen wurde, verlegte man die Bruderschaft in die Theatinerkirche⁶¹.

„Die Bruderschaft will ihre Mitglieder anleiten, durch gemeinsame Gebete, Gottesdienste und andere gute Werke den im Reinigungsorte leidenden Seelen Trost und Hilfe zu bringen; insbesondere jenen, derer niemand gedenkt“⁶². So lautet die heutige Zielsetzung der Bruderschaft. Ihr Titularfest feiert sie am 10. August, dem Fest des hl. Laurentius, unter dessen Schutz sie in der St. Laurentius-Kapelle gestellt wurde. Die anderen regelmäßigen Zusammenkünfte sind der tägliche Rosenkranz in der Theatinerkirche, die Konventsandachten an den vier Quatembersonntagen, ein Requiem am Allerseelentag und eine Woche darauf ein Hochamt für die lebenden und verstorbenen Mitglieder. Für jedes verstorbene Mitglied wird nach Bekanntgabe seines Todes ebenfalls eine Messe gehalten⁶³.

Wallfahrer-Bruderschaft: Hl. Geist, 1843, 400 Mitglieder

Anfang des 19. Jahrhunderts wurden die üblichen Münchner Bittgänge nach Andechs, Altötting und Grafrath aufgehoben. Vier Jahrzehnte später, 1839 und 1840, fand auf Bitte mehrerer Bürger hin erstmals wieder ein Bittgang nach Altötting und Andechs statt. Zur Aufrechterhaltung dieser drei Wallfahrten bildete sich eine Wallfahrer-Bruderschaft, die von Papst Gregor XVI. 1842 bereits Ablässe verliehen bekam. 1843 genehmigte die Regierung die Satzungen der Bruderschaft, und im selben Jahr wurde sie in St. Peter feierlich eröffnet. Seit 1853 hat sie ihren festen Sitz in Hl. Geist⁶⁴.

Heute findet regelmäßig am letzten Sonntag im April eine Zug-Wallfahrt nach Altötting statt. Die zweite – ursprünglich nach Andechs gehende – Wallfahrt hat wegen der Überfüllung des „heiligen Bergs“ nunmehr andere Orte zum Ziel. Das Hauptfest der Bruderschaft wird am 24. Oktober, dem Festtag

61 Vgl. Forster 168.

62 „Aufnahmezeugnis“ in die „Erzbruderschaft zu Hilf und Trost aller Armen Seelen in der Theatinerkirche“. 1980.

63 Vgl. Mitteilungsblatt: „An die verehrten Mitglieder der Allerseelebruderschaft“. Oktober 1987.

64 Vgl. hierzu: Forster 854. – „Urkunde der Aufnahme in die Wallfahrer = Bruderschaft zu Ehren des heiligen Erzengel Raphael an der heiligen Geist = Stadtpfarrkirche in München“; ausgefüllt mit Datum vom 16. 8. 1942.

des hl. Raphaels, ihres Schutzpatrons, gefeiert. Daneben gibt es noch Kreuzwegandachten in der Fastenzeit, ein Engelamt im Advent und im November ein Requiem für die verstorbenen Mitglieder. Zudem wird für jedes Mitglied nach seinem Ableben eine eigene Messe gelesen.

Aus den Einkünften – eine Einschreibegebühr von 1 DM, ein Jahresbeitrag von 1,50 DM und ein bei der Wallfahrt zu entrichtendes Opfer – werden die Messen für die Verstorbenen sowie der Vorstand, der neben dem Präses die Verwaltung erledigt, bezahlt⁶⁵.

b) Die marianischen Bruderschaften

Marianisches Ehr- und Zierdverbündnis: St. Maria Thalkirchen, ca. 1660, 80 Mitglieder

Das Marianische Ehr- und Zierdverbündnis wurde von den Musikern der Münchner Hofkapelle nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges gegründet, um der zerstörten Kirche St. Maria Thalkirchen den Wiederaufbau zu finanzieren. 1754 wurde es von Papst Benedikt XIV. zu einer Bruderschaft erhoben⁶⁶.

Auch heute wird der Beitrag der Mitglieder zugunsten der Kirche verwendet. Außer einem Gottesdienst im sogenannten „Frauendreißiger“ (Zeitraum von Mariä Himmelfahrt, 15. August, bis zum Fest der Kreuzerhöhung, 14. September) finden jedoch keine Aktivitäten mehr statt⁶⁷.

Bruderschaft Mariä Himmelfahrt zum Troste der armen Seelen: Mariahilf (Au), 27. 6. 1890, 10 Mitglieder

Die Bruderschaft feiert an ihrem Patrozinium Mariä Himmelfahrt noch einen Gottesdienst. Sonst konnten keine Unterlagen gefunden werden.

65 Vgl. hierzu: „Urkunde der Aufnahme in die Wallfahrer-Bruderschaft zu Ehren des heiligen Erzengel Raphael an der Hl.-Geist-Pfarrkirche in München“. O.J. – Interview mit dem Präses.

66 Vgl. Bernhard M. Hoppe: München-Thalkirchen. In: Marienwallfahrten im Erzbistum München und Freising, hrsg. v. Peter Pfister, Hans Ramisch. Regensburg 1989, 127–135, hier 131.

67 Vgl. telefonische Auskunft des geistlichen Leiters.

Bruderschaft der Sieben-Schmerzen-Mariä: Herzogspitalkirche, 21. 5. 1698, 450 Mitglieder

Die Errichtung der Bruderschaft der Sieben-Schmerzen-Mariä hängt eng mit der Gnadenstatue der Schmerzhafte Muttergottes im Herzogspital zusammen. Diese Marienstatue soll erstmals am 21. 1. 1690, von der zehnjährigen Maria Schott bemerkt, die Augen zum gekreuzigten Jesus und zu den Gläubigen gewendet haben. Durch dieses sogenannte „Wunder der Augenwendung“ trat in der Nachfolge eine starke Verehrung der Schmerzensmutter ein. Um diese Andacht auch weiterhin zu fördern, wurde auf Wunsch des Kurfürsten Max Emanuel die Bruderschaft gegründet und am 21. 5. 1698 oberhirtlich genehmigt⁶⁸.

Die Bruderschaft wird vom Servitinnenorden betreut, der seit 1715 im Herzogspital ansässig ist. Ihre Zielsetzung „ist die Verehrung des Leidens Christi und der Schmerzen Mariens (. . .) um das Kreuz des Lebens tragen zu können und den Weg zu einem sinnvollen irdischen Leben und zum ewigen Heil zu finden.“⁶⁹ Dafür werden jeden dritten Sonntag im Monat eine Marienvesper als Bruderschaftsandacht sowie die drei Bruderschaftsfeste – Fest der Augenwende (Sonntag um den 10. Januar), Fest der Schmerzhafte Muttergottes (Freitag vor Palmsonntag) und Fest der Sieben Schmerzen Mariä (dritter Sonntag im September) – gefeiert⁷⁰. An den beiden letztgenannten Terminen findet auch die Aufnahme in die Bruderschaft statt. Während des Gottesdienstes haben die neu aufzunehmenden Mitglieder sich vor der Gnadenstatue hinzuknien. Sie bekommen dabei ein geweihtes schwarzes Skapulier aufgelegt sowie einen Rosenkranz und eine Pietà-Medaille überreicht. Für die verstorbenen Mitglieder wird eine Messe gelesen.

Maria, Königin der Herzen: St. Ursula (Schwabing), 6. 6. 1921, „kaum noch Mitglieder“

Die Erzbruderschaft Maria, Königin der Herzen mit Sitz in Rom wurde 1899 ins Leben gerufen. Sie „fördert die an den Namen und die Lehre des hl.

68 Vgl. hierzu: Bruderschaftsbüchlein: „Aufnahme in die Sieben-Schmerzen-Mariä-Bruderschaft mit dem schwarzen Skapulier an der Herzogspitalkirche in München“. München 1927, 3. – Kirchenführer: „Herzogspitalkirche München. Kirche und Kloster der Ewigen Anbetung“, zusammengestellt v. Albert Walter. München o.J. (1986), 3 – 6.

69 Aufnahmeurkunde: „Bruderschaft der Sieben-Schmerzen-Mariä an der Herzogspitalkirche in München“. O.J. (1986).

70 Vgl. Mitteilungsblatt: „Gottesdienstordnung und Mitteilungen für die Bruderschaft der Sieben-Schmerzen-Mariä an der Herzogspitalkirche in München – errichtet im Jahre 1698 – und für die Freunde der Herzogspitalkirche“. Mai 1987.

Ludwig Grignion geknüpft vollkommene Marienverehrung⁷¹. „Seine Marienlehre gipfelt in einer einzigartigen Hingabe an Maria (. . .) und der zielbewußten Lebensgestaltung nach dem Grundsatz: Tue alles durch, mit, in und für Maria. Es ist der gottgegebene Weg zu Christus.“⁷²

In diesem Sinne wurde die Münchner Tochterbruderschaft am 6. 6. 1921 in der Stadtpfarrkirche St. Ursula errichtet. Seit 1953 hat sie eine Zweigstelle im St. Grignionhaus in Altötting. Um Mitglied in der Bruderschaft werden zu können, muß die 33-tägige sogenannte „Marienweihe Ludwig Grignions“ vollzogen werden. In dieser Weihe wird alles, was man besitzt – „den Leib, die Seele, die inneren und äußeren Güter, den Wert aller früheren, gegenwärtigen und zukünftigen guten Werke“ – Maria übergeben, „um ihr besonders zu huldigen und Christus vollkommener anzugehören“⁷³.

An Aktivitäten sind das Hauptfest an Mariä Verkündigung (25. März) und eine jährliche Wallfahrt nach Altötting zu erwähnen⁷⁴.

Bruderschaft des Heiligsten und Unbefleckten Herzens Mariä zur Bekehrung der Sünder: Dom, 11. 3. 1843, am 13. 5. 1955 neu belebt, 2000 Mitglieder

1836 rief der Pariser Pfarrer Dufriche des Genettes aufgrund einer Erleuchtung die Bruderschaft des Heiligsten und Unbefleckten Herzens Mariä ins Leben. Durch starken Zuwachs wurde sie zwei Jahre später, am 24. 4. 1838 zur Erzbruderschaft erhoben. Nur sieben Jahre nach ihrer Gründung kam es in München am Dom zu einer Filialniederlassung, die am 11. 3. 1843 oberhirtlich errichtet wurde.

Während des Zweiten Weltkrieges hatte die Bruderschaft aufgehört zu bestehen, sie wurde jedoch am 13. 5. 1955 durch Kardinal Wendel neu belebt. „Initiator der Wiedererrichtung war ein Kreis sogenannter Fatima-Freunde, die seit 1925 in jedem Monat, auch während der 12 Jahre der Nazi-Herrschaft, in den Münchener Wallfahrtsort Maria Eich pilgerten. Seit der Wiedererrichtung gehört diese Wallfahrt am 13. Tag jeden Monats, auch bei jedem Wetter und im strengsten Winter, zum religiösen Programm der Bruderschaft.“⁷⁵

Als ihren Zweck sieht die Bruderschaft die Verehrung des unbefleckten Herzens Mariä in ganz besonderer Weise. So verpflichten sich die Mitglieder beim Eintritt täglich ein „Ave Maria“ zu beten. Durch die Vermittlung des

71 Bruderschaftsbüchlein: „Handbüchlein für die Mitglieder der Bruderschaft Maria, Königin der Herzen“. München, Altötting 1953, 11.

72 Ebd. 10.

73 Ebd. 14.

74 Vgl. Interview mit dem ehemaligen geistlichen Leiter.

75 Ordinariats-Korrespondenz Nr. 18 v. 15. 5. 1985: „Stärkste Gebetsgemeinschaft der Welt feiert Jubiläum. Herz-Mariä-Bruderschaft seit 1843 am Liebfrauentom“.

unbefleckten Herzens Mariä soll zudem die Bekehrung der Sünder erbeten werden⁷⁶.

Neben der Maria Eich-Wallfahrt finden zwei weitere Wallfahrten regelmäßig statt: um den 1. Mai eine dreitägige Fußwallfahrt nach Altötting und im Sommer eine Nachtwallfahrt mit dem letzten Zug nach Mühldorf, von dort weiter zu Fuß nach Altötting. Einmal jährlich wird zudem eine größere Reise unternommen und gegen November werden Exerzitien abgehalten. An Bruderschaftsgottesdiensten im Dom gibt es den täglichen Rosenkranz, eine wöchentliche Eucharistiefeier, einmal jährlich eine Maiandacht mit Lichterprozession sowie ein Allerseelenrequiem für die verstorbenen Mitglieder⁷⁷.

Zu erwähnen sind noch die caritativen Aktivitäten, organisiert durch die Leiterin der Bruderschaft. Die Spenden, deren Höhe jährlich ca. 50.000 – 60.000 DM beträgt, werden für die Mission, Hungergebiete in aller Welt, Alte, Kranke und Behinderte in der BRD ausgegeben. Zudem gehen mehrmals in der Woche Kleider- und Lebensmittelpakete in die afrikanischen Missionsgebiete und nach Polen⁷⁸.

Erzbruderschaft zur Ehrenwache des heiligsten und unbefleckten Herzens Mariens: Kapelle der Mutter der Barmherzigkeit, 7. 2. 1932

Die Errichtung der Erzbruderschaft zur Ehrenwache des heiligsten und unbefleckten Herzens Mariens geht zurück auf Pater Bonaventura Blattmann, der Provinzial der bayerischen Franziskanerprovinz und Lektor der Moraltheologie war. Sein Anliegen war es, das Herz Mariä in besonderer Form zu verehren. Diese Idee verbreitete er mittels zahlreicher Druckschriften und konnte so zusammen mit etlichen Gläubigen die Ehrenwache, so der Kurztitel der Bruderschaft, 1932 als öffentlichen Verein eintragen lassen. Am 12. 8. 1933 wurde Kardinal Pacelli – der spätere Papst Pius XII. – zum Protektor der Ehrenwache bestellt. 1935 weihte man die Kapelle der Mutter der Barmherzigkeit ein, die Eigentum und Zentrale der Ehrenwache ist. Vier Jahre später, am 31. 7. 1940 wurde die Bruderschaft von der Gestapo verboten. Sie nahm jedoch nach dem Dritten Reich wieder raschen Aufschwung. 1951 wurde sie von Papst Pius XII., ihrem Schutzherrn, zur Erzbruderschaft erhoben. Ihre

76 Vgl. Informationsblatt der Pressestelle des Erzbischöflichen Ordinariats München: „Bruderschaft des Heiligsten und Unbefleckten Herzens Mariä zur Bekehrung der Sünder an der Domkirche zu Unserer Lieben Frau in München“. O. J.

77 Vgl. Mitteilungsblatt: „Herz-Mariä-Bruderschaft am Dom zu U. L. Frau in München. Weihnachten 1987“.

78 Vgl. Informationsblatt der Pressestelle.

Filialen befinden sich außer in den romanischen Ländern auch in Amerika, Australien, Afrika und Asien⁷⁹.

Beim Eintritt, der mit einem einmaligen Opfer von 5 DM verbunden ist, werden dem Ehrenwächter vier Ziele gestellt: Maria zu ehren und zu lieben, Sühne zu leisten für alle Beleidigungen, die ihr und ihrem Sohn zugefügt werden, durch Gebet und Opfer mit ihr am Werk der Seelenrettung zusammenzuwirken und schließlich jeden Tag zu einer bestimmten Uhrzeit die sogenannte „Wachestunde“ zu halten, „während welcher man, ohne die tägliche Arbeit zu unterbrechen, sich im Geiste mit Maria bei der Arbeit vereinigt.“⁸⁰

An regelmäßigen Veranstaltungen findet jeden Samstag eine Messe und einmal jährlich ein Gottesdienst für die lebenden und verstorbenen Ehrenwächter statt⁸¹.

Rosenkranzbruderschaft: Hl. Blut (Bogenhausen), 29. 10. 1628, Wiedererrichtung am 15. 10. 1961, 25 Mitglieder

Anfang des 17. Jahrhunderts war in der alten Bogenhausener Pfarrkirche St. Georg bereits eine Erzbruderschaft des heiligsten Rosenkranzes gegründet worden. Der Freisinger Fürstbischof Veit Adam von Gepeckh bestätigte sie am 29. 10. 1628. Die Mitgliederzahlen nahmen jedoch rasch ab⁸².

Die Wiedererrichtung der Rosenkranzbruderschaft in Bogenhausen 1961 muß im Zusammenhang mit einer „Werbekampagne“ der 50er Jahre gesehen werden. Der mit der Pflege und Verbreitung des Rosenkranzes betraute Dominikanerorden hatte zu diesem Zweck einen sogenannten „Promotor des Hl. Rosenkranzes für Süddeutschland“. Dieser verschickte anscheinend Rundschreiben in zahlreiche süddeutsche Pfarreien, denn für die Pfarrkirche Hl. Blut ist ein Briefwechsel vorhanden zwischen ihm und dem damaligen Stadtpfarrer. Der Eindruck trägt wohl nicht, daß es eher der Promotor denn der Stadtpfarrer war, der die Einführung einer Rosenkranzbruderschaft mit dem Argument der 1628 gegründeten Erzbruderschaft vorantrieb. Denn in einem Brief vom 26. 9. 1961 schreibt der Stadtpfarrer an das Ordinariat: „Pater Hermenegild M. Braun vom Dominikanerkloster in Augsburg, Promotor des hl. Rosenkranzes für Süddeutschland, hat an den Unterzeichneten die Bitte herangetragen, in unserer Pfarrgemeinde Hl. Blut die Rosenkranz-

79 Vgl. hierzu: Kapelle der „Ehrenwache Mariens“ 25 Jahre alt. In: MKKZ Nr. 30 v. 24. 7. 1960, 593. – Werbeschrift: „Die Ehrenwache des heiligsten und unbefleckten Herzens Mariä. Erzbruderschaft“. München 1952, 16 – 18.

80 Werbeschrift: „Auf zur Ehrenwache Mariens!“ 1985.

81 Vgl. Bruderschaftsbüchlein: „Handbüchlein der Erzbruderschaft des heiligsten u. unbefleckten Herzens Mariens“. München, 16. – 20. Auflage 1978, 24.

82 Vgl. Pfarrbrief von Heilig Blut Jg. XXI, Nr. 1 v. Dezember 1986 – Februar 1987, 6.

Bruderschaft errichten zu dürfen.⁸³ Diesem Wunsch wurde rasch stattgegeben, die Errichtungsurkunde datiert vom 15. 10. 1961. In die Bruderschaft ließen sich damals 283 Mitglieder aufnehmen, heute sind es nur mehr 25.

Pflicht der Mitglieder ist es, einmal wöchentlich den ganzen Rosenkranz – den freudreichen, schmerzhaften und glorreichen – zu beten⁸⁴. Nach Aussage des geistlichen Leiters finden zwar gegenwärtig täglich der Rosenkranz und in St. Georg einmal jährlich das Rosenkranzfest statt, jedoch wird beides nicht ausdrücklich von der Bruderschaft veranstaltet.

Erzbruderschaft des hl. Rosenkranzes: Mariahilf (Au), 1642, 80 Mitglieder

Die Rosenkranzbruderschaft in Mariahilf wurde im Zusammenhang mit dem dortigen Gnadenbild, einer Maria-Hilf-Statue, 1642 errichtet. Später wurde sie zur Erzbruderschaft erhoben⁸⁵.

Die Zielsetzung der Bruderschaft ist die Verrichtung des Rosenkranzes, der seit 1642 täglich in der Kirche gebetet wird. Des weiteren findet am Sonntag nach dem Patroziniumsfest Mariä Geburt ein Hochamt statt⁸⁶.

Rosenkranz-Bruderschaft: St. Anton, 1877 an der Schmerzhaften Kapelle errichtet, am 13. 9. 1895 nach St. Anton übertragen, 30 Mitglieder

1877 wurde an der Schmerzhaften Kapelle eine Rosenkranz-Bruderschaft errichtet. Als die Kapelle zur St. Antoniuskirche erweitert wurde, übertrug Erzbischof Antonius von Thoma die Bruderschaft am 13. 9. 1895 in die neue Kirche. Sie erhielt den Altar der „Rosenkranz-Königin“ als Bruderschaftsaltar⁸⁷.

Zwar wird auch heute noch täglich der Rosenkranz in St. Anton gebetet, doch wird er nicht ausdrücklich von der Bruderschaft veranstaltet. Diese nimmt keine Mitglieder mehr auf, so daß es keine Urkunden oder Bruderschaftsbüchlein gibt sowie auch keine speziellen Bruderschaftsgottesdienste mehr abgehalten werden⁸⁸.

83 Briefwechsel im Pfarrarchiv Hl. Blut (1958 – 1961).

84 Vgl. Bruderschaftsbüchlein: „Der hochheil. Rosenkranz. Einführungsbüchlein mit Aufnahme-schein für die Rosenkranzbruderschaft“. München 1952, 7.

85 Vgl. Forster 919, 921.

86 Vgl. Interview mit dem Präfekten.

87 Vgl. ein Schreiben über die Bruderschaften an St. Anton (ca. 30er Jahre), Pfarrarchiv St. Anton.

88 Vgl. Interview mit dem geistlichen Leiter.

Skapulierbruderschaft: St. Theresia (Neuhausen), ca. 1630, 1924 neu errichtet, 1000 Mitglieder

Eine Bruderschaft vom hl. Skapulier der Allerseligsten Jungfrau Maria vom Berge Karmel – so lautet der volle Name der Bruderschaft – bestand bereits um 1630 am ehemaligen Karmelitenkloster in München. Mit der Säkularisation 1802 erlosch sowohl das Kloster als auch die Bruderschaft. 1924 wurde in Neuhausen das Karmelitenkloster St. Theresia neu gegründet und mit ihm die Skapulierbruderschaft errichtet.

Heute verzeichnet die Bruderschaft jährlich teilweise über 100 Neuzugänge aus ganz Deutschland, Österreich und der Schweiz. Patrozinium feiert sie am 16. Juli, dem Skapulierfest, an dem der Legende nach Maria dem Ordensgeneral der Karmeliter, Simon Stock, das Skapulier übergeben haben soll. An diesem Tag findet auch die Hauptaufnahme statt. Den Mitgliedern wird dabei das braune Skapulier aufgelegt, das sie von nun an tragen sollen. Des weiteren findet einmal monatlich eine Bruderschaftsandacht statt⁸⁹.

Ziel der Bruderschaft ist es, nach dem Tod im Gebet füreinander einzutreten und „Maria ähnlich zu werden in ihrem Glauben und ihrer Liebe zu Christus“⁹⁰.

Maria-Hilf-Erzbruderschaft: St. Peter, 7. 1. 1683, 350 Mitglieder

Die Maria-Hilf-Erzbruderschaft in St. Peter wurde 1682 als Filiale der Passauer Maria-Hilf-Bruderschaft gegründet. Bischof Albert Sigmund von Freising bestätigte sie am 7. 1. 1683. Die Münchner Bruderschaft wuchs jedoch in stärkerem Maße als die Passauer an, so daß sie zur Erzbruderschaft erhoben wurde, und heute die Mutter-Bruderschaft von rund 200 bayerischen Maria-Hilf-Bruderschaften ist. Sie besitzt einen eigenen Bruderschaftsaltar in St. Peter, den von Ignaz Günther gestalteten Marienaltar.

Die Bruderschaft versteht sich als „Gebetsgemeinschaft deren Mitglieder 1. Füreinander beten um die Bewahrung vor allen Übeln der Seele und des Leibes. 2. Um eine glückliche Sterbestunde beten. 3. Den Rosenkranz beten und die Marienfeiertage hochhalten. 4. Um den Schutz Mariä in den Gefahren und Anliegen der Kirche beten.“⁹¹. Zu diesem Zweck findet an jedem Marienfest ein Amt sowie Rorate-Ämter im Advent statt. Patrozinium feiert die Bruder-

89 Vgl. Interview mit dem Präses.

90 Aufnahmeurkunde für die Skapulierbruderschaft. O. J.

91 Mitteilungsblatt: „Maria-Hilf-Bruderschaft bei St. Peter. Einladung zu den Rorate-Ämtern an den Sonntagen im Advent um 8.00 Uhr in St. Peter“. 1987/88.

schaft an Mariä Geburt. Zudem werden jährlich zwei Wallfahrten zu mariani-
schen Gnadenstätten unternommen. Der Jahresbeitrag von 5 DM wird unter
anderem für die Seelenmessen der verstorbenen Mitglieder verwendet⁹².

c) Die nach Heiligen benannten Bruderschaften

St. Anna-Bruderschaft: St. Anna (Lehel), 23. 4. 1731, 100 Mitglieder

Die Gründung der St. Anna-Bruderschaft geht zurück auf den Hierony-
mitanerorden, der von 1725 bis 1807 sein Kloster bei der St. Anna-Kirche
hatte und der Vorgänger des jetzt dort ansässigen Franziskanerordens war⁹³.

Ihr Hauptfest feiert die Bruderschaft an Mariä Geburt. Ebenfalls im Sep-
tember wird der sogenannte „St. Anna-Dreißiger“ abgehalten⁹⁴.

St.-Anna-Bruderschaft München-Harlaching: St. Anna-Kapelle⁹⁵, 1732 –
1852, 1931 Neugründung, 100 Mitglieder

1732 wurde die Leheler St. Anna-Bruderschaft nach Harlaching ausgedehnt
und dort ein „Heiliger Anna-Bund zu Harlaching“ gegründet. Er mußte
jedoch wegen zu geringer Beteiligung 1852 aufgelöst werden. 1931 wurde die
Bruderschaft wiedererrichtet. 1968 bewilligte ihr Papst Paul VI. einige
Ablässe.

Zur Wiedergründung kam es hauptsächlich wegen des „St. Anna-Dreißi-
gers“, zu dem jährlich zahlreiche Münchner ins St. Anna-Kirchlein kommen.
Über diesen „St. Anna-Dreißiger“ hinaus, in dem täglich eine Andacht mit
Aussetzung des Allerheiligsten abgehalten wird, werden das Hauptfest der
Bruderschaft am St. Anna-Tag (26. Juli) und zahlreiche Messen für die leben-
den und verstorbenen Mitglieder – in der Allerseeleoktav, in jeder Quatem-
berwoche, ein Engelamt im Advent – gefeiert. Zudem wird für jedes Mitglied
nach seinem Ableben eine eigene Messe gelesen. Dies alles wird aus den jäh-
rlichen Mitgliedsbeiträgen in Höhe von 6 DM, die vom Kassier der Bruder-
schaft verwaltet werden, bestritten⁹⁶.

92 Vgl. hierzu: Mitteilungsblatt: „Maria-Hilf-Bruderschaft bei St. Peter in München. Einladung
zum Hauptfest am Sonntag 6. September 1987“. – Drei Bruderschaften feiern ihr Hauptfest.

93 Vgl. Forster 787.

94 Vgl. Drei Bruderschaften feiern ihr Hauptfest.

95 Die Kapelle gehört zur Pfarrei Hl. Familie.

96 Bruderschaftsbüchlein: „St.-Anna-Büchlein für die Mitglieder der St.-Anna-Bruderschaft
München-Harlaching“. München 1969, 4 – 6.

„Zweck der Bruderschaft ist, in der Kirche St. Anna in Harlaching die besonders innige Verehrung der hl. Mutter Anna zu pflegen und dadurch die Bekehrung der Welt sowie persönliche Heiligung und die Gnade einer seligen Sterbestunde zu erlangen.“ Die Bruderschaft will also „nicht in erster Linie eine geistliche Versicherung für den Tod, sondern ein Anruf zur Mitverantwortung an der Heiligung der Welt sein.“⁹⁷

St.-Christophorus-Bruderschaft: St. Maximilian, 1933, 80 Mitglieder

1933 wurde wegen der zunehmenden Motorisierung die St.-Christophorus-Bruderschaft gegründet, wird ja auch der hl. Christophorus als Patron des Verkehrs und der Autofahrer verehrt. Demgemäß lautet Artikel 1 der Bruderschaftsstatuten: „Ziel und Zweck der Bruderschaft ist die früher nur allgemeine Verehrung des hl. Christoph neu zu beleben und einen Zusammenschluß herbeizuführen von Auto- und Kraftradfahrern, Motorboot- und Faltbootfahrern, Fliegern, Radfahrern, Sportsleuten und aller, die durch die fortschreitende Technisierung der Gefahr eines plötzlichen Todes ausgesetzt sind, um von Gott durch Anrufung des heiligen Christoph die Gnade zu erbitten, a) im Glauben lebendig, mutig und bekenntnistreu zu bleiben, b) vor plötzlichen Unfällen aller Art, insbesondere auf Reisen, und vor ansteckenden Krankheiten bewahrt zu bleiben.“⁹⁸ Zu den Pflichten der Mitglieder gehören laut Statuten, „jedem Mitmenschen am Wege in Not und Gefahr Hilfe und Schutz angedeihen zu lassen“ und einen Verbandskasten im Auto mitzuführen, „um Verunglückten erste Hilfe leisten zu können.“⁹⁹

Am Sonntag vor oder nach dem Fest des hl. Christophorus (25. Juli) findet die von der Vorstandschaft der St.-Christophorus-Bruderschaft organisierte Autosegnung statt. Jeder Autobesitzer kann sich hier sein Auto weihen lassen. Außerdem wird im Herbst ein Gottesdienst für alle Verkehrstoten sowie für die lebenden und verstorbenen Mitglieder abgehalten.

Zu erwähnen ist noch, daß sich die Vorstandschaft zweimal jährlich zur Vorbereitung der Autosegnung und zur Abrechnung trifft. Sie besteht aus dem Bruderschaftskaplan und drei bis vier Beisitzern. Diese Beisitzer sind – für 1988 – drei CSU-Stadträte¹⁰⁰.

97 Ebd. 5.

98 Aufnahmeurkunde: „St.-Christophorus-Bruderschaft“. O. J.

99 Ebd.

100 Vgl. Interview mit dem geistlichen Leiter.

St. Isidor- und Notburga-Bruderschaft: Allerheiligenkirche am Kreuz (Kreuzkirche), 1426 gegründet, 9. 5. 1753 kanonische Errichtung, 800 Mitglieder

Die St. Isidor- und Notburga-Bruderschaft geht laut der von 1691 stammenden Abschrift einer Bruderschaftschronik auf das Jahr 1426 zurück. In diesem soll ein gewisser Andreas Hofer, Kalkbrenner, mit seiner Ehefrau Katharina eine Tagwerker- (= Tagelöhner) Bruderschaft zu Hilfe und Trost der armen Seelen gegründet haben. Die erste urkundlich nachweisbare Erwähnung der Bruderschaft datiert von 1484 anlässlich der Münchner Fronleichnamsprozession. Dort wurden unter den teilnehmenden Zünften auch die Holzhacker genannt, wie der frühere Name der Tagwerker-Bruderschaft lautete.

Seit mindestens 1691 ist der hl. Judas Thaddäus – wohl wegen seines Beils als Attribut – Bruderschaftspatron, doch wird er im 18. Jahrhundert durch die aufkommende Verehrung der Bauernheiligen Isidor und Notburga abgelöst.

Am 9. 5. 1753 erfuhr die Bruderschaft schließlich die kanonische Errichtung und wohl auch ab diesem Datum lautete ihr Name „Löbliche Tagwerkerbruderschaft St. Isidori und St. Notburgae“¹⁰¹.

Heute weist die Bruderschaft zahlreiche Aktivitäten auf, was vor allem auf ihren Vorstand, einen CSU-Stadtrat, zurückzuführen ist. So finden einmal wöchentlich ein Rosenkranz mit anschließender Messe sowie ein Gottesdienst im Monat für die lebenden und verstorbenen Mitglieder statt. Ebenfalls monatlich gibt es eine gesellige Zusammenkunft. Regelmäßig werden zwei jährliche Bittgänge nach Maria Eich und zum Heiligen Kreuz nach Forstenried, zwei Sonntagsfahrten zu religiösen Stätten und eine größere mehrtägige Reise unternommen. Als Hauptfeste werden die Namenstage ihrer Patrone Isidor und Notburga gefeiert. Dabei wird das Fest der hl. Notburga des öfteren mit einer Wallfahrt nach Rattenberg und Eben begangen. Die Bruderschaft nimmt auch mit ihrer 1976 zur 550-Jahrfeier geweihten Fahne an der Münchner Fronleichnamsprozession teil.

Die Mitgliedsaufnahmen werden im November anlässlich der Einkehrtage der Bruderschaft im Schloß Fürstenried vollzogen. Der Mitgliedsbeitrag beläuft sich auf 10 DM jährlich. Zur Leitung der Bruderschaft gehören neben dem erwähnten Stadtrat und seinem designierten Nachfolger der geistliche Beirat sowie eine Kassiererin¹⁰².

101 Vgl. Vogel 37 – 51.

102 Vgl. hierzu: Mitteilungsblätter der St. Isidor- und Notburga-Bruderschaft, 1956 – 1987 (nicht vollständig). – Interview mit dem geistlichen Beirat.

Erzbruderschaft vom hl. Erzengel Michael: St. Michael (Berg am Laim), 29. 5. 1693, 198 Mitglieder + ca. 250 – 300 Barmherzige Schwestern aus dem benachbarten Kloster

Kurfürst und Bischof Josef Clemens gründete 1693 sowohl den St. Michaelsorden wie auch die St. Michaels-Bruderschaft. Die Bruderschaft errichtete er am 8. 5. 1693 in der Kapelle zu Ehren des hl. Michael beim Lusthaus Josephsburg in Berg am Laim. Laut der von ihm ausgearbeiteten „Josephsburgischen Regel“ sollte die Bruderschaft das kirchliche Leben pflegen und Werke christlicher Barmherzigkeit üben. Der auch heute noch gültige Wahlspruch lautet: Fideliter (treu), Pie (gottesfürchtig), Fortiter (starkmütig), Perseveranter (beharrlich), kurz: FPF¹⁰³. Am 29. 5. 1693 wurde die Bruderschaft durch Papst Innozenz XII. approbiert, mit Ablässen versehen und am 27. 6. 1725 zur Erzbruderschaft erhoben¹⁰⁴. 1745 wurde die neu erbaute St. Michaelskirche zur Bruderschaftskirche bestimmt, da die Kapelle zu klein geworden war¹⁰⁵.

Heute werden mehrmals Gottesdienste für die verstorbenen Mitglieder gehalten. Das Patrozinium wird am 29. September, dem Fest des hl. Michael, mit einer Prozession durch den angrenzenden Klostergarten gefeiert. Die dort ansässigen Barmherzigen Schwestern sind traditionell Mitglieder der Bruderschaft.

Zur Aufnahme, die im Gottesdienst beim Hauptfest erfolgt, erhält das Mitglied eine geweihte Bruderschaftsmedaille sowie eine Aufnahmeurkunde. Bemerkenswert sind zahlreiche Mitglieder aus dem Rheinland, ein Relikt aus der Gründungszeit der Bruderschaft, als Kurfürst Josef Clemens zugleich Erzbischof von Köln war¹⁰⁶.

Verbündnis zu Ehren des hl. Stephan und der hl. Thekla: St. Stephan am Südfriedhof, 4. 6. 1832, 50 Mitglieder

Ob dieses Verbündnis zu Ehren der beiden ersten christlichen Märtyrer zu den Bruderschaften gezählt werden darf, konnte nicht geklärt werden.

103 Vgl. Aufnahmeurkunde: „Erzbruderschaft vom hl. Erzengel Michael dem großen Himmelsfürsten und Schutzpatron der Sterbenden, welche auf Verordnung des durchlauchtigsten Fürsten und hochwürdigsten Herrn Josef Clemens Erzbischof von Köln, am 8. Mai 1693 zu Josephsburg in Berg am Laim gestiftet worden ist“. O. J.

104 Vgl. Paul Mai: Sankt Michael in Bayern. München, Zürich 1978, 36 – 38.

105 Vgl. Ludwig Trost: Geschichte der St. Michaels-Bruderschaft und Kirche in Berg am Laim bei München. Zur Feier des zweihundertjährigen Bruderschaftsjubiläums. München 1893, 19.

106 Vgl. Interview mit dem Präses.

Heutiges Bruderschaftsleben

Wie stellt sich also nun das Münchner Bruderschaftswesen der Gegenwart dar? Bilden die Bruderschaften in ihren Zielsetzungen und Strukturen ein homogenes Bild oder überwiegt die Verschiedenheit?

Läßt man jene Bruderschaften außer acht, die kaum Mitglieder oder Aktivitäten aufweisen, so zeigt sich vor allem das religiöse Aufgabenfeld als vorherrschend. Das Totengedenken, vornehmlich für die verstorbenen Mitglieder sowie die – je nach Name und Zielsetzung – spezifischen Gebetsanliegen kennzeichnen die heutigen Bruderschaften. In der Minderheit befinden sich da jene, die, zusätzlich zum religiösen Anliegen, sich beispielsweise noch caritativ engagieren oder gesellschaftliche Veranstaltungen zur verstärkten Kommunikation der Mitglieder untereinander anbieten.

Dem Totengedenken als zentralem Betätigungsfeld entspricht auch die Altersstruktur. Ältere Menschen sind dominierend, das Durchschnittsalter in den Bruderschaften beträgt ca. 60 Jahre, oftmals auch darüber.

Auffallend war, daß bei Veranstaltungen wie z.B. Bruderschaftsgottesdiensten, fast nur Frauen zu sehen waren. Eine statistische Überprüfung anhand zweier Bruderschaften¹⁰⁷ ergab für die Männer eine Quote von 10 Prozent. Trotz des enormen weiblichen Übergewichts wird jedoch das Laienamt des Vorstehers mit einer einzigen Ausnahme von Männern ausgeübt!

Das Einzugsgebiet der Mitglieder ist vorwiegend der Münchner Raum, teilweise sogar nur das Stadtviertel, in dem die Bruderschaft beheimatet ist. Bezeichnenderweise ist dies bei jenen Bruderschaften der Fall, die in traditionellen Stadtvierteln mit einer alteingesessenen Bevölkerung angesiedelt sind¹⁰⁸. Sehr viele Bruderschaften befinden sich jedoch in der kaum noch bewohnten Münchner Innenstadt. Deren Mitglieder rekrutieren sich deshalb aus dem gesamten Münchner Raum.

Auch für die Verwaltungsstruktur ergibt sich ein einheitliches Bild. Da jede Bruderschaft an einer Kirche errichtet sein muß, ist für sie der jeweilige Stadtpfarrer oder ein anderer Geistlicher, auch Präses genannt, zuständig. Bei sieben Bruderschaften sind zusätzlich noch Laien, bzw. bei einer Bruderschaft noch eine Klosterschwester tätig. Zumeist sind die Laien als Präfekte, Vorstände oder Beisitzer mit organisatorischen Aufgaben betraut, in zwei Fällen gibt es noch eine/n Kassier/erin.

107 Bruderschaft der Sieben-Schmerzen-Mariä und St. Isidor- und Notburga-Bruderschaft.

108 Dies gilt für: Erzbruderschaft des hl. Rosenkranzes, Au; St.-Anna-Bruderschaft, Harlaching; Erzbruderschaft vom hl. Erzengel Michael, Berg am Laim.

Einzig, was die Größe der Bruderschaften anbelangt, zeigen sich Unterschiede. Die Mitgliedszahlen reichen von 10 bis 2000, wobei sich zwei Tendenzen erweisen: Sieben Bruderschaften haben eine geringe Mitgliederstärke von 10 bis 40, und 12 Bruderschaften bewegen sich in einem großen Mittelfeld von 80 bis 550 Mitglieder. Diese Schwankungen gehen vor allem auf den Einsatz der Leiter zurück: je intensiver deren Engagement, desto mehr Mitglieder werden in der Regel gewonnen.

Historische Abfolge

Die allgemeine Entwicklung des Bruderschaftswesens wurde zu Beginn behandelt. Die Gründungsdaten der Münchner Bruderschaften sollen nun damit verglichen werden. Hierfür werden die Bruderschaften zunächst einmal nach ihrem Entstehungsdatum geordnet.

- 1426 St. Isidor- und Notburga-Bruderschaft
- 1609 Corporis-Christi-Erzbruderschaft
- 1615 Erzbruderschaft zu Hilf und Trost aller armen Seelen
- 1620 Gut-Tod-Bruderschaft
- 1628 Rosenkranzbruderschaft (St. Georg, Bogenhausen)
- 1630 Skapulierbruderschaft (ca.)
- 1642 Erzbruderschaft des hl. Rosenkranzes (Mariahilf)
- 1660 Marianisches Ehr- und Zierdverbündnis (ca.)
- 1683 Maria-Hilf-Erzbruderschaft
- 1693 Erzbruderschaft vom hl. Erzengel Michael
- 1698 Bruderschaft der Sieben-Schmerzen-Mariä
- 1731 St. Anna-Bruderschaft (Lehel)
- 1732 St.-Anna-Bruderschaft München-Harlaching
- 1747 Allerseelenbruderschaft (Herz Jesu)
- 1794 Kreuz-Bruderschaft
- 1832 Verbündnis zu Ehren des hl. Stephan und der hl. Thekla

- 1843 Wallfahrer-Bruderschaft
- 1843 Bruderschaft des Heiligsten und Unbefleckten Herzens Mariä zur Bekehrung der Sünder
- 1856 Erzbruderschaft zur Verehrung des allerheiligsten Altarsakraments und zur Unterstützung armer Kirchen
- 1857 Herz-Jesu Bruderschaft
- 1877 Rosenkranz-Bruderschaft (St. Anton)
- 1890 Heilig-Geist-Bruderschaft
- 1890 Bruderschaft Mariä Himmelfahrt zum Troste der armen Seelen
- 1921 Maria, Königin der Herzen
- 1932 Erzbruderschaft zur Ehrenwache des heiligsten und unbefleckten Herzens Mariens
- 1933 St.-Christophorus-Bruderschaft

Wiedergründung älterer Bruderschaften

- 1924 Skapulierbruderschaft
- 1931 St.-Anna-Bruderschaft München-Harlaching
- 1955 Erzbruderschaft zur Verehrung des allerheiligsten Altarsakraments und zur Unterstützung armer Kirchen
- 1955 Bruderschaft des Heiligsten und Unbefleckten Herzens Mariä zur Bekehrung der Sünder
- 1961 Rosenkranzbruderschaft (Bogenhausen)

Es lassen sich an dieser tabellarischen Auflistung die im allgemeinen Überblick bereits erwähnten drei „großen“ Bruderschaftsepochen gut ablesen. Die St. Isidor- und Notburga-Bruderschaft ist die einzige, die sich aus der ersten spätmittelalterlichen Blütezeit bis in die Gegenwart hinein erhalten hat.

Eine zweite Gründungsphase ist für den Barock anzusetzen. Zwölf im Zeitraum von 1609 bis 1747 gegründete Bruderschaften existieren auch heute noch.

Die Aufklärung mit ihren obrigkeitlichen Reglementierungen zeigte sich Bruderschaftserrichtungen gegenüber nicht positiv gestimmt. Dies verdeut-

licht die Geschichte der Kreuz-Bruderschaft in Giesing, die zwar 1794 gegründet wurde, aber erst 1829 ihre oberhirtliche Bestätigung erfuhr.

Dieses Datum leitet über zum 19. Jahrhundert, der dritten Epoche. Acht Bruderschaften, von 1832 bis 1890 errichtet, stammen aus diesem Zeitraum.

Eine vierte, kleinere Gruppe von Bruderschaftsgründungen ist für München in den 20er, 30er Jahren anzusetzen. Nochmals 30 Jahre später, 1950/1960, werden zwei im 17. und 19. Jahrhundert bereits gegründete Bruderschaften wiedererrichtet.

Soweit die großen Entwicklungsstränge; für die jeweiligen Gründungen lassen sich aber auch noch andere Zusammenhänge anführen. So wurde für die Corporis-Christi-Erzbruderschaft bereits erwähnt, daß für ihre Errichtung die vom Trientiner Konzil proklamierte Sakramentsfrömmigkeit verantwortlich zeichnet. Ein Blick auf die anderen bayerischen Corporis-Christi-Bruderschaften zeigt zudem, daß von den 100 datierbaren alleine 79 im Zeitraum von ca. 1600 bis 1775 gegründet wurden¹⁰⁹.

Im 17. und 18. Jahrhundert wurden aber auch noch andere Bruderschaften stark gefördert: „Zu den drei großen Bruderschafts-Bewegungen des 17./18. Jahrhunderts gehören die dominikanischen Rosenkranzbruderschaften, die Skapulierbruderschaften der Karmeliten, der Serviten, der Theatiner, die Maria-Hilf-Bruderschaften vorab in den Städten“¹¹⁰, so heißt es im Handbuch der Marienkunde. In der Tat wurden zwei der drei heute noch vorhandenen Rosenkranzbruderschaften in den Jahren 1628 und 1642, die Skapulierbruderschaft erstmalig um 1630 gegründet. Die Errichtung der Maria-Hilf-Erzbruderschaft 1683 steht freilich in engem Zusammenhang mit der Türkenbelagerung Wiens und dem Sieg des „christlichen Abendlandes“.

Ebenfalls in der barocken Gründungsphase wurden drei Bruderschaften errichtet, die den Armenseelenkult bzw. das Totengedächtnis gleichsam als Programm im Titel enthalten. Aber nicht nur das „Memento mori“, auch die Marienverehrung war für jene Epoche prägend. Sechs der insgesamt elf marianischen Bruderschaften wurden im Barock gegründet.

Auffallend ist, daß die beiden St. Anna-Bruderschaften im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts errichtet wurden. Die Blütezeit der Annaverehrung fällt aber ins 15. und 16. Jahrhundert. Die Gründungsdaten der Münchner St. Anna-Bruderschaften decken sich jedoch mit zahlreichen anderen bayerischen: Im

109 Vgl. Krettner, Finkenstaedt, Tabelle, 18. Um aber den richtigen Maßstab zu geben, muß erwähnt werden, daß in Bayern insgesamt – mit den nicht datierbaren – 887 Corporis-Christi-Bruderschaften existierten. Dies war die häufigste bayerische Bruderschaft.

110 Klaus Guth: Geschichtlicher Abriss der marianischen Wallfahrtsbewegungen im deutschsprachigen Raum. In: Handbuch der Marienkunde, hrsg. v. Wolfgang Beinert, Heinrich Petri. Regensburg 1984, 721 – 848, hier 802.

Zeitraum von 1725 bis 1775 entstehen – von den 40 datierbaren – 18 St. Anna-Bruderschaften¹¹¹.

Für das 19. Jahrhundert lassen sich verstärkt Gründungen von christologisch-eucharistischen Bruderschaften feststellen. Diese Tendenz stimmt mit der Einschätzung Hermann Hörgers (für die dörfliche Frömmigkeit) überein, daß Ende des 19. Jahrhunderts folgende Verehrungsschwerpunkte in den Vordergrund treten: „die Herz-Jesu-Frömmigkeit, die Namen-Jesu-Frömmigkeit, die eucharistische, vom Christuskönig getragene Frömmigkeit“¹¹². Namentlich die Herz-Jesu-Bruderschaft verdankt wohl ihre Gründung 1857 dem Umstand, daß „Papst Pius IX. 1856 das Fest des Herzens Jesu auf die Gesamtkirche ausdehnte“¹¹³.

Für die 20er und 30er Jahre unseres Jahrhunderts sind drei Neu- und zwei Wiedergründungen zu verzeichnen. Auffallend ist, daß vier Bruderschaften davon der Marienverehrung dienen bzw. einen Bezug zu Maria haben, wie die Skapulierbruderschaft – Maria übergibt das Skapulier – und die St. Anna-Bruderschaft – Anna als Mutter Mariens.

Eine Möglichkeit der Deutung ist die mit dem belgischen Katholikentag in Mechelen 1909 einsetzende sogenannte liturgische Bewegung. In ihrem Mittelpunkt stand die Integrierung der Gläubigen in die kirchliche Liturgie und hier vor allem der Messe. Dabei gewannen die Herz-Jesu- und Marienandachten besondere Bedeutung. Es „wurde auch die Marienverehrung durch institutionelle Präformationen (. . .) begünstigt“¹¹⁴.

Ein anderer Hinweis auf eine gesteigerte Marienverehrung zu Beginn des 20. Jahrhunderts geht aus dem päpstlichen Breve hervor, in dem die Ehrenwache Mariens zur Erzbruderschaft erhoben wurde. Dort heißt es als Begründung hierfür: „Und wir, die wir zur Zeit des zweiten Weltkrieges das Menschengeschlecht dem unbefleckten Herzen Mariens geweiht haben und durch dessen Verehrung alles Leid zu lindern suchten, stimmen gerne einer solchen Bitte zu.“¹¹⁵

Die einzige nicht marianische Bruderschaftsneugründung zu Beginn unseres Jahrhunderts ist die St.-Christophorus-Bruderschaft. Ihre Errichtung erfolgte in der Zeit, als das Auto sich als Verkehrsmittel zunehmend durchsetzte und Autowallfahrten in den Christophoruskult mit einbezogen wur-

111 Vgl. Krettner, Finkenstaedt, Tabelle, 22.

112 Hermann Hörger: Stabile Strukturen und mentalitätsbildende Elemente in der dörflichen Frömmigkeit. Die pfarrlichen Verkündbücher als mentalitätsgeschichtliche Quelle. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1980/81, 110 – 133, hier 123.

113 Ebd. 118f.

114 Vgl. Korff 36 – 38; Zitat 37.

115 „Handbüchlein der Erzbruderschaft des heiligsten u. unbefleckten Herzens Mariens“. München, 16. – 20. Auflage 1978, 6.

den. Über Frankreich kommend, wo erstmals 1912 eine Christophorus-Autowallfahrt in St. Christophe-le-Jajolet (Normandie) abgehalten wurde – eine „Brüderschaft“ gab es dort seit 1899 –, wurde diese Idee 1928 in St. Christophen bei Wien aufgenommen.

Für eine Autowallfahrt in München setzte sich ein hier ansässiger Regierungsbeamter ein, der schließlich vom Ordinariat 1932 probeweise die Genehmigung zur Durchführung erhielt¹¹⁶. „Verantwortlich für die Wallfahrt war der Münchener Katholische Kaufmannsverein Hansa. Die Fahrt ging vom Odeonsplatz in München aus, in einem der offenen Wagen stand ein Christophorus mit einem allerliebsten Kind.“¹¹⁷

Eine erste Phase des „Luftholens“ nach dem Kriegsende, Dankbarkeit für den Wiederaufbau könnte für die Wiedergründung älterer Bruderschaften in den 50er und 60er Jahren verantwortlich sein.

III. Der Funktionswandel der Bruderschaften

Betrachtet man die Bruderschaften in ihren Anfängen, so zeichneten sie sich vor allem als caritative Institutionen aus, die sich des Totengedenkens und – damit verbunden – des Begräbniswesens angenommen hatten. In München gab es beispielsweise eine Bruderschaft vom Begräbnis Christi für die Beerdigung Armer und Hingerichteter¹¹⁸. Die Bruderschaften besaßen – allein schon durch ihre Quantität – eine nicht zu unterschätzende gesellschaftliche Bedeutung in Stadt und Land. Ihre Stellung, der Grad ihrer Hochschätzung zeigte sich deutlich in den Fronleichnamsprozessionen. Der Kreis der dort Mitwirkenden repräsentierte das öffentliche Leben. So marschierten in München an erster Stelle die Zünfte, nach ihnen die Bruderschaften, die oftmals vom Magistrat begleitet wurden, und sodann die Geistlichkeit mit dem Allerheiligsten. Der kurfürstliche Hof schloß den Zug ab¹¹⁹.

116 Günther Kapfhammer: St. Christophorus – Heiliger der Automobilindustrie. In: Im deutschen Reich der Zwerge, Riesen und Schutzengel. Mythen von Kirche und Kapital, hrsg. v. Friedrich Knilli (u. a.). München 1974 (= Reihe Hanser 161; Medienmagazin 1), 121 – 131, hier 126 – 129.
117 Ebd. 130.

118 Vgl. Bruderschaften „zu Hilf und Trost der Sterbenden.“ In: Die letzte Reise. Sterben, Tod und Trauersitten in Oberbayern, hrsg. v. Sigrid Metken. München 1984, 56.

119 Vgl. Mitterwieser, Gebhard 98, 101. Die Reihenfolge wird ersichtlich aus den gedruckten Programmen der Jahre 1750, 1757, 1763 – 66, 1768, 1771 – 73.

Für die Zeit des 18. Jahrhunderts heißt es zur Rolle der Bruderschaften sogar: „Gerade diese Bruderschaften werden das Rückgrat sehenswerter Fronleichnamsprozessionen. Hervor tun sich unter ihnen die zu neuem Leben erwachenden, 1609 von Herzog Maximilian I. für sein Land besonders begünstigten Corpus-Christi-Bruderschaften, um die sich vielerorts die Kapuziner annahmen, dann die von den Dominikanern verbreiteten Rosenkranz- und endlich einige der oft uralten Schützen- und Allerseelenbruderschaften.“¹²⁰

Im 19. Jahrhundert läßt sich nach der Zäsur durch Aufklärung und Säkularisation eine deutliche Einengung des Bruderschaftswesens feststellen. Als in unserem Zusammenhang wichtige Charakteristika müssen festgehalten werden: „die Ausrichtung auf rein religiös-kirchliche Zwecke und Ziele bei weitgehendem Wegfall gesellschaftlicher Funktionen“ sowie „die Instrumentalisierung im Dienste der Seelsorge als Ort besonderer Andachtsübungen und Gnadenprivilegien (Ablaßfrömmigkeit)“.¹²¹

Die sinkende gesellschaftliche Bedeutung läßt sich gerade an den Beispielen des Begräbniswesens und der Fronleichnamprozession verdeutlichen. Waren früher die Bruderschaften neben Familie, Nachbarschaft und Gemeinde wichtige Träger des Bestattungswesens, so haben wir es heute mit anderen, zum großen Teil kommerzialisierten Institutionen zu tun. Mit diesem Wandel verbunden ist auch der Rückgang der Trauersitten und -bräuche. Jedoch: „Dieser im Gange von Urbanisierung und Industrialisierung sich so nahezu selbsttätig darstellende Abbau der Mannigfaltigkeit der Sitten und Bräuche von Bestattung und Trauer verdankt sich aber, soweit muß das Bild der Selbsttätigkeit relativiert werden, partiell offensichtlich auch staatlichem und kirchlichem Reglement.“¹²²

Auch bei der Fronleichnamprozession wandelte sich die Trägerschicht. Zwar macht nach wie vor die Kirche mit ihren Orden, Verbänden und der Geistlichkeit einen Großteil der Teilnehmer aus, den Platz der Zünfte und Bruderschaften aber haben heute die „weltlichen“ Institutionen und Organisationen eingenommen. Vertreten sind in der Münchner Fronleichnamprozession unter anderem: Repräsentanten von Staat und Stadt, Bundestag und Landtag, Rundfunk und Presse, Bundeswehr und Polizei, der Hochschulen, Kammern, Berufsverbände und Innungen.

Es ist also festzuhalten, daß bis zur Aufklärung die Bruderschaften eine große gesellschaftliche Bedeutung hatten, was am Beispiel München – und

120 Ebd. 94.

121 Remling (1980), 93.

122 Werner Fuchs: Todesbilder in der modernen Gesellschaft. Frankfurt am Main² 1979 (= st 102), 167.

nicht nur dort – in ihrer herausgehobenen Stellung in der Fronleichnamsprozession zum Ausdruck kam.

Im 19. Jahrhundert erfolgte eine Zäsur. Zwar ist für München nochmals eine Gründungswelle zu verzeichnen, doch hatte zu diesem Zeitpunkt der durch die Säkularisierung ausgelöste und von der Amtskirche sodann verstärkt betriebene Rückzug der Bruderschaften aus der Gesellschaft bereits begonnen. Ihre Aufgaben verlagerten sich ausschließlich in den Bereich des Gebets und der Andacht, und dadurch verloren sie ihre einstige soziale Bedeutung völlig. Erst heute wieder gibt es erste Versuche, sich den Belangen der modernen Gesellschaft gegenüber zu öffnen, so wie wir es bei einigen wenigen Bruderschaften gesehen haben, die sich caritativ betätigen oder für ihre Mitglieder gesellige Zusammenkünfte abhalten.

Dieser Weg der Öffnung, eines „Aggiornamento“, wurde den Bruderschaften in jüngster Zeit auch von offizieller Seite gewiesen. 1984, anlässlich des vom Papst ausgerufenen Heiligen Jahres, kam es in Rom zu einem Internationalen Bruderschaftstreffen, an dem 280 Bruderschaften aus Großbritannien, Deutschland, Polen, Portugal, Spanien, Frankreich und Italien mit etwa 12.000 Mitgliedern teilnahmen. Dabei forderte der Vikar des Papstes in Rom, Kardinal Ugo Poletti: „Sie (die Bruderschaften, E.G.) müßten vielleicht nach gründlicher Überlegung und Konfrontierung mit den Gegebenheiten unserer Zeit manche äußere Ausdrucksformen verändern, anreichern oder modernisieren“¹²³.

So bleibt also abzuwarten, welche weitere Entwicklung die Bruderschaften in ihrer nunmehr 700jährigen Geschichte nehmen werden.

123 Iubilaeum Internationale Confraternitum 1984 – Acta. Vatikan 1984, 28.

Literatur

- Drei Bruderschaften feiern ihr Hauptfest. In: *Süddeutsche Zeitung* Nr. 206 v. 7./8. 9. 1974, S. 16.
- Lehrbuch des Kirchenrechts auf Grund des Codex Iuris Canonici, begr. v. Eduard EICHMANN, fortgef. v. Klaus MÖRSDORF. Bd. 1: Einleitung, Allgemeiner Teil und Personenrecht. Paderborn, 11. verb. u. verm. Aufl. 1964 (= Wissenschaftl. Handbibliothek).
- FORSTER, J. M.: Das gottselige München, d. i. Beschreibung und Geschichte der kath. Kirchen und Klöster Münchens in Gegenwart und Vergangenheit. München 1895.
- HENGGELER, Rudolf: Die kirchlichen Bruderschaften und Zünfte der Innerschweiz. Einsiedeln 1955.
- HOCHENEGG, Hans: Bruderschaften und ähnliche religiöse Vereinigungen in Deutschtirol bis zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Innsbruck 1984 (= Schlern-Schriften, Bd. 272).
- HUFNAGEL, Max Josef: Zeugen eucharistischer Frömmigkeit in St. Peter, Münchens ältester Pfarrei. In: Festgabe des Vereins für Diözesangeschichte von München und Freising zum Münchener Eucharistischen Weltkongreß 1960, hrsg. v. A. W. Ziegler. München 1960 (= Beiträge zur altbayerischen Kirchengeschichte, Bd. 21, H. 3), S. 9–36.
- JASSMEIER, J.: Bruderschaft. In: *Lexikon für Theologie und Kirche*, hrsg. v. Josef Höfer, Karl Rahner. Bd. 2. Freiburg 1958, Sp. 719–721.
- KORFF, Gottfried: Heiligenverehrung in der Gegenwart. Empirische Untersuchungen in der Diözese Rottenburg. Tübingen 1970 (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 29).
- KRETTNER, Josef unter Mitarbeit von FINKENSTAEDT, Thomas: Erster Katalog von Bruderschaften in Bayern. München, Würzburg 1980 (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 6).
- MITTERWIESER, Alois; GEBHARD, Torsten: Geschichte der Fronleichnamsp procession in Bayern. München² 1949.
- REMLING, Ludwig: Bruderschaften als Forschungsgegenstand. In: *Jahrbuch für Volkskunde* NF. 3 (1980), S. 89–112.
- DERS.: Bruderschaften in Franken. Kirchen- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zum spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bruderschaftswesen. Würzburg 1986 (= Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg, Bd. 35).
- SCHIMMEL, A.; WESSEL, K.; MAYER, R.: Bruderschaften. In: *Religion in Geschichte und Gegenwart*, hrsg. v. Kurt Golling (u. a.). Bd. 1. Tübingen³ 1957, Sp. 1426–1428.
- VOGEL, Hubert: Geschichte der St. Isidor- und St. Notburga-Bruderschaft in München. In: *Beiträge zur altbayerischen Kirchengeschichte* 28 (1974), S. 31–60.

Die Kirche in München-Daglfing, ein Bau von Dominikus Glasl

Von Friedrich Lutz

Die kleine Kirche mit ihrem von einem Spitzhelm gekrönten Turm in dem erst 1930 nach München eingemeindeten Dorf Daglfing (1880: 19 Häuser mit 105 Einwohnern) war Filiale der Pfarrei Oberföhring. Seit 1930 gehört sie zur Kuratie (ab 1941 Stadtpfarrei) Engelschalking. Der schon 1315 belegte Friedhof um die Kirche dient heute noch seinem Zweck.

Der Ort wird 839 erstmals in einer Freisinger Schenkungsurkunde erwähnt,¹ die Kirche im Jahr 850 als „basilica in honore coronatorum domini consecrata“.² Damit sind vermutlich die Heiligen Vier Gekrönten (quattuor coronati) gemeint, die in Sirmium unter Diokletian gemartert wurden – ein höchst ungewöhnliches Patrozinium. Die Bistumsmatrikel von 1315 nennt keine Patrozinien, wohl aber die von 1524, wo nun die Apostel Philippus und Jakobus d.J. als Patrone erscheinen, wie auch schon in einem Ablaßbrief des Bischofs Nikodemus von Freising vom 1. Februar 1424.³ Inzwischen konnte der Freisinger Bischof 1319 den „Yserrain“ von Ismaning über Ober- und Unterföhring bis zum Priel und hinüber nach Engelschalking und Daglfing von Kaiser Ludwig dem Bayern erwerben. Bis zur Säkularisation 1803 gehörte diese Grafschaft Ismaning zum Hochstift Freising.

Während einer Bischofsvakanz in Freising genehmigte ein Spezialkommissar des regierenden Domkapitels 1541 den Antrag des Pfarrers von Oberföhring, des Scholastikus im Domkapitel Dr. Leo Lösch (1551 – 1559 Bischof von Freising), der Kirchenpropste und Parochianen, das örtliche Kirchweihfest

1 Die Traditionen des Hochstifts Freising hrsg. v. Theodor Bitterauf. Bd. 1. München 1905, Nr. 634 (= Quellen und Erörterungen zur bayer. und deutschen Geschichte, NF 4). Zur Frühgeschichte vgl. F. Lutz, Gründeten Agilolfinger die Gemeinde Daglfing? Münchener Merkur 10. 8. 1987.

2 Traditionen Nr. 721.

3 Archiv des Erzbistums, München (AEM)

der Filialkirche von Daglfing wegen der noch nicht abgeschlossenen Ernte vom Sonntag vor St. Margareth (20. Juli) bis zum Sonntag vor Martini (11. November) hinauszuschieben.⁴

Am 12. Juni 1684 klagte der Pfarrvikar Mittermayr von Oberföhring seinem Fürstbischof Albrecht Sigmund von Freising, daß die Kirchtürme von Unterföhring und Daglfing „wegen dem Wetter ruiniert“ seien und dringend der Reparatur bedürften.⁵ Er legte seinem Bittgesuch vorsorglich eine Materialbedarfsschätzung des Münchener Maurermeisters Wolfgang Zwerger bei. Für den Kirchturm, die dem Regen ausgesetzte „Schiffmauer“, die „von unten her abgeschlagen und frisch geworfen“ werden mußte, und die zur Hälfte ruinöse Kirchhofmauer errechnete Zwerger

„1200 Mauerstein,
3 Muth Kalk (je 889 Liter),
20 Fuder Sand,
500 Dachzeug wie Häcken und Preiß übers halbe Dach,
6 gemeine Bretter und 8 Ruderstangen zum Gerüst,
2 Maurer und 2 Handlanger über 22 Tage“.

Mit dem Maurermeister Wolfgang Zwerger hatte der Vikar Mittermayr eine enge Verbindung, da jener 1678 bis 1680 seine Pfarrkirche St. Lorenz erbaut hatte. In diesen Jahren (seit 1676) war der Freisinger Domherr Johann Franz von Eckher auf Kapfing formeller Inhaber der Pfarrei Oberföhring. Sein Nachfolger, der Domherr Dr. Johann Anton Gugler von Zeilhofen befürwortete am 19. Juni 1684 das Gesuch des Vikars Mittermayr und bestätigte, daß die Mittel für die Reparaturmaßnahmen vorhanden seien. Zur Sicherheit verlangte Fürstbischof Albrecht Sigmund vom Pfleger der Grafschaft Ismaning einen gesonderten Bericht über die Notwendigkeit der Instandsetzung. Bereits eine Woche später erteilte der Landesherr die Baugenehmigung. Allerdings zog sich die Ausführung bis in die Jahre 1690 und 1691 hin, wie in den Daglfinger Kirchenrechnungen zu lesen ist.

Die Sorge des Bischofs Johann Franz Eckher (1695 – 1727) um das kirchliche Bauwesen führte nach dem Neubau der Pfarrkirche Oberföhring (1678 – 1680) und der Filiale Unterföhring (1716 – 1718) auch zur Erneuerung der Daglfinger Kirche. Aus dem Anwachsen und plötzlichen Absinken des Kirchenvermögens läßt sich das Jahr 1724 als Baujahr feststellen. In der Kirchenrechnung der Grafschaft Ismaning von 1724 wird dazu vermerkt: „Die Unkosten, so auf die Rechnung dieses Gotteshauses ergangen sind, werden in einer

4 Bayer. Hauptstaatsarchiv, Hochstiftsurkunde Freising 1541 Juni 20.

5 AEM, Pfarrakten München-Oberföhring, Bauten

besonderen Rechnung vorgeführt“. Diese Rechnung hat der Verfasser 1986 zufällig in einem Akt vom Jahr 1809 gefunden, der der Regierung Unterlagen für die Finanzierung kirchlicher Bauten durch gegenseitige Kapitalleihe (sog. Konkurrenz) liefern sollte.⁶

Aus dieser Rechnung ersehen wir unter „Ausgaben für Handwerksleute und dergleichen“, daß Matthias Weigl und Consorten vom 15. Mai bis 18. November unter Direktion des Dominici Gläsls, Hofbaumeister von Freising, die neue Kirche vom Fundament herausgemauert und in- und auswendig verputzt haben. Das Honorar für den Planfertiger und Bauleiter war freilich recht bescheiden: „Dominicus Gläsl, Hofbaumeister, ist wegen des gebräuchlichen Gesellgeldes laut Inhalts zweier Scheine vom 23. 7. – 18. 12. contentirt worden mit 73 fl 6 kr“. Die übrigen genannten Handwerker sind nur von lokaler Bedeutung. Man beachte die relativ kurze Neubauzeit von nur einem halben Jahr. Zwei Stuckatoren zogen saubere Gesimse, im Chor schuf ein Maler ein Fresko mit den beiden Kirchenpatronen. Am 24. Januar 1725 verfügt laut der Baurechnung der Bischof, daß die nach dem Neubau noch erforderlichen Unkosten von 313 fl 39 kr an anderen Orten ausgeliehen werden sollen. Bei 976 fl 44 kr 2 d Einnahmen weist die Baurechnung insgesamt 974 fl 54 kr 4 d Ausgaben aus, so daß noch ein geringer Betrag von fast 2 fl übrig blieb. Im Vergleich zur natürlich wesentlich größeren Pfarrkirche in Oberföhring mit 2928 fl im Jahre 1679 und 843 fl im Jahre 1681, zusammen also 3771 fl, waren die Baukosten für die Daglfinger Filialkirche bescheiden. Der Turm, der noch gotische Schlitzfenster aufweist, war dabei stehengeblieben. Nach dem Neubau wird man wohl fürs erste die bisherigen Altäre wieder aufgestellt haben, als Fürstbischof Johann Franz nach einer Notiz im Pfarrarchiv die Kirche 1725 einweihte und dabei die drei Altäre zu Ehren der hl. Apostel Philipp und Jakob, von St. Florian und Ottilie sowie St. Silvester und Martin konsekrierte. Nach der Weihe firmte er in dem kleinen Raum 124 Personen, die aus der ganzen Umgebung zusammengekommen waren. Die Weihe wurde durch drei Ablaßtafeln, die Johann Michael Heinrich, Maler in Haidhausen, um 1 fl 40 kr lieferte, festgehalten (Kirchenrechnung 1726).

Als man bei dem Eremitorium St. Emmeram bei Oberföhring eine neue Kapelle baute, versetzte man den einen Altar des alten Kirchleins nach Daglfing. In der Kirchenrechnung von 1739 steht: „Der Choraltar aus St. Emmeramskapellen ist in dieser Filialkirche appliciert und zugerichtet worden; dafür Johann Furtner, Kistler, eingenommen 10 fl 30 kr“.

6 Staatsarchiv München, RA 7458.

Die Matrikel der Diözese Freising des Jahres 1738 beschreibt unser Gotteshaus wie folgt: „Diese Kirche ist neu gebaut und hat drei Altäre (nun werden die o.g. Heiligenpaare aufgeführt!). Kirchliche Verrichtungen finden statt am Patrozinium der hl. Philippus und Jakobus (1. Mai), an den Festen des hl. Martin (11. November), der hl. Lucia (13. Dezember), der Unschuldigen Kinder (28. Dezember) und des hl. Silvester (31. Dezember). Die Kirchweih ist am Sonntag vor dem Fest des hl. Michael (29. September). Außerdem werden 12 Monatsmessen gelesen. Auf dem Friedhof steht ein Beinhaus. Im Turm hängen zwei Glocken. Das Vermögen der Kirche beträgt 722 fl“ (Original lateinisch). Vor seinem Tod stiftete der von 1714 bis 1739 amtierende Oberförhringer Pfarrer Huber, unter dessen Obhut die Daglfinger Kirche 1724 erbaut wurde, außer einem Jahrtag zu Oberförhring 1739 auch einen zu Daglfing.

Zehn Jahre später lesen wir in der Kirchenrechnung schon wieder von neuen Altären: „1749 an Benedikt Hösser, Schreiner, von einem neu gestifteten Altar und Seitenaltären, auch Bilder 35 fl“. In den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts fielen bereits Reparaturen an. Die Kirchenrechnung von 1752 notierte lapidar: „An Johann Michael Fischer für Kalk und Löhne 13 fl 20 kr“. Es ist zweifellos der berühmte Münchner Kirchenbaumeister, der hier als schlichter Baugeschäftsinhaber tätig wurde. 1759 mußten 63 fl zur Verhütung größeren Schadens am Kirchturm ausgegeben werden.

Mit der Säkularisation, die das Ende des Hochstifts Freising und damit der Grafschaft Ismaning brachte, wurde Daglfing kurbayerisch. Als Staatsminister Graf von Montgelas 1802 die für ganz Bayern verpflichtende Feuerversicherung eingeführt hatte, mußten alle Anwesen und auch die Kirchen hinsichtlich ihrer Assekuranzsumme beschrieben und geschätzt werden. Das „Grundbuch der Brandversicherungsanstalt für die Gemeinde Daglfing 1811“ nennt unter den 15 Anwesen als letztes die Filialkirche.⁷ Der Schätzer taxierte wie bei jeder Kirche das Kirchenschiff mit Ausstattung und den Kirchturm getrennt. Im Zeitalter der Geringschätzung alles Kirchlichen kam er für den Saalbau auf einen Wert von nur 150 fl, für den Turm allein auf 200 fl! Interessant ist dabei die Angabe, daß der Spitzhelm mit Schindeln gedeckt war.

Dabei wurde der größte Daglfinger Hof, der Zehetmayerbauer mit seinem hölzernen Wohnhaus, dem Stall, Stadel und Getreidekasten sowie Wagenschupfe auf 1000 fl, also fast dreimal so hoch wie die ganze Kirche taxiert!

7 Staatsarchiv München, RA 80179.

Die Geringschätzung der Kirchenbauten war in allen Nachbarorten gleich:

Pfarrkirche Oberföhring	Kirchenschiff 1000 fl, Turm 250 fl (zum Vergleich: Pfarrhof 2300 fl!)
Filialkirche Unterföhring (mit schindelgedecktem Kuppelturm!)	500 fl und 200 fl (der Zehentstadel des Dorfes 850 fl!)
Filialkirche Johanneskirchen (im Kern romanisch)	500 fl und 270 fl (dagegen jeder der fünf größeren Bauern 1000 fl!)
Filialkirche Englschalking (im Kern frühgotisch)	200 fl und 400 fl für den Turm, der ja nur ein Dachreiter ist (der größte Bauernhof „beim Bogner“ dagegen 1200 fl!)
Pfarrkirche Bogenhausen (Joh. Mich. Fischer, Ausstat- tung von Joh. Bapt. Straub)	900 fl und 1500 fl für den Turm! (dagegen der Pfarrhof 4000 fl!)

Diese Zahlen dokumentieren überdeutlich, wie gering man die Gotteshäuser mit ihren wertvollen Ausstattungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts einschätzte.

Das Wirtschaftsbuch der Pfarrei Oberföhring (1754 begonnen) meldet, daß am 22. September 1860 ein neuer Hochaltar von einem Schreiner aus Zorneding um 200 fl aufgerichtet wurde, an Weihnachten dann die beiden Seitenaltäre für den gleichen Preis. Diese 400 fl bestritt die 1818 entstandene politische Gemeinde Daglfing aus der Verpachtung der Gemeindejagd am Eschbichl und im Moos.

1867, also rund 140 Jahre nach dem Neubau, war dann die erste Gesamtrenovierung der Daglfinger Kirche notwendig. Dabei veränderte man die Ausstattung des Gotteshauses: Auf den Hochaltar kam das heute noch vorhandene Ölbild mit den beiden Kirchenpatronen, wohl eine Kopie nach einem Barockgemälde. Links steht der Apostel Philippus mit dem Kreuzstab und rechts der Apostel Jakobus der Jüngere. Den Hochaltarauszug mit zwei großen Engeln ziert ein Madonnenmedaillon. Flankiert wird das Hochaltarbild durch zwei nicht näher benennbare Franziskanerheilige.

Die Figuren des hl. Florian und der hl. Otilie, die bei der Kirchenweihe von 1725 genannt waren, verschwanden aus der Kirche. Auf den Seitenaltären stehen noch links St. Martin (mit der Gans; im Wechsel mit einer 1978 vom Engl-

schalkinger Bildhauer Karl Potzler geschnitzten Madonna) und rechts St. Silvester (mit dem Rind, Viehpatron).

1888 konnte die Dorfschaft Daglfing aus ihrem Sondervermögen zwei Glocken kaufen; eine davon hat die Weltkriege überstanden, nämlich die von Ulrich Kortler (München 1884) gegossene. Die zweite Glocke kam erst 1979 in den Turm, gegossen von Rudolf Perner, Passau, der hl. Katharina geweiht.

1896 wurde die Kirche außen renoviert und dabei sowohl das Hohlziegeldach des Schiffes wie das Scharschindeldach des Turmes durch Schiefer ersetzt. Auch eine Sakristei an der Nordseite wurde angebaut. 1898 wurde ein Kreuzweg gestiftet, 1900 ein Stiegenhaus angebaut.⁸

1922 baute die Gemeinde ein Leichenhaus, 1925 steuerte sie 700 Mark für eine neue Kirchenglocke bei. Im selben Jahr stellte sie 2250 Mark für Reparaturen an die Kirche bereit.⁹ Vielleicht entstand damals der zierliche Neurokokostuck. Über den Zeitpunkt, an dem die 1860 gefertigten Altäre durch die jetzt vorhandenen schlichten Barockaltäre ausgewechselt wurden, besteht keine Klarheit. Die starke Siedlungstätigkeit im Münchner Nordosten und die dadurch bedingten Schwierigkeiten für die finanzschwache Gemeinde Daglfing machte 1930 deren Eingemeindung in die Landeshauptstadt München notwendig. Im gleichen Jahr wurden die Filialen Daglfing und Englschalking von der Mutterpfarrei als Kuratie München–St. Emmeram abgetrennt.

Die Zahl der Kirchenbesucher stieg so, daß das Gotteshaus 1938/39 von vier auf fünf Achsen, d.h. um 6 m nach rückwärts verlängert werden mußte. Damit konnte nun eine Orgelempore, darunter eine Lourdesgrotte und ein Beichtstuhl untergebracht werden. Dieser Anbau beeinträchtigt freilich die Proportion der Dominikus-Glasl-Kirche. Am 30. 10. 1939 – genau ein Jahr nach der Konsekration der vergrößerten Pfarrkirche St. Emmeram – weihte Kardinal Michael von Faulhaber unser Kirchlein von neuem.

1957 mußte auch der städtische Friedhof um die Kirche als Folge der regen Bautätigkeit und wegen Sperrung der kleinen Kirchhöfe um die Filialen Englschalking und Johanneskirchen für allgemeine Beisetzungen nach Westen zu um zwei Tagwerk Fläche erweitert werden. Dadurch konnten weiter 200 Grabstätten geschaffen werden. Z. Zt. laufen Planungen für eine neuerliche Vergrößerung unter Einbeziehung des benachbarten städtischen Gestüts.

In den Jahren 1969/70 fand die letzte Innen-, 1989 die jüngste Außenrenovierung statt. Dabei gelangte die moderne Kopie des Rokokokreuzweges von St. Moritz in Augsburg in die Kirche, und es wurden die Skulpturen aus dem 17./18. Jahrhundert überholt.

⁸ AEM, Bauakten Oberföhring

⁹ Stadtarchiv München, Daglfing 140

Wenn auch die Kirche des Freisinger Hofbaumeisters Dominikus Glasl aus der Zeit des Übergangs vom Barock zum Rokoko im Lauf der letzten 350 Jahre verändert wurde, so blieb St. Philipp und Jakob doch eine liebenswerte, wenn auch bescheidene, aber traditionsreiche Filial- und Friedhofskirche im Münchner Osten, die von der Bevölkerung auch gerne als Hochzeitskirche gewählt wird.



Inneres der Filialkirche Daglfing



Filialkirche St. Philippus und Jakobus Daglfing



Zum Tode von Prof. Dr. Adolf Wilhelm Ziegler

Am Mittag des 30. August 1989 ist Adolf Wilhelm Ziegler, emeritierter ordentlicher Professor für Alte Kirchengeschichte und Patrologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München, im Alter von 86 Jahren im Altenheim Vinzentinum, wo er zuletzt wohnte, verstorben.

Adolf Wilhelm Ziegler wurde am 9. März 1903 in München geboren, er ist aufgewachsen in Neuaubing und hat 1922 das Wittelsbachergymnasium in München absolviert. Als Georgianer studierte er Theologie an der Universität München und wurde 1927 im Dom zu Freising zum Priester geweiht.

Seine seelsorgerliche Tätigkeit begann Adolf Wilhelm Ziegler als Aushilfspriester in der Münchner Pfarrei St. Andreas und anschließend in St. Georg-Milbertshofen, bis er als Kooperator für die Pfarrei München-St. Benno angewiesen wurde. 1930 erhielt er die Ernennung zum Kuraten von St. Raphael in München-Hartmannshofen, wo er 1932 den Bau der Kirche vollenden und die Aufbauphase dieser neuen Kuratie zu einem gewissen Ende führen konnte.

Nach vierjähriger Tätigkeit in München-St. Raphael wurde der Verstorbene 1934 Hausgeistlicher im Herz-Jesu-Kloster zu München, um sich seiner Habilitationsarbeit widmen zu können; im November des Jahres 1938 wurde Ziegler nach Abschluß seiner Habilitation als Dozent und Präfekt an das Erzbischöfliche Klerikalseminar in Freising berufen. Seine Ernennung zum Dozenten für Kirchengeschichte in Würzburg 1940 wurde von dem Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung ein halbes Jahr, nachdem sie ausgesprochen war, widerrufen; eine Auswirkung des nationalsozialistischen Kampfes gegen die katholische Kirche!

Schon von 1939 an wirkte Adolf Wilhelm Ziegler bis 1945 als nebenamtlicher Standortpfarrer im Lazarett Freising und im Stalag VII A Moosburg.

Nach dem Krieg wirkte Ziegler als Hochschulprofessor in Dillingen a. d. Donau, bis ihn 1948 der Ruf an die Universität München auf den Lehrstuhl für Alte Kirchengeschichte und Patrologie erreichte. Während seines akademischen Wirkens in München bis zu seiner Emeritierung 1968 haben viele Priester unserer Erzdiözese, vor allem die Georgianer, ihn als akademischen Lehrer gehört, wurden in die Welt der Kirchenväter eingeführt und haben Einblick genommen in die Entwicklung der Kirche in der Antike. Mit besonderer Liebe widmete sich der Verstorbene dem christlichen Osten: Eine zusätzliche Seminarveranstaltung, der „Ostkirchliche Kreis“, sammelte die für die orientalischen Christen Interessierten und half ihnen, ihre Kenntnisse zu vertiefen.

Seine Verbundenheit mit seiner Heimatdiözese motivierte Adolf Wilhelm Ziegler zur engagierten Mitarbeit im Verein für Diözesangeschichte. Im Jahre 1954 hatte Prälat Hartig, der Gründer und langjährige Vorsitzende des Vereins, einen Nachfolger gesucht und ihn in Professor Ziegler gefunden. Auf drei Gebieten wurden seine Studien fruchtbar für die Diözesangeschichte: Den Anfängen des Christentums in Baiern ging er nach durch das Studium der frühen Eisenkreuze von Eining und des Vorkommens des Baiernnamens in frühchristlichen Dokumenten. Seine intensive Kenntnis der slawischen Kirchengeschichte führte ihn zum Problem der bairischen Gefangenschaft des Slawenapostels Methodius. Und schließlich war sein Interesse auch auf die von ihm miterlebte kirchliche Zeitgeschichte gerichtet.

Als Kurat in einem Siedlungsgebiet am Münchner Stadtrand, als Standort- und Lagerpfarrer der Kriegsgefangenen in Freising und Moosburg, als Seelsorger an Verfolgten des NS-Regimes in Stadelheim hatte er vielfältige Erfahrungen gemacht, die er schriftlich niederlegte und die ihn veranlaßten, auch andere Zeitzeugen um solche Aufzeichnungen zu bitten. So war es für ihn kein Problem, die Veröffentlichungen des Vereins neu zu beleben, es entstand das „Jahrbuch für altbairische Kirchengeschichte“.

Die Vereinstätigkeit wurde mit regelmäßigen und wissenschaftlichen Vorträgen und Studienreisen intensiv belebt. Die Reisen suchten die Freisinger Beziehungen anschaulich zu machen, sie reichten von Morimond, der Abtei des großen Bischofs Otto von Freising, im Westen bis Bischoflack, der äußersten Besetzung Freising, im Osten, wo Ziegler auch die Sprache des Orts, das Slowenische, beherrschte.

Im Jahre 1966 gab er den Vorsitz des Vereins aus gesundheitlichen und beruflichen Gründen ab, blieb aber dem Verein verbunden. Zeugnis für die Gesinnung, aus der heraus er seinen Dienst an der kirchlichen Geschichte unseres Landes geleistet hat, ist das Bändchen „Heimatkirche – Kirchenhei-

mat“. Für ihn war die Kirche Heimat; eine Kirche, die in seiner Heimat Alt-baiern ihre geprägte Form gewonnen hatte.

Für seine Verdienste, nicht zuletzt im Zusammenhang mit dem Eucharistischen Weltkongreß 1960, wurde der Verstorbene 1963 zum päpstlichen Hausprälaten ernannt. Auch von seiten des Staates erfuhr er hohe Ehrung und Würdigung durch die Verleihung des Bayerischen Verdienstordens im Jahre 1973.

Nach seiner Emeritierung hatte sich der Verstorbene entschlossen, seinen langjährigen Wirkungsort München zu verlassen und nach Garmisch-Partenkirchen zu übersiedeln, um dort die Leitung des dem Klerusverband eigenen Priestererholungsheimes St. Joseph zu übernehmen. Hier war er wieder Seelsorger für die Ordensschwester und Gäste, hier konnte er als Hausvater vielen erholungssuchenden Geistlichen und katholischen Laien ein gastliches Heim mit geistlicher Atmosphäre bieten. Dort in Partenkirchen konnte er 1987 noch sein diamantenes Priesterjubiläum im Kreise von Verwandten, Freunden und Schülern begehen.

Fortschreitende Krankheit zwang ihn im Sommer 1988 das St.-Josephs-Heim zu verlassen und sich ins Altersheim Vinzentinum nach München zurückzuziehen. Damit war er in die Pfarrei St. Anna zurückgekehrt, in der er als aktiver Professor so lange Jahre in der Widenmayerstraße gewohnt hatte.

S. Benker – L. Waldmüller

Chronik der Erzdiözese München und Freising für das Jahr 1988

Von Franz X. Kronberger

7. 1. *Die Russische Kirche* feiert in diesem Jahr ihr 1000jähriges Bestehen. Mit der Taufe des Kiewer Großfürsten Wladimir im Jahre 988 wurde die Christianisierung des Landes eingeleitet.

Bischof Dr. Platon Kornyliak, Exarch der Katholischen Ukrainer in Deutschland, eröffnet in seiner Münchner Kathedralkirche die 1000-Jahr-Feier.

Eine Delegation der russisch-orthodoxen Kirche kommt nach Besuchen in Altötting und im KZ-Lager Dachau auch nach Puch zum Grab der seligen Edigna, die nach der Überlieferung dem Kiewer Adel entstammt.

Kardinal Wetter, der als Mitglied einer vom Papst bestimmten Delegation der Katholischen Kirche zu der offiziellen 1000-Jahr-Feier nach Moskau reisen wird, zitiert vor seiner Abreise den sowjetischen Generalsekretär Michail Gorbatschow, der im Kreml bei einer Begegnung mit dem russischen Patriarchen erklärt: „Die Gläubigen haben das uneingeschränkte Recht, ihren Glauben mit Würde zu vertreten“.

27. 1. In verschiedenen Feiern wird des 100. Geburtstages von Weihbischof Dr. Johannes Neuhäusler gedacht, der durch die Errichtung des Sühneklosters Hl. Blut in Dachau und der Landvolkhochschule auf dem Petersberg sichtbare Zeichen seiner nimmermüden Tätigkeit gesetzt hat. In der Hl.-Blut-Kirche im Dachauer Karmel hat der am 14. 12. 1973 verstorbene Weihbischof seine letzte Ruhestätte erhalten.

4. 2. In Gars am Inn werden die Gebeine des Redemptoristenpaters Kaspar Stanggassinger in Anwesenheit des Erzbischofs, des Erzbischöflichen Offizials Dr. Heinz Maritz und der Patres aus dem bisherigen Grab geborgen und von fachmännischer medizinischer Hand neu registriert, um nach der Seligsprechung am 24. April in einem von Künstlerhand gefertigten Schrein in der dortigen Kloster- und Pfarrkirche einen neuen Platz für die öffentliche Verehrung zu finden.

20. 2. Friedrich *Kardinal Wetter* vollendet *60 Lebensjahre*. Bereits im Jahre 1965 weilte der Priester und Doktor der Theologie Friedrich Wetter anlässlich seiner Habilitation bei Professor Dr. Michael Schmaus für längere Zeit in München. Nach einigen Jahren der Lehrtätigkeit ist der Jubilar 1968 zum Bischof von Speyer und 1982 zum Erzbischof unseres Bistums ernannt worden.
- Bei einem festlichen Empfang in den Räumen der Katholischen Akademie überreicht Weihbischof Schwarzenböck dem Jubilar als Geschenk der Erzdiözese einen Bergkristall, „einen kleinen Traum aus der Ewigkeit“.
28. 2. Im *Orthodoxen Rat* sind die griechischen, bulgarischen, rumänischen, russischen und serbischen Kirchen der bayerischen Landeshauptstadt zusammengeschlossen. In deren Namen überreicht der griechisch-orthodoxe Bischof von München, Dimitrios von Thermai, dem Kardinal Friedrich Wetter eine Muttergottes-Ikone zum Zeichen der gemeinsamen Marienverehrung. Das einer frühen Kiewer Ikone nachempfundene Bild hat im linken Seitenschiff des Münchner Mariendomes einen ständigen Platz gefunden. Der für 60000 orthodoxe Christen in der Region München sprechende Orthodoxe Rat hatte in der ihnen zur Verfügung gestellten Münchner Domkirche die schon zur Tradition gewordene „Orthodoxe Woche“ eröffnet.
2. 3. Zur *Misereor-Fastenaktion*, die heuer zum 30. Mal durchgeführt wird, kommt Bischof Antonius Ntalou aus Kamerun nach München. In der Franziskaner-Klosterkirche St. Anna besucht er den Antoniusaltar, in dem eine Reliquie seines Namenspatrons Antonius von Padua in einer kostbaren Monstranz aufbewahrt wird. Kaiser Ludwig der Bayer hatte die Reliquie den Münchner Franziskanern als Heiligum geschenkt.
24. 3. In seiner Münchner Wohnung stirbt im Alter von 82 Jahren *Prälat Oskar Jandl*, der „Caritasmann der ersten Stunde“, der Sachwalter praktischer Nächstenliebe.
24. 4. Der Garser *Redemptoristenpater Kaspar Stanggassinger* wird in Rom von Papst Johannes Paul II. *selig gesprochen*. Der 1871 in der Pfarrei Berchtesgaden Geborene wird nach mehreren Freisinger Studienjahren Ordensmann, wirkt in den wenigen Jahren seines Priestertums als schlichter, aber begabter Erzieher der Ordensjugend auf dem Dürrnberg bei Hallein und stirbt 1899 als soeben ernannter Direktor des neuen Juvenats in Gars.
- Als schöpferisches Vorbild feiert einen Tag später der Münchner Erzbischof in Maria Maggiore in Rom den neuen seligen Pater Stanggassinger, der durch seine Treue im Kleinen zu den wahrhaft Großen gehöre.
- Vor mehr als 250 Jahren hatte Alfons von Liguori den *Redemptoristenorden* gegründet. 1841 entstand die erste bayerische Niederlassung in Altötting. Von dort erfolgte 1858 die Übernahme des ehemaligen Augustiner-Chorherren-Stiftes in Gars am Inn. Heute unterhalten die Redemptoristen in Gars ein Institut für Lehrerfortbildung, Lehrwerkstätten für verschiedene Berufe, sowie ein Schüler- und Tagesheim für die Besucher des Gymnasiums Gars. Von den Patres wird die Pfarrei Gars betreut und wertvolle seelsorgliche Mithilfe in den umliegenden Pfarrverbänden geleistet.

5. 5. Einen *Förderpreis* für die wissenschaftliche Forschung an der Theologischen Fakultät der Universität München hat der emeritierte Weihbischof *Ernst Terwes* gestiftet. Die Stiftung soll den Namen des großen Theologen Johann Michael Sailer tragen, der Erzieher des späteren bayerischen Königs Ludwig I. war, an den Landesuniversitäten Ingolstadt und Landshut lehrte und 1829 zum Bischof von Regensburg ernannt wurde.
18. 5. In Rosenheim wird durch Weihbischof Franz Schwarzenböck die *Ausstellung* eröffnet: „*Die Bajuwaren, von Severin bis Tassilo 488 – 788*“.
13. 6. An seinem Namenstag und zu Ehren des Hl. Antonius von Padua wird in *München-Forstenried* ein *neues Altenheim* mit 48 Appartements und 79 Plätzen für Pflegebedürftige von Weihbischof Engelbert Siebler und Caritasdirektor Peter Neuhauser seiner Bestimmung übergeben. Es ist das 18. katholische Altenheim in München und das 93. im Erzbistum München und Freising.
17. 6. 13 *Pastoralassistenten*, darunter 5 Frauen, erhalten die kirchliche Sendung für den Dienst in der Erzdiözese.
30. 6. Mit der nach dem Kirchenrecht unerlaubten Weihe von 4 Priestern zu Bischöfen hat der suspendierte und nunmehr exkommunizierte Alterzbischof *Marcel Lefebvre* „eine tiefe Wunde in den Leib der Kirche geschlagen“. Dies erklärt Kardinal Friedrich Wetter gegenüber dem bayerischen Fernsehen.
1. 7. Eine *Ordnung für kirchliche Stiftungen und Satzungen* für kirchliche Stueververbände mit entsprechenden Wahlordnungen werden für unsere Erzdiözese in neuer Fassung erlassen.
3. 7. Im Güterverzeichnis des Bischofs Arn von Salzburg vom Jahre 788 sind erstmals auch *Orte und Pfarreien unserer Heimat beurkundet*. Mit den Seelsorgstellen Buchbach, Ranoldsberg, Walkersaich und Grüntegernbach, heute im Pfarrverband Buchbach zusammengeschlossen, feiert Regionalbischof Heinrich Graf v. Soden-Fraunhofen das 1200jährige Bestehen.
14. 7. Erzbischof Friedrich Kardinal Wetter hat für besondere Verdienste um das kirchliche Leben im Erzbistum die von Bildhauer Klaus Backmund geschaffene „*Korbiniansmedaille*“ gestiftet. Sie wird erstmals anlässlich seines 80. Geburtstages an Professor *Dr. Audomar Scheuermann* überreicht, der als Vizeoffizial immer noch aktiv im Erzbischöflichen Konsistorium tätig ist.
- Dr. Richard Fackler*, Direktor des von allen bayerischen Diözesen getragenen *Katholischen Schulwerks*, erhält für seine langjährige Arbeit im kirchlichen Schulwesen das Komturkreuz des Gregoriusordens.
31. 7. *Pater Karl Wagner SJ* nimmt Abschied als Rector ecclesiae von der *St. Michaelskirche* in München, die sozusagen als Filialkirche der Dompfarrei

doch ein ausgeprägtes Eigenleben führt, im besonderen durch die festlichen Gottesdienste, die Kirchenmusik, die tägliche Meditation „fünf nach fünf“ oder auch durch die Beichtgespräche in der „Kirche ohne Vorzimmer“.

Nachfolger des Kirchenrektors wird *P. Vitus Seibel SJ*, während *P. Karl Wagner* in Fürstenried *P. Johannes Hegyi SJ* als Direktor des Exerzitienhauses ablöst.

1. 8. In seinem Heimatkloster St. Anna in München stirbt der *Franziskanerbruder Friedbald Schön* im 83. Lebensjahr. 60 Jahre hatte er den Münchner Erzbischofen und Kardinälen Faulhaber, Wendel, Döpfner, Ratzinger und Wetter als Pförtner und Chauffeur gedient.
1. 9. Polizeipräsident a.D. *Gustav Häring* wird als Nachfolger von Dr. Hugo Winckler zum *Datenschutzbeauftragten* der Erzdiözese und der Freisinger Bischofskonferenz bestellt.
16. 9. Pfarrer *Herbert Jung* wird von Weihbischof Heinrich Graf von Soden-Fraunhofen in sein neues Amt als Direktor des Spätberufenseminars *in Waldram* eingeführt. Dessen Vorgänger Hermann Fink kehrt in seine Heimatdiözese Augsburg zurück.
3. 10. Der Bayerische *Ministerpräsident Franz Josef Strauß* stirbt unerwartet im Alter von 73 Jahren. Als außergewöhnliche Persönlichkeit hat er seinen politischen Einfluß über Bayern und die Bundesrepublik hinaus zur Geltung gebracht.

In Anwesenheit hoher Vertreter der Kirche und des Staates feiert Kardinal Friedrich Wetter das Requim im Münchner Liebfrauen- und Marienplatz des Verstorbenen. In den Ansprachen wird dessen Bemühen betont, dem hohen Anspruch einer Politik aus christlicher Verantwortung gerecht zu werden.
6. 10. *Jörg von Halspach*, der Baumeister der Münchner Liebfrauenkirche, ist vor 500 Jahren gestorben, wie sein Grabstein im Dom bekundet. Er habe „den ersten, den mittleren und den letzten Stein vollführt“. Aufgrund dieser Angabe feiert die Erzdiözese mit festlichen Gottesdiensten das 500jährige Gedenken zur Vollendung der Frauenkirche im Jahre 1488.
17. – 21. 10. Als Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für die Auslandsseelsorge leitet Weihbischof *Franz Schwarzenböck* in Rio de Janeiro eine Pastoraltagung für die deutschsprachigen, katholischen Auslandsseelsorger und besucht verschiedene Diözesen in *Ecuador*, dem Patenland unseres Bistums.
25. 10. Der *neue Bayerische Ministerpräsident Max Streibl* macht seinen Antrittsbesuch bei Kardinal Wetter, dem Erzbischof des Bistums und dem Vorsitzenden der Bayerischen Bischofskonferenz.

1. 11. *Rainer Böck*, bisher Sekretär des Erzbischofs, wird *Regens* des Erzbischöflichen Priesterseminars in München als Nachfolger von Msgr. Georg Mangold.
Univ.-Prof. *Dr. Karl-Theodor Geringer* wird zum *Vizeoffizial* im Erzb. Konsistorium und Metropolitangericht ernannt.
7. 11. Vor 350 Jahren hat der Freisinger Fürstbischof Veit Adam von Gepeckh die *Mariensäule* auf dem damaligen Schrankenplatz in München eingeweiht. Kurfürst Maximilian hatte sie in den Nöten des 30jährigen Krieges errichten lassen.
Kardinal Döpfner hatte seinerzeit daran erinnert, daß die Marienstatue im 2. Weltkrieg im Nordturm der Frauenkirche geborgen wurde, um am 18. 11. 1945 unter Kardinal Faulhaber ein zweites Mal Aufstellung auf dem Marienplatz zu finden, und daß sie nun am 08. 12. 1970 ein drittes Mal ihren Platz im Mittelpunkt der Stadt finde, nachdem sie im Zuge der Umbauten und der Errichtung der U-Bahn für 3 Jahre wiederum in den Dom zurückgekehrt war.
18. 11. Der Münchner Univ.-Prof. und langjähriger Kultusminister *Dr. Hans Maier* tritt nach 12 Jahren als Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken zurück. Erstmals übernimmt in *Rita Waschbüsch* eine Frau dieses Präsidentenamt.
19. 11. In der Christkönigskirche in Rosenheim erhalten 15 neue *Gemeindereferenten*, 10 Frauen und 5 Männer, ihre Aussendung durch Ordinariatsrat Dr. Sebastian Anneser.
Vor Vollendung seines 63. Lebensjahres stirbt Prälat *Dr. Peter Stockmeier* und findet seine letzte Ruhestätte in seiner Heimat Stephanskirchen bei Bad Endorf. Mit dem Ordinarius für Kirchengeschichte des Altertums und der Patrologie an der Universität München hat auch der Diözesangeschichtsverein seinen Vorsitzenden verloren.
20. 12. Generalvikar und Domdekan *Dr. Gerhard Gruber* beginnt seine Reise in das *Bistum Owerri* im afrikanischen Nigeria, um den 1. Trakt eines Priesterseminars an die dortige Diözese zu übergeben.
Anlässlich der Seligsprechung von Pater Rupert Mayer SJ am 3. 5. 1987 in München hatte Papst Johannes Paul II. die Finanzierung dieses Priesterseminars durch die Münchner Erzdiözese angeregt.
31. 12. Für 50 Jahre treue Dienste im Schwabinger Krankenhaus wird *Schwester Gabina Felber* von Chefarzt Dr. Mehnert geehrt. Die Landeshauptstadt München würdigt sie mit der Medaille „300 Jahre Mariensäule“. Die heute 86jährige Schwester war 1925 in den Orden der Barmherzigen Schwestern eingetreten und nach erstem Einsatz in Amberg bereits 1938 an das Schwabinger Krankenhaus versetzt worden. Nach dem Rückruf aller anderen Schwestern in das Mutterhaus im Jahre 1964 ist die immerfrohe Schwester allein dort geblieben, um die Kirche und ihr geliebtes Blumengärtlein zu versorgen.

Die *Priesterweihe* wurde 1988 erteilt an

1 Frater aus dem Orden der Redemptoristen in Gars am 12. 6.
11 Diakone der Erzdiözese in Freising am 2. 7.

Die *Diakonweihe* für den Ständigen Diakonat wurde an
13 Bewerber im Münchner Dom am 11. 12. erteilt.

Das Sakrament der *Firmung* wurde 1988 an 16740 Firmlinge erteilt durch Kardinal Wetter, die Weihbischöfe Defregger, Schwarzenböck, Siebler, von Soden-Fraunhofen, Tewes, die Benediktineräbte Lambert, Lechner, Hörhammer, Zasche, den Zisterzienser-Altabt Rauscher und Prälät Egger.

Kirchenneubauten 1988

Gars-Stadl, Klosterkirche der Garser Missionsschwestern mit Konsekration am 1. 10.

Altarweihen 1988

Welshofen – Pfarrverband Erdweg, Fil. Unterweikertshofen, 20. 2.
München – Forstenried, Altenheim St. Antonius, 13. 6.
Bad Aibling, Kreiskrankenhaus, Sel. P. Rupert Mayer, 15. 6.
München, Kapelle im Haus der Missio, 17. 10.

Pfarrverbände, 1988 neu errichtet

Mammendorf mit Grunertshofen und Adelshofen;
Röhrmoos mit Großinzemoos;
Zolling mit Haag a.d. Ampèr, Inkofen, Oberappersdorf;
Prutting mit Schwabering;
Langenbach mit Oberhummel;
Kranzberg mit Wippenhausen, Hohenbercha;
Moosinning mit Eichenried.

Im Jahr 1988 in der Erzdiözese verstorbene Priester

Baumann Dr. Johannes, fr. Pf. v. Siegsdorf, Berchtesgaden, *1901, †9. 1
Hasenöhl Ferdinand, fr. Pf. v. Schweinersdorf, *1906, †10. 1.
Tarnovalski Dr. Andreas, Bulgaren-Seelsorger, München, *1923, †10. 1.
Kopp Franz, Pf. v. Oberbergkirchen, *1913, †17. 1.
Schirmbrand Johann (Diöz. Augsburg) fr. Pf., Peiting, *1904, †22. 1.
Grein Georg, fr. Pf. v. Thundorf, Teisendorf, *1901, †24. 1.
Köller Johann, Pf. v. Elbach, *1905, †30. 1.
Riedl P. Johannes OSFS, Spiritual Kloster Dietramszell, *1913, †30. 1.
Beslmüller Alois, fr. Pf. v. Grabenstätt, Freising, *1907, †4. 2.
Fuchsreiter Heinrich, fr. Pf. v. Au/Berchtesgaden, Nußdorf, *1903, †9. 2.

Federl Adolf, fr. Pf. v. Krankenhaus Mchn.-Schwabing, *1909, †12. 2.
 Wechselberger Johann, fr. Pf. v. Wall bei Miesbach, *1909, †14. 2.
 Grain Vitus, fr. Pf. v. Mchn.-St. Sebastian, Neugermering, *1904, †19. 2.
 Zugs Joseph, Stud. Dir. i. R., München, *1910, †2. 3.
 Rogger Helmut, Pf. v. Waldram, *1922, †23. 3.
 Jandl Dr. h. c. Oskar, Caritas-Dir. i. R. Domkapitular, *1905, †24. 3.
 Glowka Alfred, Pf. v. Mchn.-Forstenried, *1924, †5. 4.
 Wysocki Eduard, (Diöz. Pelplin), fr. Pf., Mchn.-Johann-Bap., *1933, †13. 5.
 Parzefall Ernst, Oberstud. Rat i. R., Bad Tölz, *1911, †18. 5.
 Közi Horváth Dr. Joseph (Diöz. Győr) Caritasheim Oberhach., *1903, †26. 5.
 Pflanzler Nikolaus (Diöz. Temesvar) fr. Pf. v. Oberhummel, *1908, †5. 6.
 Bittenbinder Matthias (Diöz. Temesvar) Kurat i. R. Reichhall, 1899, †26. 6.
 Bobenstetter Georg, Salesianerpater, Rosenheim Caritashm., *1912, †27. 6.
 Weckbecker Erich, fr. Pf. v. Hebertshausen, Heimseelsorg. Mchn., *1925, †29. 7.
 Seidenschwang Martin, Pf. von Ilmmünster, *1944, †31. 7.
 Lehner Josef, fr. Pf. v. Mchn.-St. Agnes, Oberschleißheim, *1915, †11. 8.
 Beer Dr. Martin (Diöz. Regensbg.) Seelsorgemithilfe Kirchhm., *1920, †13. 8.
 Kolbeck Max, fr. Pf. v. Anger, Mchn.-Berg am Laim, *1920, †17. 8.
 Eperjes Dr. Ernő (Diöz. Győr), Ungarnseelsorger Mchn., *1914, †26. 8.
 Rieder Konrad, Stud. Dir. i. R. Landshut, *1920, †13. 9.
 Huber Hubert, fr. Pf. v. Feldkirchen-Westerham, *1912, †1. 10.
 Stockmeier Dr. Peter, Univ.-Prof. Mchn., *1925, †19. 11.
 Molsberger Hermann Ludwig (Diöz. Paderborn) Rieden, *1901, †20. 12.
 Hirschenauer Dr. Rupert (Diöz. Eichst.) Gymn. Prof. i. R. FFB, *1903, †25. 12.

Verstorbene Diakone 1988

Fischer Walter, Germering, *1917, †17. 6.
 Kiermeier Karl, München-St. Joseph, *1904, †26. 6.

Chronik des Vereins für Diözesangeschichte für das Jahr 1988

Von Georg Brenninger

Ordentliche Mitgliederversammlung am 16. März 1988

Bei der satzungsgemäß einberufenen Mitgliederversammlung legte der Erste Vorsitzende, Prof. Dr. Peter Stockmeier, den Jahresbericht vor. Nach 22 Neuaufnahmen gehörten dem Verein Ende des Jahres 1987 657 Mitglieder an. Als Jahresgabe wurde die Dissertation von Norbert Keil veröffentlicht, wobei sich Dr. Sigmund Benker um die Drucklegung angenommen hatte. Satzungsgemäß fand eine Neuwahl statt, wobei die bisherige Vorstandschaft einstimmig wiedergewählt wurde. Als Revisoren wurden Stadtpfarrer Karl Büchl und Msgr. Josef König neu bestimmt. Der Erste Vorsitzende berichtete, daß der Verein aus dem Nachlaß von Geistlichen Rat Anton Bauer ein Teil seiner Bibliothek und eine Wallfahrtsbildersammlung erhalten habe.

Vortragsveranstaltungen 1988

- 3. Februar Prof. Dr. Manfred Weitlauff: Die Wittelsbacher in der Reichskirche
- 16. März GR Matthias Mayer (†): Die Weyarner Chorknaben – ein musikalisches Gymnasium der Barockzeit (mit Tonbeispielen)
- 27. April Dipl. Theol. Georg Brenninger: Glocken und Gießler – Geschichte und Geschehnisse (mit Lichtbildern)
- 12. Oktober Dr. Hans Ramisch: Die Münchener Frauenkirche und ihre Ausstattung (mit Lichtbildern)
- 23. November Dr. Sabine Arndt-Baerend: Die Klostersäkularisation in München

Studienfahrt 1988

- 11. Juni Klosterkirche Fürstenfeld, Mammendorf, Puch und Jesenwang (Führung Dr. Hans Ramisch)

Jahreskonzert der Camerloher-Vereinigung 1988

- 3. Juli Das Jahreskonzert fand wieder in Verbindung mit dem Verein für Diözesangeschichte in der ehemaligen Stiftskirche Weyarn statt mit Werken bayerischer Barockmusik.

Buchbesprechungen

HERMANN BAUER – BERNHARD RUPPRECHT, Corpus der barocken Deckenmalerei in Deutschland. Band 3: Stadt und Landkreis München. Teil 1: Sakralbauten. Teil 2: Profanbauten. Bearbeitet von (mehreren). Photographische Aufnahmen von Wolf-Christian von der Mülbe. München, Süddeutscher Verlag, 1987 – 1989. 290 und 618 S. DM 500.– und 900.–

Ein Standardwerk gibt es zu rühmen, das die Kenntnis der Münchener Kunstgeschichte auf ungeahnte Weise vertieft. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß nach bald hundertjähriger wissenschaftlicher Forschung zur bayerischen Kunst alle Denkmäler der Landeshauptstadt hinreichend bekannt und erkannt seien. Diese beiden großen Folio-bände belehren uns eines besseren. Aufs reichste ausgefüllt mit Schwarzweiß- und Farbbildern, mit Planskizzen und Abbildungen von Entwurfszeichnungen, die aus den entlegensten Sammlungen ganz Europas und auch Nordamerikas zusammengesucht wurden, zeigen sie die Leistungen in malerischer Raumgestaltung im kirchlichen und besonders im höfischen Bereich. Raumgestaltung durch Malerei, denn bei Deckenmalerei bleibt es nicht, da selbstverständlich die zum Bildprogramm gehörenden Wandmalereien (soweit sie nicht sekundär zur Raumausschmückung dienten) mit einbezogen werden. Der zeitliche Rahmen dehnt sich von dem als Vorstufe barocker Deckenmalerei zu betrachtenden herzoglichen Lusthaus von 1565 bis zum 1797 ausgeführten Langhaufresko Wincks in Siegersbrunn. Die Erwähnung des fast vergessenen Lusthauses weist auf ein Charakteristikum dieses Doppelbandes hin: Ein Großteil der Malereien ist verloren, sei es durch Umbauten – besonders im höfischen Bereich –, sei es durch den Bombenkrieg, der die meisten kirchlichen Fresken zerstört oder zumindest beschädigt hat. Alles was durch Fotos, durch alte Beschreibungen oder Nachzeichnungen oder auch bloß durch archivalische Unterlagen belegt werden konnte, ist nach dem Maß des Erfahrbaren behandelt. Mit den Münchner Bänden überschreitet das Werk sein anfängliches Programm, das erst mit dem Ende des 30jährigen Krieges einzusetzen vorhatte und die verlorenen Malereien nicht berücksichtigen wollte. Bei den früheren Bänden (Bd. 1: Landkreise Landsberg, Starnberg, Weilheim-Schongau, 1976. Bd. 2: Bad Tölz-Wolfratshausen, Garmisch-Partenkirchen, Miesbach. 1981) mit denen das Corpuswerk bereits glanzvoll einsetzte, waren diese Fragen nicht so dringlich, wiewohl man gerne die Ausmalung der Betbergkapelle und der Kirche Töllern in Weilheim behandelt gesehen und etwas über die eventuelle Ausmalung der zerstörten Klosterkirche von Wessobrunn erfahren hätte. Bei München konnten aber diese starren Grenzen nicht mehr sinnvoll sein, weil man sonst nur mehr Fragmente einer langwährenden Entwicklung vor sich gehabt hätte. Dies gilt besonders für die Residenz mit ihren „Außenstellen“ Nymphenburg und Schleißheim, in denen der Zusammenhang und der Wandel der Bildprogramme ein faszinierendes Bild vom bayerischen Fürstenideal bietet, das ohne

die jetzt fehlenden Teile unverändert geblieben wäre. Dies gilt aber auch von den kirchlichen Fresken, von denen einige der bedeutendsten völlig untergingen.

Der Band der Sakralbauten wurde von Anna Bauer-Wild, Eva-Gesine Baur, Cordula Böhm, Lore Lüdicke und Kristin Sinkel bearbeitet, wobei (wie auch beim 2. Band) noch mehrere Mitarbeiter beteiligt waren. Bei den einzelnen Objekten werden am Ende die Verfasser durch Initialen bezeichnet. Welchen Einfluß die beiden den Titel anführenden Herausgeber des Gesamtwerkes auf die Bearbeitungen genommen haben, wird freilich nicht erkennbar, weil sich die Vorworte auf die notwendigsten Mitteilungen beschränken. Den 1. Band eröffnet die Dreifaltigkeitskirche mit ihrem einmalig reichen Bilderzyklus C. D. Asams, der das Thema Trinität in unzähligen Bildern umspielt – erstmals wird dieses reiche Programm vollständig entschlüsselt und abgebildet. (Woher der Titel „Caelum Monacense“ für das Hauptbild stammt, wird freilich nicht ersichtlich. Zur Deutung der Münchner Heiligen könnte nachgetragen werden, daß die jugendliche Gestalt hinter dem hl. Franziskus der hl. Antonius ist, der Patron des Münchener Franziskanerklosters war und dem auch die Lilien zugehören, daß die bärtige Gestalt mit dem Stab der hl. Franz von Paula als Patron der Paulaner in der Au ist und daß auch die Heiligen Sebastian und Rochus Patrone Münchener Kirchen waren; zu S. 26 – 27, Abb. S. 25). Die Tätigkeit C. D. Asams wird ferner durch die Fresken in St. Johann Nepomuk, St. Anna am Lehel, St. Anna der Salesianerinnen und Hl. Geist belegt (die drei letzteren zerstört). In der von Johann Anton Gumppe ausgemalten ehemaligen Sakristei der Karmeliterkirche (jetzt Lesesaal des Archivs des Erzbistums) wird ohne nähere Begründung eine Datierung 1715/19 angenommen. Der Raum wurde jedoch bereits 1708 ausgestattet (Klosterchronik im Provinzarchiv Regensburg).

Von den Kirchen außerhalb der alten Stadt sind besonders St. Michael in Berg am Laim und die Klosterkirche Schäftlarn (beide von J. B. Zimmermann) sowie St. Leonhard in Siegersbrunn (Christoph Thomas Winck) hervorzuheben. In St. Maria Thalkirchen ist das einzige Fresko Johann Andreas Wolffs (1696) zu finden, das trotz seines ruinösen Zustandes die hohe Qualität der Komposition und Zeichnung erkennen läßt. Mit wichtigeren Malereien sind Martin Heigl (Moosach, Großhesselohe), Philipp Helterhof (Bogenhausen), Nikolaus Gottfried Stuber (Perlach, Sendling?, Unterföhring), Augustin Demmel (Hofolding, Siegersbrunn), Joh. Georg Gaill (Kleinhelfendorf), Joh. Georg Bergmüller (Kreuzpullach), Joseph Ignaz Schilling (Taufkirchen) zu nennen.

Der in Unterföhring genannte Maler Johannes Riederer ist übrigens nicht ganz unbelegt. Ein schon von F. S. Meidinger (Histor. Beschreibung 1787, S. 381) genanntes Bild eines J. M. Rieder ist in der Pfarrkirche Freising-Vötting erhalten. Bei den verlorenen Fresken ist mit Trauer zu vermerken, daß 1927 zwei Asamfresken in St. Achaz zerstört wurden und daß von dem bedeutenden (1944 zerstörten) Bibliotheksaal des Jesuitenkollegs keine Beschreibung und nur unzulängliche Fotos existieren.

An Kleinigkeiten können zu diesem Band noch angemerkt werden: Das Schiff (Dreifaltigkeitskirche, S. 35) ist sicher die Kirche, nicht die Stadt München; die drei Masten sind nicht wie es zuerst heißt die drei Stände, diese werden durch die drei Herzen vertreten; die Masten werden in der Folge richtig als Karmeliterorden, Österreich und Bayern gedeutet. S. 40 b (a/b bedeuten die beiden Spalten) steht nach H. Reichwald unverständlich „Bad Württ“; Reichwald war damals im Landesamt für Denkmalpflege für Wandmalereirestaurierung verantwortlich. S. 52 a wird der Georgiritterorden mißverständlich als Kreuzritterorden bezeichnet. Baumkirchen wird nicht von Berg am Laim vikariert (62 a), vielmehr wurde die Pfarrei 1913 nur umbenannt. S. 88: Die Darstellung der hl. Margareta Alacocque in Lochhausen dürfte eine Zufügung

einer jüngeren Restauration sein, sie wurde erst 1864 seliggesprochen und war vorher bei uns kaum bekannt. S. 105 b: steht wirklich „Prophetorum“ statt *Prophetarum*? S. 128 b steht bei Bild A fälschlich Stephanus statt Laurentius. S. 166 b: Der Heilige mit den Kreuzen ist weder nach Gesichtstyp noch nach der Tracht der hl. Franz Xaver. S. 200 b: Das Monogramm besteht aus nicht mehr als den Buchstaben des Namens Joseph; die gegebene Deutung ist unbelegt und so nicht möglich. S. 231 a: die älteste Jakobskirche (später Chor des Neubaus) war keineswegs „nicht mehr zu retten“. Diese einzige romanische Kirche Münchens wurde gegen heftigen Widerstand abgebrochen, obwohl sie nur ausgebrannt war. Auch das S. 234 abgebildete nördliche Seitenschiff mit Stuck von Zimmermann wurde nach dem Krieg zunächst restauriert, aber dann ebenfalls abgebrochen. S. 244 a: Die Deutung auf Jakob Balde ist zu korrigieren. Das Buch „*De sancta cruce*“ schrieb Jakob Gretser SJ. Ebenda bei L. de Ponte ist „*asceseos lumen*“ zu lesen (nicht „*asceseosum*“). 244 b ist wohl zu lesen „*Romae eloquii et historiae stella*“ und die Übersetzung zur korrigieren. S. 259 a: der Weihbischof hieß Poedigheim. S. 265 a: Bei der Beschreibung der Lage der Gruftkirche ist östlich und westlich verwechselt. 266 a: Über eine urkundliche Erwähnung der Peterskapelle im Jahre 736 darf gelächelt werden, tatsächlich ist sie vor 1571 (Sandtner-Modell) nicht belegbar. S. 268 a: Die alte Mariahilfkirche mußte nicht der neuen Platz machen, sie stand abseits. Ist bei Oefeles Text nicht „*sexcentorum*“ und „*exclamat*“ zu lesen? 269: In dem Rest des Paulanerklosters wurden neuerdings Fresken freigelegt (Südd. Zeitung 30. 11. 1989).

Bei der inhaltlichen Deutung der Malereien wurde stets auf die mutmaßlich oder nachweislich zugrundeliegende zeitgenössische Literatur zurückgegriffen. Das war für die im zweiten Teilband dargestellten höfischen Malereien in weit größerem Umfang erforderlich. (In diesem Band werden auch alle lateinischen Texte übersetzt, was im ersten nicht geschah). Die Ausstattung der Residenz ist in einem so hohen Maß von einer großen Gelehrsamkeit, daß ohne die Quellentexte die Programme gar nicht verständlich wären. Diese Quellentexte mußten aber erst durch langsames Vorantasten, ausgehend von älteren Beschreibungen, aufgefunden werden – eine bewunderungswürdige Leistung der beiden Bearbeiterinnen des 2. Teilbandes, Anna Bauer-Wild und Brigitte Volk-Knüttel. Es ist mühevoll, aber letztlich faszinierend zu verfolgen, wie die Mosaiksteine der Bilder und Bildunterschriften sich zu großen Konzepten zusammenfügen. Grundthema ist die Vorstellung vom Herrscher, wie er von Gott Verantwortung übertragen erhält, welche Tugenden und Vorbilder er haben muß, wie sein Reich beschaffen ist, auch wie er sich der Herrschaft und des Lebens erfreut. Das Bildwerk dazu wird weitgehend der Antike entnommen, einen großen Rang nehmen Allegorien von allen denkbaren Gemüts- und Verstandesregungen ein, die der Ikonologie des Cesare Ripa verpflichtet sind. Christliche Bildmotive sind dagegen selten, obwohl das ganze System von christlichen Herrscheridealen getragen ist, was besonders für die unter Herzog und Kurfürst Maximilian I. entstandenen Räume zutrifft. Er selber war auch – unter Beratung durch P. Matthaeus Rader SJ. – an der Programmgestaltung maßgebend beteiligt, seine gelehrte Bildung und seine christliche Gesinnung werden in diesen Schöpfungen bewundernswert deutlich. Das erste große Bildprogramm, das 1565 von Melchior Bocksberger für das 1801 abgerissene Lusthaus am Hofgarten gemalt wurde, ist ganz aus der antiken Sagenwelt entwickelt. Anna Bauer-Wild findet den Grundgedanken dazu in der Vorstellung vom Silbernen Zeitalter, das mit menschlicher Mühe, der Kultivierung der Erde und Gewinnung kultureller Fähigkeiten verbunden ist. Unterschwellig ist es in christlicher Deutung das Zeitalter nach dem Sündenfall mit Schuld und Strafe, aber auch Frömmigkeit und Lohn. Im Beherrscher des Silbernen

Zeitalters, Jupiter, ist eine Anspielung auf den Fürsten, Albrecht V., zu sehen. So wird diese Folge Vorspiel in dem immer wiederholten Thema vom Fürsten. Leider sind von den zwölf Bildern nur zwei erhalten, die anderen erst 1922 wieder aufgefundenen und nie restaurierten, sind seit dem Krieg verschollen, ohne daß über ihr Schicksal etwas bekannt wäre. (Den Erysichthon-Bild des Zyklus ist wohl so zu verstehen: Der gierige Mann mit Hacke ist Erysichthon, Neptun zieht dessen von ihm geliebte, nun in einen Mann verwandelte Tochter an sich; zu S. 35 a, Abb. S. 41).

Während in der Halle des Grottenhofs dem Ort entsprechend die Kräfte der Natur und ihre Überhöhung durch die Kunst gepriesen werden, sind im anschließenden Antiquarium wieder Herrschertugenden und das beherrschte Land die Themen. Fama kündigt den Ruhm des Herrschers in 15 geistlichen und weltlichen Tugenden. Das Land wird in 102 Ansichten bayerischer Städte, Märkte und Schlösser vorgestellt. (Die von den Autoren als unrichtig bezeichnete Ansicht „Neurandsberg“ ist übrigens die älteste Ansicht der Reichsstadt Isny, die nicht zu Bayern gehörte; Abb. S. 101). Der Sinn des ganzen Saals ist, wie Brigitte Volk-Knüttel herausarbeitet, die Glückseligkeit der Bürger in Gerechtigkeit als Ziel des Staates aufzuzeigen. Dazu gehören auch die Bilder der antiken Herrscher, die an den Wänden aufgestellt sind. Von Frau Volk-Knüttel wurden auch alle Schöpfungen Maximilians I. bearbeitet. Von den die Erdgeschoßräume am Grottenhof zierenden Bildern großer Herrscher sind die meisten verschollen. Die Bilder der Appartements des sog. Charlottentrakts stellen Landwirtschaft und Jagd, also den Reichtum des Landes dar. In den Trierzimmern wird der Fürst, das Recht, Concordia und Erfolg, Entscheidung und Auswahl, sowie der dem Fürsten gegebenen Rat in machtvollen Figuren Peter Candids und allegorischen wie historischen Erläuterungen ausgebreitet. Im 1799 zerstörten Kaisersaal, dessen Hauptbilder später zur Ausschmückung des Luitpold-Gymnasiums dienten und dort verbrannten, wird Ruhm, Weisheit und Macht des Fürsten zum Thema, aber in Frage gestellt mit skeptischen Worten, die die Letztgültigkeit dieser Werte in Zweifel ziehen. Diese Wertung geht sicher auf Maximilian selbst zurück, seine Lektüre theologischer und staats-theoretischer Schriften wird dazu herangezogen (193 ff). Im Theatinergang wurden in 16 Allegorien die Reichtümer des Landes dargestellt und durch eine Fürstenfolge ergänzt. Anzuschließen ist hier auch die ursprüngliche Ausstattung von Vierschimmelsaal und Stenzimmern (299 – 334), deren Ikonographie in hochbarocken Fassungen noch greifbar ist. Der Mensch wird hier in seiner Beziehung zur Erde, zur Zeit und zum Kosmos gesehen und schließlich zu Religion und Kirche geführt. Im alten Schloß Schleißheim schließlich wird die Bilderwelt Maximilians ganz den Kräften der Natur und der Ruhe des Gemüts nach Erfüllung der Pflicht gewidmet, die zum Ziel der Ewigen Seligkeit führt (S. 428 – 447, alles zerstört).

Mit der Regierung Ferdinand Marias (1651 – 1679), die künstlerisch von seiner Gattin Henriette Adelheid bestimmt wird, setzt sich ein ganz anderer ikonographischer Stil durch. Hochkompliziert, verschlüsselt durch geistvolle Gedankenspiele spricht sich sehr persönlich die Wesensart der Auftraggeberin aus, wobei Herz und Liebe eine große Rolle spielen, aber die Fürstin nicht aus ihrer staatstragenden Rolle lösen. Anna Bauer-Wild hat dieses Programm im tiefeschürfenden Rückgriff auf die von der Kurfürstin und ihren Beratern (Marchese Pallavicino und P. Verani) gelesene Literatur aufgeschlüsselt und psychologisch einfühlsam gedeutet. Hier und in den Schöpfungen der späteren Kurfürsten stehen religiöse Bezüge nicht mehr im Vordergrund. Neben die Residenz treten nun die Schlösser Nymphenburg und Schleißheim, deren Bildwelt ebenfalls von Anna Bauer-Wild bearbeitet wurde. Die Schloßkapelle Nymphenburg wird 1759 von

Joseph Adam Mölck recht anspruchslos ausgemalt. Die Fresken Stubers in der Magdalenenklause 1726 sind qualitativ, aber es ist kein großer Auftrag. Dasselbe gilt von der Renatuskapelle in Lustheim (Johann Anton Gump 1678). Die Maximilianskapelle in Schleißheim wurde 1721 von C. D. Asam mit größerem Anspruch ausgemalt. Ihre Restaurierung 1965/67 komme „nahezu einer Rekonstruktion gleich“ wird gesagt, obwohl das Zustandsfoto von 1945 zeigt, daß das Bild nach den Bombeneinschlägen zu 80 % erhalten war. (Die für die Wiederherstellung genannten Herrn Schelling und Thiele sind keineswegs Maler oder Restauratoren, sondern leitende Architekten der Schlösserverwaltung).

Unter den nichthöfischen Bauten, die im Nachtrag behandelt werden, interessiert hier das Palais Holnstein, das jetzige Erzbischöfliche Palais (S. 571 – 574), dessen Zimmermann-Fresken leider schlecht erhalten sind. Wann sie übertüncht worden waren, wird nicht festgestellt.

Zur Überlieferung der weitgehend auf Leinwand gemalten Decken- und Wandbilder der Residenz ist leider festzustellen, daß über ihr ein Unstern gewaltet hat. Viele sind schon vor dem Krieg verloren gegangen, andere wichtige waren nachher nicht mehr auffindbar (so auch alle Hauptbilder der Steinzimmer). Wichtiges wurde nicht fotografiert (Steinzimmer, Mittelbild des Vierschimmelsaals). Die erhaltenen Bilder sind zerstreut auf Schlösserverwaltung, Staatsgemäldesammlung und Bayerisches Nationalmuseum und wurden z. T. erst durch die Bearbeiterinnen des Corpus wieder zusammengefunden. Die nicht ausgestellten Bilder sind teilweise in so schlechtem Zustand, daß es nicht möglich ist, auf den Fotos die Beschreibung nachzuverfolgen. Hier ist durch Desinteresse vieles zu Verlust gegangen. Rühmend aber ist der Rückkauf von drei Candidbildern des Charlottentrakts durch die Schlösserverwaltung auf einer Versteigerung in New York 1980 zu nennen (S. 134 a).

Die Bearbeiter haben nun durch gründliche Archivstudien die Baugeschichte der Residenz auf weite Strecken hin neu geklärt und verstreute Bilder wieder in ihren architektonischen und ikonologischen Zustand eingeordnet, so daß künftig auch außerhalb der Schlösserverwaltung wacheres Interesse an dieser Kunst bestehen wird.

Die Bearbeitung folgt jeweils einem straffen Schema: Bauwerk, Auftraggeber, Autor und Entstehungszeit, Befund, Beschreibung und Ikonographie, Erläuterungen, Literatur. Dies ist zwar meist übersichtlich, bei größeren Raumfolgen aber nicht mehr, da man sich die Daten zu einem bestimmten Bild an verschiedensten Stellen zusammensuchen muß. Auch wäre es hilfreich gewesen, bei den Bildunterschriften den Künstler zu nennen. Auch die Literatur ist an drei Stellen zu suchen: Die allgemeine steht vorne (wurde das Reallexikon für Antike und Christentum nicht benutzt?), die spezielle bei jedem Abschnitt, dazu am Ende der drei großen Schlösser die Literatur über den Gesamtkomplex.

Noch einige Kleinigkeiten, zunächst zum Latein: 110 b im Lipsiuszitat wohl zwei Fehler. 166 b „Imo acerbe“ heißt: Aber nein, streng! Ebenda ist „Providetate . . .“ zu übersetzen „Der König soll Sorge tragen für einen Weisen“. 265 a „Hunc rectos in orbem“ bedeutet eher: Die auf diese Welt gesendeten (Strahlen der Gerechtigkeit). 261 b Ducatus gehört zu Palatinatus gezogen (Fehler des Malers?). 186 a ist zu lesen „Exanimata“. 265 b dominabitur heißt: Er wird herrschen. 284 b bidens ist mit Hacke zu übersetzen. 572 a osculatae sunt = haben sich geküßt. Ferner: 190 a Bildunterschriften vertauscht. 263 a zum Blutweihebrief E. Krausen in Archivalische Zeitschrift 57, 1961, 52 – 56. 504 und 513 die Schäden sind etwas pauschal beschrieben. Was wurde im einzelnen zerstört? 571 a der Erzbischof ist nicht „übersiedelt“, es war ein Neuanfang. 573 a „zu ihrer

Rechten“ bzw. „Linken“ sind zu vertauschen. 573 b Zimmermann hat nicht in der „Dompropstei“ in Freising freskiert, sondern in einem erst in jüngerer Zeit „Dompropstzimmer“ genannten Raum der bischöflichen Residenz. 578: Kapelle im Preysingpalais, dazu ein Aufsatz von G. Richter im Jahrbuch des Vereins für christliche Kunst 14, 1984, 119 – 126.

Diese vielleicht kleinlichen Bemerkungen sollen nur einen Beitrag zur respektablen Gründlichkeit dieses Werkes liefern, das wegen seiner Monumentalität wohl keine Neuauflage erleben wird. Das einzig Bedauerliche an diesem Werk ist sein horrender Preis, der verhindern wird, daß es genügend bekannt und benützt wird. Jedenfalls ist die Beschäftigung mit der Kunstgeschichte Münchens und Kurbayerns in der Barockzeit nicht mehr ohne diese Bände vorstellbar.

Sigmund Benker

GABRIELE DISCHINGER, Zeichnungen zu kirchlichen Bauten bis 1803 im Bayerischen Hauptstaatsarchiv. Text- und Tafelband. Wiesbaden, Reichert, 1988 (= Architekturzeichnungen in den Staatlichen Archiven Bayerns, Bd. 1). 294 S., 180 S. m. Abb. DM 190,-

Immer wieder stößt man bei der Erforschung der Kirchen- und Klostergeschichte auf das Problem, wo denn alte Baupläne zu finden seien. Leider gibt es auf diese Frage meistens keine Antwort, denn das Meiste ist verloren – und gerade die Pläne der großen Klosterkirchen. Pläne sind empfindlich, sie brechen, reißen ein, sind schwer zu verwahren. So waren vielleicht schon zur Zeit der Säkularisation manche Pläne nicht mehr vorhanden, die Säkularisationskommissare wiederum interessierten sich nicht für abgeschlossene Baumaßnahmen, da sie nicht mehr von finanzieller Bedeutung waren. So ist der Bestand, der das Bayerische Hauptstaatsarchiv verwahrt, einerseits enttäuschend, weil man vieles Erhoffte dort nicht findet, andererseits aber wieder überraschend, weil in den riesigen Beständen doch vieles Unerwartete und Interessante sich erhalten hat. Dem mühsamen Nachfragen ist man nun enthoben, da nun ein Inventar aller ermittelten Kirchenbaupläne bis 1803 vorliegt und auch alle Pläne (mit Ausnahmen der Dubletten) abgebildet sind. Es ist dies der 1. Band einer Reihe die von der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns und dem Zentralinstitut für Kunstgeschichte herausgegeben wird (deren Fortsetzungen aber noch nicht in Sicht ist.) Es sind nur Archivalien erfaßt, deren Herkunft in die Zuständigkeit des Hauptstaatsarchivs fällt, also staatliche Bauten, geistliche Fürsten des Bayerischen Reichskreises und die altbayerischen Klöster. Franken und Schwaben sollen in weiteren Bänden erfaßt werden. Es sind jedoch auch Pläne fern gelegener Bauten aufgenommen, die aus irgendwelchen Gründen in bayerische Archive gelangt sind, so gleich als Nr. 1 ein Plan für die Karmeliterinnenkirche in Aachen. 707 Pläne sind erfaßt. Wie die Sammlung entstanden ist, erläutert eingangs Joachim Wild (S. 9 – 12). Die meisten dieser Pläne sind den Akten entnommen, der Zusammenhang ist jedoch soweit ermittelbar angegeben. Ausgenommen sind die Bestände der Abteilung Kriegsarchiv, in der auch Klosterpläne und solche des Freisinger Bischofsschlosses liegen. Unter „Plänen“ sind auch handgezeichnete Ansichten und Entwürfe für kirchliche Einrichtungen erfaßt. So ergibt sich ein abwechslungsreicher Band, der von Gabriele Dischinger sachkundig mit steter Rücksicht auf die ausgeführ-

ten Denkmäler und die Erforschung von deren Geschichte beschrieben wird. Dabei wird ein Schema eingehalten, das alle wichtigen Daten genau erfaßt. Die zugehörigen Akten sind auf Urheberschaft und Aussagen zur Baugeschichte ausgewertet.

Im Folgenden werden die Orte unseres Erzbistums aufgezählt, für die Pläne verzeichnet sind: Agatharied (2), Aibling St. Sebastian (3 – 5), Altomünster (30), Attel (45 – 47), Berchtesgaden (55), Dachau (93 – 94), Dettendorf (98 – 99, ein interessantes Beispiel, wie sich eine Gemeinde gegen einen von München aufgedrängten nüchternen Entwurf wehrt und den erwünschten Barockaltar noch 1791 erhält), Ecksberg (120 – 131), Ettal (144), Freising Franziskanerkirche (174 – 175), ebda St. Georg (176 – 179), Fürstenfeld (183 – 185), Haslach (205 – 209), Herrenchiemsee (216), Hochstätt am Chiemsee (221), Indersdorf (222), Kemathen (267), Kempfenhausen (270 – 272), Lands-hut Jesuitenkirche (275 – 280), Franziskanerkirche (281 – 284), Maria Eck (298 – 300), München (312 – 456!), Peiting (485), Reisach (512 – 517), Rott am Inn (519 – 522), Sauerlach (538), Schliersee (541 – 543), Schönberg b. Rottenbuch (544), Seeon (554 – 582), Staudach Schnappenkirche (602), Tegernsee (615 – 625), Thanning (626 – 629), Tölz (630), Warngau (662), Wasserburg (663 – 664).

Nachgetragen kann werden, daß 578 ein Entwurf für den 1646 errichteten Barbaaraaltar in Seeon ist, daß das Tegernsee-Aquarell (Nr. 615) als Vorlage für einen Kupferstich diente (S. Benker – M. Ruf – J. Wild, 300 Jahre Bayerische Benediktiner-Kongregation. 1985, Nr. 41) und daß 699 wegen der Heiligen (St. Joseph und ein Karmeliterheiliger) ein Hochaltarentwurf für die Münchener Karmeliterkirche sein dürfte. Störende Druckfehler finden sich im Tafelband: Bei Nr. 63 ist Sporer zu lesen, bei 179 Zwinger, bei 216 Kurrer.

Die Bau- und Ausstattungsgeschichte unserer Kirchen und Klöster hat mit diesem reichen, größtenteils neuerschlossenen Material an Profil gewonnen. Aus den sorgfältigen Erläuterungen der Verfasserin wird jeder Forscher wertvolle Erkenntnisse ziehen. Die Fortsetzung des Werks ist dringend zu wünschen, wobei auch kirchliche Archive einbezogen werden sollten.

Sigmund Benker

SIBYLLE APPUHN-RADTKE, Das Thesenblatt im Hochbarock. Studien zu einer graphischen Gattung am Beispiel der Werke Bartholomäus Kilians. Weißenhorn, Konrad, 1988. 307 S. mit 141 Abb. DM 224.—

Die Entschlüsselung der Bildersprache des Barock steht, nachdem sich über ein Jahrhundert lang die Ikonographie fast nur mit dem Mittelalter beschäftigt hat, noch in den Anfängen. Am besten steht es noch mit der Deutung der großen kirchlichen Malerei, wenn auch hier in der Ergründung der Sinnzusammenhänge und der Lesung der Emblematik noch viel zu leisten ist. Die barocke Bilderwelt ist aber weit vielfältiger. Feste und Feiern, Selbstdarstellung und Huldigung bieten reichen Anlaß zu ephemeren und bleibenden Schöpfungen. Ein bisher kaum erforschtes Spezialgebiet ist das Thesenblatt, das aus Anlaß festlicher akademischer Disputationen erschien. Die Größe dieser Graphiken (bis zu 264 cm hoch) war auch Anlaß für ihren baldigen Untergang. Nur selten trifft man in Museen, historischen Ausstellungen und Klostergängen auf ein meist schlecht erhaltenes Blatt, nur wenige graphische Sammlungen und Bibliotheken haben sich dieser schwer zu verwahrender Blätter angenommen, sie galten ja schon bald als künstlerisch veraltet und wissenschaftlich wertlos.

Sibylle Appuhn-Radtke hat nun die Thesenblätter des Augsburger Kupferstechers Bartholomäus Kilian (1630 – 1696) zusammengetragen. Sie konnte 69 erhaltene Blätter feststellen, wozu noch einige Fragmente und verschollene Werke treten. In weitausgreifenden Untersuchungen stellt sie Entstehung, Funktion und Inhalt dieser Bildgattung dar. Sie entstand bald nach 1600, wurde nur an katholischen Universitäten üblich und kam um 1770 aus der Mode. Als Ankündigung und Programm einer Disputation führt sie die zu verteidigenden Thesen auf, als Huldigung an einen Mäzen oder einen Heiligen bietet sie ein, den allergrößten Teil des Blattes einnehmendes Feld für die Verbilligung dieses Anliegens.

Da die Barockzeit die tiefsinnige Verschlüsselung und die mehrfache Deutbarkeit der Worte und Zeichen liebte, war die Deutung dieser Bilder schon damals eine Sache hoher geistiger Anstrengung, wieviel mehr für uns, denen die Fülle klassischer und theologischer Bildung nicht mehr selbstverständlich zu Gebote steht. Die Verfasserin stützt sich in der Deutung der Texte und Bilder auf ein breites Spektrum barocker Rhetorik und Symbolik. Zahlreiche theoretische Schriften, Predigten und Panegyriken werden herangezogen, weitere Kupferstiche helfen zur Abgrenzung des Gemeinten. Dabei zeigt sich, daß das Thesenblatt in seiner reinen Form eine Sparte der Emblemik darstellt – auch hier werden das Dargestellte und das Gesagte verknüpft, um so zu dem Gemeinten zu führen. (Zeitgenossen nennen das Thesenblatt denn auch kurz Emblema). Auch bei der Huldigung an den Fürsten oder Mäzen ist die religiöse Aussage integriert, der Schutz Gottes steht an erster Stelle des Bildgefüges.

Die Umstände der Anfertigung eines Thesenblattes werden in ihren Verflechtungen von Auftraggeber und Adressat ausführlich dargestellt. Thesenblätter konnten sowohl an katholischen Universitäten, wie auch bei klösterlichen Studien entstehen.

Bei den hohen Kosten eines Thesenblattes (ein nicht erhaltenes für Kremsmünster 1677 kostete halb so viel wie ein Haus in Augsburg; S. 46) und der zugehörigen feierlichen Disputation konnte eine solche Veranstaltung nur Ausnahme sein. Der wirtschaftliche Hintergrund, der von Vfin nicht deutlich genug herausgearbeitet wird, läßt nur zwei Arten von Auftraggebern zu: Es ist zum einen der Sohn eines mächtigen oder bloß reichen Hauses, der einen glanzvollen Eintritt in seine Karriere veranstaltet, wobei der Widmungsempfänger Herrscher, Bischof oder Fürst ist. Zum anderen ist es entweder ein Magnat, der sein Geschlecht durch ein Thesenblatt glorreich herausstellen läßt (Nr. 28 – 32) oder eine Körperschaft (Landstände Nr. 34 – 37, Stadträte Nr. 38 – 39, Domkapitel Nr. 42 u. 60, Klöster oder Ordenskongregationen Nr. 50 – 54, 56 – 59, 68 – 69), die eine Gelegenheit sich selbst darzustellen ergreifen und auch die Kosten übernehmen. Bei den klösterlichen Defendenten ist die Bezahlung durch sie selbst natürlich ausgeschlossen. Die Folgerungen, die Vfin aus dem Verhältnis „jesuitischer“ und klösterlicher Disputationen zieht, verkennen diese Voraussetzungen. Eine gelegentliche Wiederverwendung legt nahe, daß die Kupferplatte, sofern sie wegen des allgemeinen Themas dazu geeignet war, beim Stecher verblieb und ihm kostengünstige Angebote ermöglichte (vgl. Nr. 47 u. 63). Der Meinung der Vfin, die Universitäten hätten die Kupferplatten aneinander verkauft (S.12), kann nicht beigetreten werden. Nur die Prager Universität scheint die Blätter mit ihren Patronen Wenzeslaus, Clemens und St. Johann Nepomuk (Nr. 33, 61 u. 66) 1683/84 einheitlich bestellt zu haben. Ein Sonderfall ist die Marianische Kongregation Dillingen, die einem fürstlichen Mitglied ein Blatt widmete, das wie die Prager Heiligen auch zu anderen Zwecken verwendet werden konnte (Nr. 55). Nicht erklärlich ist, warum die Abtei Attel anlässlich einer im Kommunstudium zu Scheyern gehaltenen Disputation von zweien ihrer Kleriker dem

Bischof von Eichstätt 1692 ein Thesenblatt widmete, obwohl die Bayerische Benediktinerkongregation kein Kloster in diesem Bistum besaß (Nr. 49). Dieses Blatt enthält übrigens eine bis jetzt unbekannte Ansicht von Attel und der Wallfahrtskirche Elend.

Eine Arbeit über das Thesenblatt bei dem ausführenden Stecher anzusetzen ist zwar gerechtfertigt, da in Augsburg ein reicher Bestand an Kilianscher Werkstattüberlieferung und auch ein altes Werkverzeichnis vorliegt und somit die überaus schwierige Materialsammlung erleichtert ist. Außer dem zeitlichen Rahmen ergeben sich aber für die Behandlung mehr Nachteile. Kilian ist ja nur ausführender Stecher und bei aller Bewunderung für seine in Frankreich geschulte Technik (vgl. S. 45 – 48) gibt sie doch angesichts der Vorlagen, die von 30 verschiedenen Malern stammen, dem Material zu wenig Zusammenhalt. Eine Behandlung des Stoffes nach Themen wäre vielleicht fruchtbarer gewesen und hätte die Verfasserin davor bewahrt, allzuvielen Probleme lösen zu müssen. Denn bei aller Bewunderung für die aus verschiedensten Quellen beigebrachten Erklärungen ist doch vieles ungeklärt und unerkannt geblieben. Bei dem dem Breslauer Domkapitel gewidmeten Blatt (Abb. 18) wird in der Beschreibung (S. 36) verkannt, daß das Haupt Johannes des Täufers, Wappen und Patron dieses Kapitels, die Hauptsache ist. Daß ein Greisenkopf „Paulus im Augenblick der Bekehrung“ darstellen könne, ist nicht möglich (S. 42). Die Äbte auf Nr. 57 sind Typen, keine Porträts, die Überlegungen über die Vorzeichnung hierzu (S. 42) sind daher müßig. Auf dem Frontispiz für Kremsmünster (Abb. 26) ist nicht die Klugheit, sondern Minerva als Architektin dargestellt (S. 44; die dort zitierte Quelle hat die richtige Benennung). Bei der Deutung des Kupfers (Abb. 33, S. 63) wird die Pointe übersehen, daß zwei weitere Perlenpforten verschlossen bleiben, da nur aus einer der drei habsburgischen Margarita (= Perle) Nachkommen hervorgingen. Der Stich Abb. 34 zeigt nicht Thetis mit Achill, sondern das Königreich Spanien mit der Infantin Margarita und bezieht sich auf die Zusage künftiger Vermählung mit Leopold I.; „Thetis“ bezieht sich auf dessen trauernde Mutter.

Bei der Huldigung auf Leopold I. (Nr. 1) ist nicht erkannt, daß dieser der neunte Habsburger dieses Namens und somit die Erfüllung ist, weil 9 die höchste Ziffer ist („omnes explebit numeros“). Die Frauengestalt, die Bohemia ihm vorführt, ist der Bergreichtum und nicht die Natur, einer Erzstufe ihrer Hand entspringt eine Metallader.

Bei Nr. 2 ist nicht erkannt, daß das Thema die nach dem Tod Ferdinands III. (2. April 1657, „Cum eo eram“) bevorstehende Kaiserwahl Leopolds ist. Darum sitzt er auf einem verhüllten Thron, den die Adlerklauen, die darunter hervorschauen, als kaiserlich erkennen lassen, und der Löwe in der Arena wird die Kugel mit dem Kaisertum ins Spiel bringen. Der Widmungstext sagt dies deutlich, wenn auch verschlüsselt.

Zu Nr. 3 ist Kaiser Rudolf in Bezug zur Eucharistie gesetzt. Das spielt auf die Geschichte an, die Schiller in der Ballade „Der Graf von Habsburg“ erzählt. „Ex Comite Eucharistico“ wird Rudolf Kaiser, sagt die Widmung, was daher nicht einfach mit „Begleiter der Eucharistie“ übersetzt werden kann.

Bei Nr. 4 hat sich die Verfasserin vergebliche Mühe gegeben (Anm. 21), die falsch gelesene Inschrift des Rades beim Wagen des Saturn zu deuten. Die Inschrift lautet nämlich „Comitibus Prudentia“ und nicht Comitibus Prudentiae. Alle weiter genannten Tugenden stehen wie Prudentia im Ablativ, es heißt also, daß Leopold in Begleitung all dieser Tugenden durch den Triumphbogen der Vorfahren einzieht. Dessen Inschrift „Ivere huc patres“ ist nicht wie die Vf. meint verschrieben, sondern bedeutet „Hierher gingen die Väter“. Auch die Darstellung der unteren Hälfte ist nicht verstanden. Der

Widmungstext sagt deutlich: Es geht um Pax und Connubia. Pax ist der im Mai 1660 geschlossene Frieden von Oliva. Minerva zu Seite der Austria zu Seite der Austria hat daher einen Ölzweig in der Hand und hat auf die Lanze einen (schwedischen?) Hut gedeckt. Connubia zu anderen Seite wird durch die Gestalt Spaniens verdeutlicht, da die 1651 geborene Infantin Margarita Leopold schon versprochen war (Verlobung 1664). Neptun hält auch nicht „eine dorische Säule“, sondern die Säulen des Herkules als Zeichen spanischer Weltmacht. (Bei der Wiedergabe der Dedikation ist in Z. 8 der sinnstörende Punkt zu tilgen).

Statt weiter zu prüfen, sollen nur noch einige auffallende Fehler berichtigt werden: Von „Kaiser“ Joseph I. kann 1687 und 1694 noch nicht gesprochen werden. 1690 wurde er nicht römisch-deutscher Kaiser, sondern zum deutschen König gewählt (S. 118). Bei Nr. 19 ist der Mönch mit dem Charitas-Zeichen nicht der hl. Felix von Cantalice, sondern der hl. Franz von Paula. Der Fürst mit dem Schwert darüber ist wohl der hl. Leopold. Die Heiligen bei Nr. 28 links oben sind die schlesischen Landespatrone St. Hyazinth und St. Hedwig (nicht Norbert und Ludmilla). In Nr. 42 werden die Heiligen Ulrich und Nikolaus von Tolentino zu Unrecht mit Salzburg in Verbindung gebracht, dargestellt sind vielmehr Vitalis und Thiemo. Die „Hora secunda“ in Nr. 49 ist aus der Bedeutung des Wortes secundus = glücklich zu verstehen. Bei Nr. 57 ist das erste Wapen nicht das von Banz, das nie zur Bayerischen Benediktinerkongregation gehört hat, sondern das von Attel (Abt Joseph Mayr 1687–1703). In Nr. 63 ist die Inschrift beim hl. Ignatius falsch gelesen, sie ist nicht Paraphrase, sondern Wiedergabe von Lk 12,49 in Fortsetzung der bei Christus stehende Worte. Die vielen Nullen auf der Inschrifttafel bei Andreas Bobola bedeuten, daß sie erst durch eine davorgesetzte Eins Wert erhalten („omnia nihil sine orthodoxae fidei unitate“). In Nr. 64 dürfte zur Linken Christi der hl. Franz Xaver stehen. Eine Entsprechung von Corsica und Borgias ist nicht einsichtig.

Mehr handwerklicher Art sind folgende Fehler: S. 28, A. 155 muß es wohl Praecedenz heißen. S. 29, A. 170 steht nur, daß 13 Adlige der Disputation beiwohnten, aber nicht, daß sie disputierten. S. 29, A. 179 lies Regalbögen statt Regalböden. Die Transskription des Kilianbriefes und der Rechnung (S. 44/45) ist fehlerhaft, die Abkürzung für Gulden und Kreuzer wie das verschnörkelte G (für Gnaden) werden nicht erkannt. Im Text ist zu lesen: noch nie keine so große Teses... Lebe also der guten Hoffnung... wie noch allzeit geschehen und andere fürneme Herren gethan. Das Wort „Fastes“ (S. 65) ist eine falsche Eindeutschung von fasti. S. 209 steht bei der Widmung falsch Brixensi statt Brixinensi. Das Thesenblatt für Kremsmünster wird anhand von zwei Quellen besprochen, ohne daß gegenseitig Bezug genommen wäre (S. 44 f. und 279).

Trotz allem – das Werk ist verdienstvoll, wenn auch das Material mit seinen weitgespannten Bezügen zu große Anforderungen für eine Dissertation stellte. Ja, es ist weitgehend spannend zu lesen, wie die Fülle der Bilder Stück für Stück entschlüsselt wird und die Anspielungen sich zu einem großen Thema zusammenschließen. Es muß für die Zeitgenossen ein großes intellektuelles Vergnügen gewesen sein, diese Bilderrätsel zu lösen. Wer sich mit Hilfe dieses Buches in diese Bilderwelt einliest, wird nicht mehr verständnislos vor barocker Allegorik stehen. Das Buch ist auch durch seine Gestaltung eine Freude. Die schwierig zu fotografierenden Großkupferstiche sind in meist brillanten Wiedergaben leicht zu studieren, das Großformat des Buches (38 cm) macht dies möglich. Bezeichnende Detailfotos lassen die Meisterschaft des Stechers erkennen. Der Text ist in zwei Spalten angeordnet, die Anmerkungen freundlicherweise in nächster Nähe, das Layout ist durchdacht, so daß man Text und Bild beisammen hat. Der Verleger hat, wie gewohnt, ein wirklich schönes Buch geschaffen.

Sigmund Benker

DER JOHANNITERORDEN – DER MALTESERORDEN. Der ritterliche Orden des hl. Johannes vom Spital zu Jerusalem. Seine Geschichte, seine Aufgaben. 3. überarb. Aufl. Hrsg. v. Adam Wienand in Verb. m. Carl Wolfgang v. Ballestrem und Albrecht v. Cossel. Köln, Wienand, 1988. 699 S. m. Abb., 2 Pläne. DM 88,-

Unter den Ordensmonographien, die der Verleger Adam Wienand in Köln herausbringt, nimmt der gewichtige Band über den Malteserorden neben den Bänden über die Cistercienser und die Kartäuser einen wichtigen Platz ein. Der Außenstehende hat es ja viel schwerer als bei einem klösterlichen Orden das komplizierte Gefüge von Rittertum, Hospitalpflege und Verteidigung der Christenheit zu verstehen. Hinzu kommt die Differenzierung des Ordens in Professritter, die einen ritterlichen Laienorden, der aber auch Kleriker als Kapläne aufnimmt, bilden, und angeschlossene Verbände verschiedener Stufen, von denen heute die Malteser- und Johanniterhilfsdienste besonders ins Auge fallen. Vermißt wird freilich eine Statistik über die Zahl der Mitglieder in den einzelnen Klassen der Ordenshierarchie. Weniger bekannt ist die umfangreiche Tätigkeit in Notgebieten der Dritten Welt, die in diesem Band ausführlich belegt wird. Für den Kirchenhistoriker bietet der Band ebenfalls reiches, sonst schwer zu findendes Material aus der fast 900jährigen Geschichte des Ordens. Besonders zu nennen sind Pläne und Abbildungen von Johanniterspitälern und -kirchen, besonders der erst ergrabene Grundriß des Spitals von Akkon und der des riesigen Krankensaals (91,5 m lang) in La Valletta. Ein Plan zeigt die Lage der Kommenden der Großpriorate Deutschland und Böhmen-Österreich und ergänzt so die kirchenhistorischen Atlanten.

Unserer Zeitschrift sei es gestattet, das Werk auch auf die Bezüge zu Bayern hin zu prüfen. Der ritterliche Orden war im bayerischen Reichskreis nur schwach vertreten. Eine Kommende, Altmühlmünster, lag in Kurbayern, eine in der Reichsstadt Regensburg. Die Kirche St. Leonhard in dieser Stadt wird wenigstens kurz erwähnt (S. 414), Altmühlmünster erscheint nur auf der Karte. Sehr kurz wird auch über die „Bayerische Zunge“ des Malteserordens berichtet, die 1781–1808 bestand (S. 280). Da diese aber dem Orden aus eigensüchtigem Interesse Karl Theodors aufgenötigt wurde, darf die Vertuschung dieser wenig ruhmvollen Geschichte in diesem Werk toleriert werden. Die gegenwärtige segensreiche Tätigkeit der Malteser auch in Bayern wird natürlich zu Recht gewürdigt (S. 576 ff).

In die Kenntnis von Geschichte und Gegenwart des Malteser- und Johanniterordens ist das Werk, an dem viele namhafte Ordensmitglieder und -historiker mitgearbeitet haben, eine unentbehrliche Einführung.

Sigmund Benker

MARIA MENGES, Schrifttum zum Leben und zur Verehrung der Eichstätter Diözesanheiligen Willibald, Wunibald, Walburga, Wuna, Richard und Sola. Im Auftrag der Universitätsbibliothek bearbeitet. St. Ottilien, Eos Verlag, 1987 (= Kirchengeschichtliche Quellen und Studien, 13). 172 S., 2 Taf. DM 38,-

Die regen Eichstätter Aktivitäten zur Feier des 1200. Todesjahres des hl. Willibald und zur Erforschung der diözesanen Geschichte zeigten die Notwendigkeit, die gesamte Literatur zu diesem Thema zu überblicken. Die Universitätsbibliothek griff unter ihrem Direktor Dr. Hermann Holzbauer diese Aufgabe an und stellte sich das Ziel, alles was „in Buchstaben und Noten, in Wort und Bild seit mehr als 1000 Jahren

berichtet wurde, zu sammeln, aufzuarbeiten und allen Interessierten zugriffsschnell darzubieten“. Bei der ungebrochenen geistlichen und bibliothekarischen Tradition Eichstatts war zu erwarten, daß das einschlägige Schrifttum an Ort vollständig gesammelt sei. Wenn auch der Herausgeber sich wegen Fehlern und Mängeln entschuldigt und beklagt, daß manche Schriften nicht beigebracht werden konnten und unauffindbar blieben, so ist doch das Ergebnis in Dichte und Fülle überzeugend. Die Autopsie, die die erfahrene Bibliothekarin Maria Mengs fast an allen Titeln durchführen konnte, sichert ein hohes Maß an Zuverlässigkeit und Vollständigkeit. 1158 Nummern werden gezählt, dazu kommen noch viele a-Nummern. Bücher, Aufsätze und beiläufige Erwähnungen werden gleichmäßig behandelt. Die Titel werden in alphabetischer Folge der Ordnungsworte gereiht, bei Sammelwerken jedoch entgegen bibliothekarischer Übung unter den Herausgebern (im Vorwort fälschlich: „unter dem Namen des Verfassers“).

Das hat freilich seine Tücken: So ist die Nr. 105 (hier unter dem Herausgeber) mit der Nr. 984 (anonymer Titel) identisch. Bei zwei Herausgebern entstehen Doppeleinträge (53 = 217, 379 = 602). Die konsequente Anwendung einer Katalogisierungsordnung mußte einer bei dieser Buchreihe üblichen Praxis – zum Nachteil der Sache – weichen. Unsinnig wird diese Bevorzugung des Herausgebers bei Texteditionen. So stehen die Ausgaben von Hugeburc oder Philipp von Rathsamhausen keineswegs an einem Ort, sondern müssen über das Register mühsam zusammengesucht werden (dabei passiert das Mißgeschick, daß die unter 384 – 385 verzeichneten Editionen Philipps im Register ausfallen und statt 582 583 zu lesen ist).

Die Titel sind, wo es nötig ist, annotiert, freilich nicht immer. So steht gleich unter Nr. 5 ein Aufsatz „Das Adelmänn’sche Motiv-Altärchen“ ohne Erläuterung. Der Kenner weiß, daß hier das Seldsche Silberaltärchen gemeint ist, aber im Register ist unter Seld nicht auf diese Nummer verwiesen (die Nummer 621 unter Adelmänn ist übrigens auch nicht verständlich).

Im Umgang mit dem Werk fragt man sich, warum statt der alphabetischen Anordnung nicht eine sachliche oder eine chronologische gewählt wurde. Erstere hätte zwar mehr Mühe verursacht und Verweisungen erfordert, würde aber dem Benutzer einen viel einfacheren Zugang zur gewünschten Literatur geboten haben, letztere hingegen wäre für Wachsen und Wandel des Interesses an den Bistumsheiligen aufschlußreich gewesen.

Einige Hinweise mögen noch dienlich sein: 86, 669, 1021, 1023 und 1024 sind anonym erschienen, in Nr. 217 lies Basnage, 224 lies Chapman, 229 ist der Titel fehlerhaft (vorhanden in Dombibliothek Freising), 374 lies „Aychstättischer Gnadenbrunn“, 435 lies Walburga, 456 lies Henschenius, 523 lies Franconica, 601 lies Seld, 1135 lies Bernardina, im Register fehlt bei Walburg Nr. 14.

Nachzutragen ist: Marie-Odile Garrigues, Sola. In: Bibliotheca Sanctorum, 11, 1968, Sp. 1285 – 1287; Theodor Stabell OSB, Lebensbilder der Heiligen. Schaffhausen 1865, I 239, II 32, 835 (Walburg, Willibald, Wunebald); Cleophas Distelmair, Icones Sanctorum. Augustae Vind. 1610, 66, 100 (m. Stichen); Christliches Jahr oder Leben deren Heiligen Gottes. Mannheim 1770, 7. Febr. (Richard), 7. Juli (Willibald) (mit Stichen); Giovanni Milanesi, Die Wandmalereien von Professor Ludwig Seitz in der Deutschen Kapelle der Basilika zu Loreto. Einsiedeln 1909, 70, Abb. S. 69 (St. Walburga); Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Pirmasens bearbeitet von Anton Eckardt und Hans Erich Kubach. München 1957, S. 425 ff. (Weiheinschrift in Niederschlettenbach vom Jahr 1068 mit Nennung von Willibald-Reliquien); Der Darmstädter Hitda-Codex. Bilder und Zierseiten a. d. Handschrift 1640 der Hessischen Landes- und

Hochschulbibliothek mit Erläuterungen von Peter Bloch. Berlin 1968, Taf. 3–4 (Überreichung des Evangeliars an Walburga), Text S. 87–89; Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Wien Bd. 3, 1956, S. 72 (Walburga-Wallfahrt Kematen b. Taufers), Bd. 5, 1958, S. 115 (St. Willibald OÖ); Österreichische Kunsttopographie, Bd. 21: Die Denkmale des pol. Bezirks Schärding, Wien 1927, S. 105–107 (Pfarrkirche St. Willibald); Rudolf Kriss, Wallfahrtsorte Europas München 1950 (Walburgawallfahrt Eichstätt S. 61–65); Lenz Kriss-Rettenbeck, Das Motivbild. München 1961, S. 71, 168 (Walburga-Votivbild 1794); Ders., Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens. München 1971 (S. 44: Walburgazettel, Abb. 101–105 Walburgisöl); Médard Barth, Handbuch der elsässischen Kirchen im Mittelalter. Bruxelles 1980, Sp. 697 f., 736, 743, 1206–1211, 1448, 1479, 1507, 1514, 1727 (Walburgapatrozinien), 357, 893 (Walburgareliquien), 1454 (Walburgabild), 1688 (Willibaldskapelle in Weißenburg 1333).

In unserem Erzbistum ist der hl. Willibald mit einer noch lebendigen Wallfahrt gegenwärtig, in St. Willibald bei Jesenwang. Hierzu wäre die in der Bibliographie der Kunst in Bayern, Bd. 2, 1964, unter Nr. 21123–21126 verzeichnete Literatur nachzutragen, ferner das Jesenwanger Heimatbuch von Joseph Woerl (Jesenwang 1920). (Im Register zu Jesenwang ist 1101 in 1102 zu verbessern).

Der hl. Walburga sind zwei kleine Kirchen geweiht, die seit 1349 belegte ehemalige Spitalkirche beim Kloster Seon (dazu Johann Doll, Seon, ein bayer. Inselkloster. München 1912, S. 11, 18, 36) und die Kapelle beim freisingischen Schloß Erching (dazu Hanns Lutner, Erching. Oberbayer. Archiv 104, 1979, S. 435, 447; die Existenz dieser Kapelle ist 1315, ihr Patrozinium 1524 belegt). 1172 sind Reliquien in Schäftlarn belegt und 1198 ein Kirchenpatrozinium in Straßlach (Die Traditionen des Klosters Schäftlarn. München 1953, Nr. 498 u. 502).

Diese Bemerkungen möchten dazu dienen, daß das mit großem Fleiß und umfassendem Weitblick angelegte Werk einmal eine verbesserte und aktualisierte Neuauflage erlebt. Die Forschung im Bereich der Diözesangeschichte wie auch in dem der Frömmigkeits- und Kultgeschichte wird immer dankbar dieses Buch benutzen.

Sigmund Benker

MARCUS JUNKELMANN, Napoleon und Bayern. Von den Anfängen des Königreiches, Verlag Friedrich Pustet Regensburg 1985, 397 Seiten. DM 46.–

Von der unbestrittenen These ausgehend, daß die Errichtung des Königreiches Bayern sowohl einer der tiefsten Einschnitte in die Geschichte des Landes als auch eines der weitestreichenden Ergebnisse des Eingreifens napoleonischer Politik in Deutschland gewesen sei, wird hier eine Studie vorgelegt, die, abgesehen von einem Rückblick auf die bayerisch-französischen Beziehungen seit der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, bei den Ereignissen der Französischen Revolution ihren Ausgang nimmt und den chronologischen Bogen bis zum Tod des ersten bayerischen Königs Max I. Joseph im Jahre 1825 spannt.

Auf der Suche nach der Quintessenz der Forschungen Junkelmans legt die Zusammenstellung von Haupt- und Untertitel die auch vom Autor selbst formulierte Frage nahe, inwieweit die Umwälzungen dieser Jahre in Bayern Folgen des persönlichen Willens Napoleons oder nur, teilweise verspätete, Reaktionen auf größere geistige Strömungen, die im Laufe des 18. Jahrhunderts ganz Europa erfaßt hatten, waren. Für die

Kirchengeschichte bedeuteten die Jahre napoleonischen Einflusses auf Bayern Säkularisation, Kampf gegen religiöses Brauchtum, Einführung der Toleranz und Unterordnung der Kirche unter den Staat. Gleichzeitig aber war Napoleon wie viele Aufklärer seiner Zeit auch der Meinung, daß gesellschaftliche Ordnung und sozialer Friede ohne Religion nicht zu schaffen seien: „Die Gesellschaft ist undenkbar ohne Ungleichheit, Ungleichheit unerträglich ohne einen Moralkodex und ein Moralkodex unannehmbar ohne Religion“ (S. 185). Wenn der Autor nicht zuletzt aus dieser Äußerung Napoleons den Schluß zieht, dieser sei keineswegs kirchenfeindlich eingestellt gewesen und habe schließlich die Aufgaben der Kirche in der Seelsorge und in der Erziehung sogar gefördert, weist er damit gegen seine eigene These von der nachhaltigen Prägung Bayerns durch persönliche Willensakte des Kaisers nach, daß das Schicksal der bayerischen Kirche in dieser Zeit keineswegs von dem der Kirche in anderen Ländern aufgeklärter absolutistischer Herrscher wesentlich unterschieden war. Schon zwei Jahrzehnte vorher hatte etwa der Josephinismus ganz wie das napoleonische gefärbte Bayern der Jahrhundertwende Klöster aufgehoben und das religiöse Brauchtum als „Aberglauben“ bekämpft, mit dem Rückgriff auf altkirchliche und biblische Traditionen aber auch die Seelsorge und die sogenannte tätige Nächstenliebe beschworen. Von einer Religionskritik, wie sie das spätere 19. Jahrhundert hervorbrachte, waren beide Denksysteme weit entfernt. Nur vor diesem Hintergrund läßt sich auch das vom Verfasser als Kuriosum notierte Phänomen erklären, daß die Kirchenpolitik Napoleons in Frankreich für die Kirche zu einer Verbesserung der Situation geführt habe, während die sehr ähnlichen kirchenpolitischen Reformmaßnahmen Montgelas' in Bayern zu einer radikalen Verschlechterung der gesellschaftlichen Position der Kirche geführt habe. Wenn der genuine Einfluß Napoleons auf die bayerische Kirchenpolitik aber nicht überschätzt werden darf, muß auch des Verfassers Interpretation des Konkordates von 1817/21 als „Abkömmling napoleonischer Kirchenpolitik“ in Frage gestellt werden. Bei der Bewertung der Säkularisation verfolgt Junkelmann eine ambivalente Position, unterstreicht dabei aber ganz zu Recht die Bedeutung der Klöster als kulturelle Zentren und die daraus entstandenen negativen Auswirkungen der Säkularisation nicht nur auf die Kirche, sondern auf das kulturelle Leben des ganzen Landes.

Gerade dieser Aspekt wird ansonsten leider etwas vernachlässigt, indem der Verfasser seine Geschichtsschreibung in weiten Teilen auf die politischen Koalitionen und die großen militärischen Konfrontationen beschränkt und dabei die Kultur- und Geistesgeschichte zu sehr an den Rand drängt. Dafür sind aber gerade seine Schilderungen der Schlachten detailreich, plastisch und fesselnd und oft auch über die bloßen Fakten hinaus sehr instruktiv, etwa bei einem Exkurs über das zeitgenössische Lazarettwesen (S. 252, 294f).

Eine besondere Würdigung verdient der eigenwillige Aufbau des Buches: Eine enge Verbindung von Zitaten aus Texten verschiedener Gattungen und zeitgenössischen Bildern mit den Äußerungen des Verfassers führt dazu, daß die Abbildungen nicht nur als Illustration erscheinen, sondern als Doppelung der didaktischen Methoden das Vorgelegene belegen und ergänzen. Dazu gehört auch, daß die Wort- und Bildquellen ausführlich interpretiert werden und durch Verweise leicht auffindbar sind. Die zahlreichen Stichworte am Rand erschweren zwar zuweilen das Lesen, andererseits werden dadurch auch die Karten und Abbildungen des Anhangs gut mit dem Text verknüpft, und die vielen Zwischenüberschriften lassen den Band auch als Nachschlagewerk geeignet erscheinen.

Eine Anregung zur wissenschaftlichen Diskussion ist die geistesgeschichtliche Wertung, die der Autor in seinem letzten Kapitel über die Regierungszeit König Max I. Joseph vorträgt: Die reaktionäre Erstarrung der Verhältnisse nach dem Wiener Kongreß habe die Zeit Napoleons bald als eine Epoche dynamischer Veränderung erscheinen lassen, dergegenüber die folgenden Jahrzehnte bis zum Regierungsantritt König Ludwig I. als zu vernachlässigende historische Größe zu betrachten waren. In Abgrenzung zu dieser Position plädiert der Verfasser für ein dynamisches Verständnis der Kulturgeschichte des frühen 19. Jahrhunderts und damit für eine Aufwertung der Jahre König Max I. zu einer Zeit wichtiger kultureller Weichenstellungen: Gedanken, Pläne, aber auch erste Ausführungen, so das Nationaltheater, der für München so prägenden klassizistischen Bauten, die stets mit König Ludwig I. in Verbindung gebracht werden, fallen in die Regierungszeit des Vaters. Auch die moderne Stadtplanung, die dafür eine Voraussetzung war, wurde unter Max I. eingeleitet. Ähnliches gilt für die Malerei und die Literatur, bei der in Bayern bereits sehr früh eine romantische Tendenz mit der Aufklärung zu konkurrieren begann. Am überzeugendsten wirkt dieser Gedankengang des Autors bei der Besprechung des Einflusses des napoleonischen Bayern auf die Musikentwicklung, bei der es galt, das Vakuum auszufüllen, das durch das Ende des kulturellen Lebens in den Klöstern und an den kleineren Fürstenhöfen entstanden war. Durch die Vermehrung staatlichen Kunstbesitzes, nicht nur in Folge der Säkularisation, wurden in den fraglichen Jahrzehnten die museumspolitischen Probleme zwischen Zentralismus und Föderalismus aufgeworfen, die bis heute ein wichtiges Thema sind. Ob aus diesen Hinweisen tatsächlich das Plädoyer des Verfassers für eine Höherbewertung Max I. zuungunsten seines Sohnes abgeleitet werden kann, sei dahingestellt.

Ein Itinerar Napoleons in Bayern, Kartenwerke zur politischen Geographie der Zeit, kommentierte Literaturhinweise sowie ein Namens- und ein Ortsregister komplettieren das Werk über sein eigentliches Thema hinaus zu einer umfassenden Studie über eine Zeit tiefgreifender und bis heute prägender Umwälzungen nicht nur in Bayern.

Bernhard M. Hoppe

HANS-JÖRG NESNER, Das Erzbistum München und Freising zur Zeit des Erzbischofs und Kardinals Franziskus von Bettinger (1909 – 1917) (= Münchener Theologische Studien, I. Historische Abteilung, Band 28), St. Ottilien 1987, XXXV und 296 Seiten, Preis DM 78,-

Die noch wenig erforschte Geschichte des Erzbistums München und Freising hat durch den anzuzeigenden Band, einer theologischen Dissertation der Universität München im Bereich der Kirchengeschichte, eine wesentliche Bereicherung erfahren. Schon das Verzeichnis der ungedruckten und gedruckten Quellen, der Literatur sowie der ausgewerteten Zeitungen macht dies deutlich.

Ein erstes Kapitel der Arbeit schildert in Form einer Skizze das Leben und Wirken des Erzbischofs und Kardinals, indem die Jugend- und Studienjahre, der Pfarrseelsorger und Domherr sowie der Erzbischof und Kardinal vorgeführt werden, während der Erzbischof als Metropolit ein wenig zu kurz gekommen erscheint. Das zweite Kapitel der flüssig geschriebenen Darstellung widmet sich dem Metropolitankapitel als Regierungsbehörde und der allgemeinen Verwaltung des Erzbistums, wobei u.a. ausführliche und instruktive Angaben zur Bevölkerung innerhalb des Erzbistums ebenso gemacht

werden wie zu den zahlreichen Pontifikalhandlungen, zum Institut der Weihbischöfe sowie zu den „gemischten Angelegenheiten“, den Belangen zwischen Staat und Kirche. Die Mitglieder des Metropolitankapitels werden hierbei nicht nur der Person nach genannt, sondern deren Werdegang aufgezeigt, so daß ein instruktives Bild der unmittelbaren Mitarbeiter des Erzbischofs zustande kommt. Das dritte Kapitel ist dem „normalen“, d. h. „niederen“ Seelsorgeklerus, seiner zahlenmäßigen Entwicklung, seiner Stellung in Staat, Kirche und Gesellschaft und nicht zuletzt seiner wirtschaftlich-finanziellen Versorgung gewidmet, aber ebenso der Priesterausbildung und deren Institutionen. Darüber hinaus wird hier auch im Detail über die Kriegsjahre und die Feldseelsorge gut informiert. Die im Erzbistum tätigen Orden und Kongregationen sowie das Kollegiatstift St. Kajetan kommen im vierten Kapitel zur Sprache, während im fünften das Vereinswesen in seinen mannigfachen Verzweigungen dargestellt wird. Umfangreiche Tabellen zur Statistik der Priester und Ordensleute in der bayerischen Armee während des 1. Weltkrieges, zum Personalstand der männlichen und weiblichen Orden und Kongregationen im Erzbistum überhaupt sowie zur Entwicklung einiger Standesvereine vervollkommen das detailliert Geschilderte. Register für Personen und Orte runden das Ganze wohltuend ab, während man ein Sachregister leider vermißt.

Einige Desiderata bleiben freilich offen: So etwa das Verhältnis des Seelsorgeklerus zu Wissenschaft, Literatur und Kunst oder über das religiöse Leben in den Pfarreien des Erzbistums, worüber zumindest Visitationsprotokolle und „Paschalberichte“ Auskunft geben. Hier macht sich die Nichtauswertung der entsprechenden Quellengattungen im Staatsarchiv München sowie vor allem in den Archiven der einzelnen Pfarreien ungünstig bemerkbar. Auch eine Konsultierung des für die Pontifikate Pius X. und Benedikt XV. nunmehr geöffneten Vatikanischen Geheimarchivs mit seinen verschiedenen Abteilungen wäre sicher vorteilhaft und zumindest für die Drucklegung der Studie seit 1986 möglich gewesen.

Einige kleinere Korrekturen und Ergänzungen: die Tagebuchaufzeichnungen Joseph Bernharts gehören nicht in Privatbesitz, sondern zum Nachlaß Bernharts überhaupt und damit in die Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek, auch wenn der Autor diese anderwärts benützen konnte; E. Weis (Montgelas 1759 – 1838, München 1971) hat inzwischen eine 2. Auflage erfahren; zu H. M. Körner (Staat und Kirche in Bayern 1886 – 1918, Mainz 1977) gibt es nicht unbeachtliche Ergänzungen und Korrekturen in der Besprechung dieser Arbeit in der Historischen Zeitschrift 233 (1981) 463 – 466; zu S. 10 Anm. 52 und S. 11 Anm. 85 und 87 vermißt man einen Hinweis auf das im Literaturverzeichnis genannte entscheidende Werk von R. Brack (Deutscher Episkopat und Gewerkschaftsstreit 1900 – 1914, Köln-Wien 1976); die rechtliche Grundlage für die Errichtung des Metropolitankapitels war keineswegs ausschließlich das Konkordat von 1817 (vgl. S. 65), sondern zumindest ebenso die päpstliche Zirkumskriptionsbulle von 1818 und deren Durchführung 1821; bei einigen Domherren, so z. B. Dompropst Anton Lechner, Domdekan Sebastian Degenbeck, Anton Thoma und Michael Buchberger, fehlen Hinweise auf die 1981 bzw. 1986 erschienenen Jubiläumsschriften von St. Nikolaus und St. Zeno in Bad Reichenhall; über den S. 166 erwähnten und behandelten Andreas Schmid orientiert neuestens (1985) die Epistula des Herzoglichen Georgianums mit einem Beitrag.

Diese hier gemachten Ausstellungen können jedoch den wissenschaftlichen Wert der anzuzeigenden Studie nur geringfügig beeinträchtigen. Diese ist – auf Ganze gesehen – eine gute Leistung, zu welcher man den Verfasser beglückwünschen darf.

Engelbert M. Buxbaum

